This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

48584.29.10

Harvard College Library

FROM THE FUND IN MEMORY OF

Henry Wadsworth Longfellow

BEQUEATHED BY HIS DAUGHTER

Alice M. Longfellow

MDCCCCXXIX

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

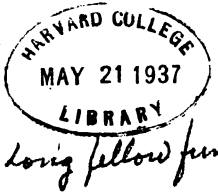
E. von Houwald.

Vierter Band.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1826.

4-S 84: 29.10



57.178
12.7

Inhalt.

Magiſter Rößlein. 1810. . . . S. 1

Raimund. 1811. . . . . — 61

Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen. 1811. . . . . — 87

Almenorade. Ein Trauerſpiel. 1812. . — 109

Lebensharmonie. 1812. . . . — 123

Der Orakelſpruch. Operette in Einem Acte. 1812. . . . . — 159

Haushahn und Paradiesvogel, oder die Gebirgsreiſe. Ein Mährchen. 1813. . . . . — 207

Magister Rößlein.

1810.

In der Stadt Bamberg lebte vor Zeiten ein gelehrter Mann, Namens Magister Rößlein, der in der griechischen und lateinischen Sprache wohl erfahren, auch in der Musik und andern freien Künsten nicht ungeübt war. Weil er aber, von Natur stiller und blöder Gemüthsart, weder etwas aus sich selber zu machen, noch sich hohe Gönner und Freunde zu erwecken wußte, so hatte Fortuna, die als ein Weib nur kecken Gesellen hold ist, sich ihm nimmer freundlich erweisen wollen; er mußte vielmehr als Rathscopist und nebenbei mit Unterricht in alten Sprachen und Musik sich fast kümmerlich durch die Welt schleppen, und kam, der Ordnung und Sparsamkeit überdies wenig ergeben, und dem Weinglas etwas über die Gebühr zugethan, in seiner Wirthschaft von Tag zu Tage mehr zurück.

So geschah es denn, um solchem Uebel auf einmal einen Riegel vorzuschieben, und weil ihn die grauen Härlein da und dorten auf seinem Haupte an eine Pflegerin im Alter erinnerten, daß er eine

noch in frischen Jahren blühende Wittwe, die in seinem Hause wohnte, zur Ehegenossin erkor, dadurch aber in der Wahrheit nur desto größerem und unleidlicherm Uebel Thor und Thür öffnete. Frau Mathildis war gar hoffärtigen und herrischen Wesens und heftigen, unverträglichen Gemüthes, wußte sich bald des Hausregiments dergestalt zu bemächtigen, daß er nichts ohne ihren Willen thun oder lassen durfte, hielt ihn in scharfer Zucht und schmaler Kost, setzte ihm auch unterweilen mit Eifersucht und argwöhnischen Gedanken hart zu, in Summa, sie brachte ihm den Rosenstock des Ehestandes aller Blumen und Blätter baar und ledig als kahlen Dornenstrauch ins Haus, und es war ihm in kurzem von seinem sonstigen frischen, frohen Muthe kaum noch so viel überblieben, daß er sich zuweilen lachend mit dem Esel vergleichen mochte, dem zu wohl war, und der aufs Eis ging.

Da stellte sich einstmals, als er mit frühem Morgen durch ein enges Gäßlein schlich, ein zerlumptes Bettelweib ihm in den Weg, und griff nach seiner Hand, und als er sich unmuthig von ihr losmachend fürbaß seiner Straße ging, rief sie ihm mit heiserer Stimme nach: „Rößlein, Rößlein, wohinaus mit deinem schweren Sack? Wenn du mir ein gut Wort giebst, helf' ich dir davon!“

Darob schaute er, einen Augenblick verweilend, sich nach ihr um, und schnell war sie ihm wiederum zur Seite, und sprach neben ihm fortgehend: „es ist fast Schade um dich, daß du um fremder Schuld willen sollst gehangen werden. Ich will dir einen Schatz verkaufen, um den wohl mancher Hab' und Gut geben möchte. Verwahr' ihn wohl und gebrauch' ihn verständig.“ Sie zog darauf ein Büchlein unter ihrem Brusttuch hervor und steckt' es ihm in die Hand, ließ auch nicht ab, in ihn zu dringen und ihm des Büchleins verborgene Kräfte anzupreisen, bis daß er endlich, da sie unterdeß in eine volkreichere Gasse getreten waren, und er sich der Begleitung schämte, ihrer los zu werden, einen Gulden aus dem Beutel langte, und das Büchlein dafür an sich nahm.

Es waren wenige Blätter Pergament mit halb verblichener uralter Schrift, untermengt mit wunderlichen Zeichen und Figuren, und da er am Abend im stillen Kämmerlein die altfränkischen Züge genauer anschaute, und anfing zu lesen, wär' ihm vor Schreck fast das Buch entfallen, denn da zeigte sich ihm klar, daß es nichts minder sey, als eine Anweisung und Formel, den Teufel zu beschwören und ihn zu des Menschen Dienst zu verpflichten.

Von da an war es um seine Ruhe geschehen. Es lag ihm Tag und Nacht nichts anders zu Sinne, als das verwünschte Büchlein, und wie er seine Kraft erproben möchte; in seinem Innersten erhob sich ein Tumult, als habe sich der Böse schon leibhaftig bei ihm ins Quartier gelegt, und wolle sein Gewissen, als den rechtmäßigen Wirth, unter Zanken und Streiten von Haus und Hof vertreiben. Wenn jener dann den zeitlichen Vortheil des Leibes mit lauter Stimme herrechnete, so schrie dieses desto jämmerlicher, doch lieber den ewigen Vortheil seiner Seele zu bedenken; wenn dieses ihm die Greulichkeit des Höllenpfuhls und die ewigen Qualen der Verdammten zeigen wollte, schlug jener ein teuflisches Gelächter auf, schalt das Gewissen ein altes Weib, und mußte den Genuß aller Erdengüter und Wollüste aufs herrlichste auszumalen, vergaß auch nicht die Befreiung von Frau Mathildens hartem Ehejoche als ein schweres Gewicht auf seine Waagschale zu legen, so daß dem armen Magisterlein bei diesem Streit oftmals der helle Angstschweiß an die Stirne trat, nicht Speise noch Trank ihm fürder munden wollte, und kein Schlaf sein Lager heimsuchte.

So hatte er es schon viele Tage getrieben, als er einst seinem guten Freunde und ehemaligen Zech-

gesellen, Meister Stumpfen, dem Maler, auf der Straße begegnete, dieser ihn um seines bleichen und trübseligen Ansehens willen aufzog, und unter allerhand lustigen Reden und Schwänken in ein Weinhaus nöthigte, dort einen Schoppen mit einander zu leeren.

Dem Magister ging bei der langentbehrten Gottesgabe das Herz auf; aus einem Schoppen wurden bald zwei, drei und viere, und er ging endlich spät am Abend wohlgemuth, mit aufgerichtetem Haupte und leuchtendem Antlitz seines Weges heim. Als er an sein Haus gelangte, war die Thüre fest verschlossen; es regte sich kein Fußtritt im Hause. Weil er aber Licht sah, und seine Frau darin wähnte, stieg ihm der Aerger je länger je mehr zu Kopfe, und in seinem Weinmuth erraffte er einen Stein, schlug damit ein Fenster entzwei, und stieg also einem Diebe gleich, in sein eignes Haus. Er sah sich aber vergebens nach Frau Mathilden um, die ausgegangen war, ihn zu suchen und des Willkommens gedenkend, der sein bei ihrer Heimkehr harrete, begann ihm das Müthlein plötzlich zu sinken.

Indem erhob sich in dem Nebengemach ein greuliches Gepolter. Da er erschrocken mit der Lampe hinzulief, sah er, daß ein Bret, worauf viele Bücher

standen, mitten entzwei gebrochen war; das Teufelsbüchlein, welches er unter die andern Bücher versteckt hatte, kollerte ihm eben bei seinem Eintritt entgegen. Er hatte dessen den ganzen Tag nicht gedacht, jetzt aber stand er lange davor, es nachdenklich anschauend, hob es endlich auf, und setzte sich damit an seinen Tisch. Und wie er so darin blätternd die seltsamen Zeichen und Bilder betrachtete, wurde ihm nicht anders, als ob er in einem herrlichen Blumengarten voll Farbenpracht und Wohlgeruch sich erginge; es erwachte ihm eine unendliche Lust sie anzuschauen, ja es däuchte ihm fast, als sprächen sie mit ihm und sagten: jetzt ist es an der Zeit, jetzt ist der Augenblick kommen! Und es wuchs ihm das Herz, und er fühlte eine heftige Begier, ihre verborgne Kraft zu erproben, und sprang auf, holte aus seiner Frauen Wandschrank zwei gemalte und geweihete Wachskerzen und ein Stücklein geweihte Kreide herbei, zog einen Kreis auf dem Boden des Gemachs, brachte rund herum die Zeichen und Figuren an, wie das Büchlein es vorgeschrieben, stellte die brennenden Kerzen in den Kreis, trat endlich, den Weihkessel an der Thür mit sich nehmend, selber hinein, indem er das Zeichen des heiligen Kreuzes vor sich schlug, und hub an mit zitternder Stimme und wankenden Knien

die Beschwörung zu lesen. Doch ermannte er sich bald, da alles ruhig blieb, und fuhr mit lauter und starker Stimme fort, und immer lauter und stärker, je mehr er sich dem Ende nahete, und sich immer noch nichts zeigen wollte.

Jetzt war das Büchlein aus, die Beschwörung vollzogen; er harrte eine lange Weile, aber es blieb still und ruhig wie zuvor und war nichts zu vernehmen, als der Holzwurm, der in dem Wandgetäfel pickerte, und schon wollte er halb lachend, halb unwirsch aus dem Kreise treten, da fing es vor dem Fenster an leise zu rauschen, die Kerzen knisterten und brannten dunkel, das Rauschen war ihm bald zur Seite, ein heftiger Windstoß schlug an das Fenster, daß die Scheiben klirrten, die Zeichen um den Kreis herum zuckten in rothen Flammen auf. Darauf ward es wiederum still, Meister Rößlein hämmerte das Herz hörbar an die Rippen, und draußen vor dem Hause erhub sich eine klägliche Stimme wie eines Hülfsbedürftigen und begehrte Einlaß. Er vermochte aber keinen Fuß zu regen, und war das ohne Zweifel zu seinem Glücke. Ueber eine Weile klopfte es an die Thür und rief: „Magister Rößlein, macht auf! Ich komme von eurer Frau!“ Dieser aber, des Bösen arge List wohl merkend, der ihn nur aus dem Kreise locken

wollte, sprach: „wenn du der bist, den ich gerufen, so ist ja keine Thür für dich verschlossen; tritt herein! — Da öffnete sich leise die Thür, und ein Männlein von geringem Wuchse, doch breit an Schultern, trat reich gekleidet, mit Federhut und Scharlachmantel flink herein, trippelte auf eine seltsame Weise bis an den Rand des Kreises und rief mit krähender Stimme: „guten Abend, Magister Rößlein; da bin ich! Was verlangst du von mir?“ — Rößlein war keines Wortes mächtig. — „Sprich ohne Scheu, fuhr jener fort; ich bin den gelehrten Leuten wohl geneigt, und sind mir von jeher aus den Wissenschaften der guten Freunde viele zugewachsen. Emolliunt mores. Ich hab' wohl vordem auch das meinige darin gethan, doch mangelt unser einem die Zeit, dem Studio obzuliegen.“ —

Als der Magister ihn so reden hörte, wurde ihm ein wenig leichter ums Herz, ja wenn er den großen Kopf anschaute und die langen Arme, die bei jedem Wort die possirlichsten Bewegungen mit einander machten, wollte ihn fast das Lachen anwandeln.

„Nun, so sage mir dann,“ fing jener wieder an, „was ist die Ursach, daß du mich rufst? Zwar sollte man euch nach der wahren Ursach eures Thuns keineswegs fragen. Wißt ihr sie doch selber kaum? Oder ihr mögt sie euch nicht eingestehen, euch selbst

und andere mit gar schönen Worten betügend; und die Andern thun als glaubten sie es, blos damit sie bei Gelegenheit sich und andere wieder damit betügen können, nicht unähnlich einem Narren, der die Wände seines Gemachs mit seinem eignen Unrath anstreicht und sich und andern weißmacht, es sey ächte Vergoldung. — Nichts für ungut, Meister," — fuhr er fort, einen Sessel herbeiholend und sich setzend. — „Daß ich, trotz euch, etwas auf den Schein gebe, siehst du an meiner Kleidung. Ich putze mich auch gern und wollte nur sagen, du möchtest es gewißlich nicht eingestehen, nur darum mit dem Teufel angebunden zu haben, weil du deiner Frau das Geld versoffen hast: ich soll dir die Strafpredigt ersparen. — Nun also sprich: du möchtest gern, daß ich deine Frau holte? Geht nicht, mein Rößlein! Auch ersparen mir böse Weiber auf Erden gar viele Mühe und Arbeit. Und was willst du?: Jeder Mann, der ein böses Weib hat, ist doch nur selber Schuld daran. Deins ist keine von den schlimmsten, und ich dächte wohl mit ihr fertig zu werden." — „Das käme auf eine Probe an" — fuhr der Magister heraus, der jetzt aller Bangigkeit ledig geworden — „versucht es nur!" — Jener schaute ihn lange nachdenkend an, und lächelte dazu gar bittersüß. — „Höre, Würm-

lein“ sprach er endlich „ich bin heute wohlgelaunt, wie du siehst und möchte schier deine Aufforderung annehmen.“ — „Topp! topp!“ schrie Magister Rößlein. — „Doch nicht umsonst!“ fuhr jener fort. „Ich setze ein Jahr; allein merk' wohl auf, halte ich das Jahr bei deinem Weibe aus, so bist du mein auf ewig.“

„Wohlan — entgegnete Rößlein muthig, denn er verließ sich auf seine Frau — also sey es! Ich bins zufrieden. Doch sollst du mir dann vorerst noch zwanzig Jahre auf Erden zu Diensten seyn.“

Der Teufel, der ihn wohl dahin zu bringen gedachte, daß er selber sich diese Zeit verkürze, ließ sich den Vorschlag gefallen, und so wurden sie eins, Magister Rößlein solle hinreichend ausgestattet mit dem morgenden Tage die Stadt verlassen, und sich an irgend einen andern Ort begeben, jener aber unter dessen Gestalt in seine Stelle treten, während dieser Zeit aber nicht allein gänzlich auf alle übermenschliche Macht verzichten, sondern auch allen Gebrechen, Leiden und Fehlern menschlicher Natur hingegeben und unterworfen seyn.

Was aber wird mir, sprach Magister Rößlein, so ihr die Probe nicht bestehe? Tausend Goldgülden wäre wohl das allerwenigste, als Schadloshaltung, daß ihr indeß bei meinem Weibe geschlafen!

Das Scharlachröcklein nickte lächelnd mit dem Kopfe, schob ihm Feder und Papier in den Kreis, und hieß ihn dann sich in den Finger ritzen und mit seinem Blut den Vergleich aufsetzen und unterschreiben. Es ist nun einmal also Form und Brauch, fügte er hinzu, und jedes Ding hat sein Recht.

Nachdem alles geschehen, sprach er aufstehend: „wohlan, in einer Stunde sollst du weiter von mir hören.“ Darauf schlug er seinen Mantel auseinander, und unter einem heftigen Sturmwind, der durch das Gemach fuhr, verschwand er in einer Flamme, die auf der Stelle, wo er gestanden, aus dem Boden schoß.

Als Magister Rößlein sich nun wiederum allein sah, in seinem Kreise stehend, alles unverändert um sich her, und wieder den Holzwurm pickern hörte im Wandgetäfel, da wollte ihm fast bedünken, daß er nur geträumt oder ein betrügliches Spiel der Einbildung ihn geäfft habe. Indem er aber noch also wie zwischen Traum und Wachen dastand, vernahm er die Stimme seiner Frau im Nebengemach und bald darauf an seiner Thür, die sie ihm zu öffnen befahl. Der langen Dienstbarkeit gewohnt, gehorchten seine Hände und Füße dem Befehl, bevor er sich noch recht besinnen konnte; doch als nun seine Frau eintretend alsbald mit Vorwürfen und garstigen

Worten auf ihn losfuhr, kehrte ihm schnell die Besinnung und Erinnerung zurück, und trieb ihn zu raschem Entschluß. Er machte die Thür eines anstoßenden dunkeln Kämmerleins weit auf, schob seine Frau, trotz allem Widerstand, hinein, verschloß hurtig, und verriegelte die Thür von außen, und nichts mit sich davon tragend als das Teufelsbüchlein, nahm er eiligst seinen Ausgang wieder durch das zerbrochne Fenster, wo er den Eingang gefunden und lief, als ob die Hölle oder sein Weib hinter ihm wäre, die Straße hinab, that auch seiner Eil nicht eher Einhalt, als bis er vor die Thür des wohlbekannten Weinhauses gelangte, wo er noch Licht und lustige Gesellschaft vermerkend, sich durch einen Trunk zu erfrischen beschloß, denn die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Er fand beim Eintritt viel muntre Gäste hinter den Tischen; Meister Stumpf saß auch noch dabei, und kam ihm sogleich jubilirend mit dem Becher entgegen. Es war große Freud' und Herrlichkeit auf allen Zungen; der Wein blühte auf den Gesichtern wie eine Morgenröthe des tausendjährigen Reichs; Meister Stumpf aber hieß den Wirth nach einer Weile einen Trunk Johannisberger aus Nummer 2. herbeischaffen, schenkte, da er gebracht wurde, alle Becher voll, und hub an zu singen:

Laßt, Gesellen, euch erzählen,
was der Wirth mir anvertraut,
als ich kam, den Wein zu wählen,
den ihr in den Bechern schaut!

Jetzt, sprach er, laßt Lieder schallen:
was euch drückt, ist absentirt;
Sorge ist im Brunn gefallen,
Kummer ist vom Schlag gerührt,

Schmerz und Companie verdorben,
Leid von Freude arretirt,
selbst die Sünde ist gestorben,
und der Teufel ist cassirt!

Alle wiederholten jubelnd die letzte Zeile und gaben dem Sänger ihren Beifall zu erkennen, da klopfte es dreimal an das Fenster, daß alle Köpfe sich stracks dahin wandten, und der Wirth trat herein, meldend, es sey jemand draußen, der den Magister Röslein zu sprechen begehre. Dieser, wohl merkend wer er sey, erbleichte ein wenig, doch erhub er sich, nahm ein Licht und ging hinaus. So vorbereitet er nun aber auch darauf war, wich er doch erschrocken zurück, da ihm hier sein eignes leibhaftiges Conterfei entgegen trat.

„Du erschrickst vor dir selber?“ hub der Teufel an. „Wahrlich, kännte ihr Menschen euer Innerstes also, wie du dein Ebenbild von außen, vor euch sehen, ihr hättet wohl Ursach zu erschrecken. Doch jetzt schicke dich zur Reise. Es ist an der Zeit. Ich hab' ein Fuhrwerk draußen für dich bestellt; welches dich windschnell dahin bringt, wohin deine Gedanken stehen. Ich will hinein gehen und deinen Gesellen Bescheid thun.“ — Darauf reichte er ihm einen Beutel mit Gold, nahm das Licht, und schob ihn hinaus auf die Straße.

Als er nun in das Gemach unter die Zechgenossen trat, verlangten einige zu wissen, wer draußen gewesen sey. „Der Teufel wars“ entgegnete er „von dem ihr gesungen; er bat um einen Zehrpfennig, da er jetzo mit Recht ein armer Teufel zu nennen.“

„Warum habt ihr ihn nicht mit hereingebracht?“ — rief Meister Stumpf — „Wir hätten gern Brüderschaft mit ihm getrunken.“ — Jener lächelte und sprach: „Kommt Zeit, kommt Rath! Ich denke, ihr alle sollt ihn einmal näher kennen lernen, als euch lieb seyn wird.“ Darüber erhub sich ein Gelächter; es wurde mancherlei über den Teufel gesprochen, wobei denn er selbst einige lustige Stücklein von sich zum Besten gab, und nicht ver-

schlte, zum Trinken aufzumuntern und Gelegenheit zu geben, so daß die Compagnie in ihrer Lust bald gar übermuth und unbändig wurde.

Als er solches sah, wußte er unvermerkts den Zankapfel auszuwerfen, die Gemüther zu erhitzen, das Feuer von beiden Seiten geschickt zu schüren; es kam zu harten Worten, die Hände mengten sich endlich auch darein, Gläser und Kannen flogen endlich hin und wieder, Fensterscheiben klirrten, und da er solchergestalt seine Rachgier im besten Fluß schaun, löschte er die Lichter aus und schlupfte lachend aus der Thür.

Es war schon lichter Morgen, da er vor Frau Mathildens Wohnung ankangte, und die Thür noch verschlossen fand, durch das gebrochene Fenster seinen Einzug hielt. Er sah sich vieles überall vergebens nach Frau Mathilden um, bis ihn endlich ein greuliches Toben und Klopfen vor die verschlossne Kammerthür führte. Mach auf, erscholl es darinnen, mach auf, du Lump, du Trunkenbold! Als er mit verwundert die Thür öffnete, flog ihm alsbald ein alter Topf entgegen und vor den Ohren vorbei; dabei schrie Frau Mathilde: Gote zum Gruß, du

Bärenhäuter! Der Teufel dachte bei sich, der Willkommen ist nicht gar fein! setzte sich aber gelassen nieder und sprach: „Schönen Dank, mein Schatz!“ Da stürzte sie aus der Kammer, stellte sich vor ihn hin, und ließ ihn mit den allerhäßlichsten Worten an; er aber blieb ruhig sitzen, ihr lächelnd ins Gesicht schauend.

Nachdem sie ihren Zorn sattsam ausgesprudelt, hieß sie ihn, sich zu Bett legen, seinen Rausch auszuschlafen, und begab sich nach der Küche. Und weil er nach der Wahrheit einige Schwere in seinem Kopf vermerkte, dachte er ihrem Rathe zu folgen, legte sich ins Bett und war dem Schlaf, der ihm auf die Augen drückte, bald zu Willen.

Es ging hoch zu Mittage, da er erwachte; die Sonne lag heiß auf den Fenstern, er verspürte große Hitze und Durst und einen redlichen Hunger, und wollte schnell aus dem Bette springen, allein er vermochte nicht sich zu rücken noch zu regen; denn ein starkes Seil war wohl zehnmal hinüber und herüber um das Bett geschlungen. So lag er nun durstend und schwitzend, voll Gift und Galle, denn er merkte wohl, von wem das ihm gekommen, und hub endlich an zu rufen und zu schreien, als wollt' er zum jüngsten Gericht laden. Auf diesen Lärm kam Frau Mathildis herzugelaufen. „Binde

den Strick los“ rief er ihr entgegen „ich vergehe vor Hitze.“ „„Heut steht im Kalender, ist gut Schwitzen!““ erwiederte sie hohnlachend. „Weib, schrie er, komm ich heraus, so ists dein Unglück!“ — Sie sah ihn lachend an: „„Morgen ist auch ein Tag!““ sprach sie und ging zur Thür hinaus.

Der Aerger wollt' ihm schier das Herz abdrücken; doch sah er wohl ein, daß hier mit Gewalt nichts zu erreichen stehe, rief daher Frau Mathilden mit der liebreichsten Stimme, die er aufbringen konnte, zurück, sprach sein peccavi terwig aus, gelobte Besserung und bat sie flehentlich, ihn loszubinden. Nach einer langen Strafpredigt, worin sie ihm das Register seiner Vergehen und Laster aufgestellt, ließ sie sich endlich bereit dazu finden, und er kroch rauh wie ein gekochter Krebs, grollend und schmollend, murrend und knurrend, aus dem Bette.

Nach einiger Erwägung dachte er es indeß doch vorerst in der Güte und Sanftmuth mit ihr zu versuchen, kam daher von nun an überall ihrem Willen entgegen, war jedem ihrer Winke zu Diensten, ließ es auch an Liebkosungen und zärtlichen Worten nicht fehlen, wie sauer es ihm auch wurde, und also ging es einige Tage. Allein je nachgiebiger er sich bezeigte, desto größer wurden Frau Mathildens Forderungen. Wenn er von seinem Geschäfte außer dem

Hause, wozu sie ihm fleißig anhielt, des Mittags heimkehrte, trug sie ihm bald eine, bald die andere häusliche Arbeit auf, und hatte ihn in kurzem zu allen häuslichen Handdiensten gewöhnt und abgerichtet, wobei sie Besen und Hobart als die besten Aerzte anpriesen, besonders da sich seit einiger Zeit eine ganz ungewöhnliche Neigung zum Fettwerden an ihm spüren ließ.

Bei all dieser Willfährigkeit aber vermochte er demnach nicht dem Zank- und schlimmen Worten zu entgehen. Von jedem bösen Zufall, der die Wirthschaft heimsuchte, von jedem Ungemach war er selber jedesmal die erste Ursach, und mußte es hart entgelten. Dabei goß sie ihrer Sorge für seine Gesundheit auch von einer andern Seite freien Lauf, und zog gegen die abermahlige böse Neigung mit der magersten und sparsamsten Kost zu Felde.

Nun ging das zwar anfänglich wohl zu ertragen, denn er hatte sich auf alle Fälle mit einem guten Säcklein Geld vorgesehen, wodurch er Frau Mathildens schlechten Mahlzeiten heimlich nachhelfen konnte; allein eines Morgens, da sie, früher auf als er, seinen Taschen zusprach, fand sie das Säcklein, schalt ihn tüchtig aus, weil er solches vor ihr verheimlicht, nahm es darauf mit dem Vermerken unter ihren Gewahrsam, daß ihm als einem

kundigen kein Geld weder zustehe noch fromme, und mußte er noch froh seyn, als sie nicht zu wissen begehrte, auf welche Weise er dazu gelangt sey. — Also war ihm auch dieser Quell abgeschnitten, und er fiel in kurzem sichtlich vom Fleische, schrumpfte zusammen, wie ein Pflänzlein auf dürrer Haide, so daß ihn selber seines armen geborgten Leichnams jammerte, und fühlte sich sogar an seinem Geiste, trotz seiner diabolischen Natur, höchst niedergeschlagen und muthlos.

Als er daher eines Tages, den Besen in der Hand und eine Schürze um den Leib gebunden, die Stuben fegte, und Meister Stumpf, der eben vorübergehen wollte, ihn lautlachend durch das Fenster rief, ihm eine Handvoll Geld zeigte, die ihm für eine Arbeit gezahlt worden, und ihn bat, eins mit ihm zu trinken, er wolle ihn frei halten, konnte er der Versuchung, sich mit einem Glas Wein zu laben und zu ermuthigen, um so weniger widerstreiten, da er mit Rößleins Gestalt auch dessen Gemüthsart und Neigung angenommen hatte, warf also den Besen in den Winkel, schlüpfte aus der Thür ohne Mantel wie er war, und folgte Meister Stumpfen ins Weinhaus.

Da sie nun dort in bester Lust saßen und einem Kännlein nach dem andern das Geleit gaben, erhub

Meister Stumpf nach seiner gewohnten Weise die Stimme, und sang ein lustiges Lied, daß alle guter Dinge wurden, und der unächte Magister Rößlein selbst hielt in seiner Fröhlichkeit das Glas hoch empor und stimmte mit ein. Indem fühlte er einen unsanften Rippenstoß, und eine Stimme ließ sich dicht vor seinem Ohr vernehmen und sprach: „Komm nach Haus, Trunkenbold!“ Und als er sich erschrocken wandte, sah er Frau Mathilden mit zornigem Gesicht hinter sich stehen; doch blieb er in seinem Schreck gelassen sitzen und rief freundlich: „Willkommen, meine Taube! Laß dirs ein wenig bei uns gefallen; hier ist gut seyn.“ — Schämst du dich nicht, entgegnete sie ergrimmt, schon am hellen Tage mit Saufen anzufangen? — Er lachte und sprach: „die Tage werden schon gar kurz, mein Schatz; drum muß man zeitig anfangen, wenn man noch vor Nacht etwas vor sich bringen will.“ Sie aber schrie mit lauter Stimme: „Wie? du liederlicher Lump, willst du deiner Frau das Ihrige auch durch die Gurgel jagen, wie du mit dem Deinigen längst gethan? Ist das der Dank dafür, daß ich dich zum Mann genommen? Wärst du nicht längst elendiglich verdorben, hätt' ich Aermste mich nicht dein erbarmt?“ Und unter diesen Worten hatte sie ihn von der Bank gezogen, und da er

überrascht und fast erschrocken an keinen Widerstand dachte, trieb sie ihn, zum Gelächter aller Gäste, vor sich her zur Thür hinaus, und immer die Straße hinab nach Hause.

Hier fing sie von neuem an: „Ich allerunglücklichste! ich allerthörichtste! die ich mir in meinen besten Jahren einen solchen Stein an den Hals gehangen, der mich in den allertiefsten Pfuhl des Elends und der Schande mit sich hinabziehen wird! Hab' ich darum so viele ehrenwerthe, reiche und kluge Männer von der Hand gewiesen, um mein ganzes Glück, mein Leben mit einem solchen blinden Würfel aufs Spiel zu setzen? Was bringt es mir denn für Ehre, die Frau eines liederlichen Thunichtgut, eines dummen Teufels zu seyn, der mit aller seiner Gelehrsamkeit nicht drei zählen kann, und nun seinen verlornen Witz auf dem Boden aller Weinkrüge sucht?“ — Der Teufel, der sich indeß wieder ein wenig ermannt hatte, und den von allen Schimpfworten keins mehr verdroß, als wenn man ihn einen dummen Teufel nannte, wollte jetzt, da sein bisheriges Spiel also schlecht angesprochen, auch einmal eine andre Weise anstimmen, und sprach daher: „geliebter Engel, heiße deine Zunge schweigen, sonst werd' ich dir sonder Verweilen Zaum und Gebiß anlegen.“ Sie aber,

durch diese Drohung noch mehr im Harnisch gebracht, trieb es nur um so ärger. Da ergriff er zornig einen Stock, willens durch solche ofterprobte Wunderwurzel die Heilung zu versuchen und ging mit bestialischen Worten und Gebehrden auf sie los. Weil nun dabei seine innerste teuflische Natur erwachte und sich auf seinem Gesicht in seltsamen und entsetzlichen Zügen kund gab, Frau Mathildis auch so frevelhaften Muthes an dem armen Magister Rößlein gar nicht gewohnt war, so erschrak sie zwar heftig darüber, sprang aber gleich schnell gefaßt aus der Thür auf die Straße und schrie: „zu Hülfe! zu Hülfe! Mein Mann ist verrücke worden!“ — Auf ihr Geschrei liefen alsbald einige Nachbarn herbei, und da der Schwarze in seiner Wuth dann herausgesprungen kam, wollten sie ihn greifen, wobei Frau Mathildis immer schrie: „haltet ihn fest! haltet ihn fest!“ Doch dies hörend, gerieth er ganz außer sich und schlug um sich herum wie ein Rasender; darüber kamen mehrere Leute hinzu, und da er sich nicht geben wollte, trug er manchen Streich und Rippenstoß davon, bis sie endlich ihn überwältigten, festhielten, ihm Händ' und Füße mit Stricken banden, und ihn also ins Haus zurück trugen, wo er auf das Bett gelegt wurde.

Unterdeß hatte ein dienstfertiger Nachbar einen Arzt geholt, der mit dem Bader herbei kam, schleunig Clystier und Aderlaß verordnete und solches, wie sehr auch der Patient schimpfen und toben und seine trefflichste Gesundheit betheuren mochte, mit Beihülfe der Umstehenden auf der Stelle ins Werk setzen ließ. — „Sollte sothane des Deliranten Unruhe sich dadurch nicht calmiren — befahl er hierauf, eine Arznei zurücklassend, dem Bader beim Weggehn — so müsse mit den besänftigenden Clystieren fortgefahren, auch nöthigenfalls ein Blasenpflaster auf die Fußsohlen applicirt werden, die humores peccantes von dem Haupte abzuleiten.“ Der Bader, sonder Zweifel in der Meinung, daß man des Guten nicht zuviel thun könne, griff alsogleich wieder zur Clystierspritze, schritt ebnermaßen zu den Blasenpflastern und ließ zugleich von Zeit zu Zeit einige Löffel voll der Arznei dem Kranken einflößen, welches, da dieser die Zähne zusammenbiß, nicht anders geschehen konnte, als indem sie ihm den Mund mit Gewalt aufbrachen.

Der Teufel, dem die Qualen der Verdammten in seiner Hölle als eitel Spiel und Lumperei vorkamen gegen das, was er jetzt erdulden mußte, hätte wohl längst schon die erborgte Gewalt abgeworfen und sich als der er war, gezeigt, um seine

Peiniger zu strafen und die Freiheit zu erhalten; allein die menschliche Natur hatte ihn in der Leidenschaft also übermannt und gefesselt, daß er gänzlich seiner selbst vergaß; jetzo aber lag er von der heftigen Gemüthsbewegung, dem Aderlassen und Clystieren höchst ermattet und erschöpft und fast besinnungslos der Ohnmacht nahe. Als ihn die andern also still und regungslos liegen sahen, machten sie ihn seiner Bande vollends ledig und begaben sich hinweg, bis auf eine alte Nachbarin, die zu Frau Mathildens Beistand zurückblieb.

So war also des Teufels erste Probe mit der Wunderwurzel gar schlecht und zu seinem eignen Schaden ausgeschlagen. Er mußte einige Tage das Bett hüten vor großer Mattigkeit, und da er sich wieder erholte, schien ihm die Lust zu einer neuen Probe ganz vergangen, ja er war wiederum so zahm geworden, wie ein alter Tanzbär, der die Zähne verloren und wagte, gleich diesem, seine Unlust bei Frau Mathildens Schelten und Befehlen nur durch ein manierlich leises Brummen kund zu geben. Doch hatte, was ihm widerfahren, sein jetziges Wesen und Treiben ihm sehr verleidet; er fing an, den Vertrag mit dem Magister Rößlein zu bereuen, und würde dem sicherlich alsogleich ein Ende gestellt haben, hätte nicht die Schaam, vor einem

armseligen Menschenwurm so schlecht zu bestehen, und die Hoffnung auf den Gewinn einer Seele, ihn immer noch aufrecht und bei leidlichem Muthe erhalten.

Da mußte es sich also fügen, daß Frau Mathilde eines Tages vor ihm trat und sprach: „mir ist eben Nachricht worden, daß meine Base zu Baireuth gefährlich erkrankt liegt, meinen Beistand in ihrer Krankheit, und so Gott will, in ihrem letzten Stündlein begehrt, und, kinderlos wie sie ist, mich ohne Zweifel in ihrem Testamente reichlich zu bedenken vorhat. Es ist keine Zeit zu verlieren; rüste dich also, mich morgen mit dem frühesten nach Baireuth zu geleiten.“ — Ihm war es willkommen, daß er auf diese Art das Haus eine Zeitlang allein haben sollte, sorgte also mit Freuden um das Benöthigte, dingte ein Fuhrwerk, und so zogen sie am andern Morgen des Weges nach Baireuth. Es liegt sechs Meilen von Bamberg.

Da er aber an ein hartmäuliges und stätisches Pferd gerathen und überhaupt des Fahrens nicht groß kundig war, ging die Reise unter mancherlei Widerwärtigkeiten langsam von statten, er mußte manche Vorwürfe über seine Ungeschicklichkeit und manchen dummen Teufel hinnehmen, bis sie endlich

selbst die Zügel ergriff. Dennoch langten sie erst des andern Tages zu Baireuth an.

Es war gerade Jahrmarkt im Orte, und in den Straßen und Wirthshäusern groß Gedränge. Als er nun vor einem derselben abstieg und hineinging, nach dem Unterkommen zu fragen, trat ihm der Wirth freundlich entgegen. „Ei, seyd mir willkommen, rief er; ich meinte nicht, euch sobald wieder zu sehen. Mir liegt jetzt ein Fäßlein im Keller, von dem ihr nicht so geschwind wegkommen sollt, als vor drei Wochen.“ — Jener merkte auf der Stelle, daß wohl Magister Rößlein hier zugesprochen haben möchte, es ahnete ihm davon nichts gutes, und er wollte wieder umkehren, einen andern Ort zu suchen, da kam auf einmal ein junges Weibsbild, das mit einer alten Frau seitab gesessen hatte, hinter dem Tisch hervorgesprungen, vertrat ihm den Weg und rief: „So seyd ihr es wirklich, herzallerliebster Magister? So hat sich denn der Himmel einer armen Verlaßnen erbarmt, daß ich euch hier wiederfinde?“ — Der arme Teufel, dem sein Unglück also auf einmal gleichsam wie ein Pilz vor seinen Füßen aus der Erde aufschoß, wich ein paar Schritte zurück, starrte sie an und konnte vor Schreck kein Wort über die Lippen bringen.

„Wir waren von Regensburg aus auf dem Wege, euch aufzusuchen“ — hub die Alte an, die sich indeß auch herbeigemacht — „Mein armes und glückliches Kind hat in den vierzehn Tagen keine ruhige Stunde gehabt, seitdem ihr sie so höllischer Weise verlassen.“ —

Jener ermannte sich. „Weib,“ sprach er, „laßt ab von mir! ich kenne euch nicht.“ Und damit wollte er zur Thür hinaus. Die Alte aber erfaßte ihn beim Mantel und schrie: „wie, du Gottvergessener Böswicht, du willst mich und meine Tochter verläugnen? O abscheulicher Judas, hast du nicht mein Kind durch satanische Ränke verführet und um zeitliches und ewiges Heil gebracht? Was? Hast du ihr nicht die Ehe versprochen? Hast du es ihr nicht schriftlich gegeben? Wie? Willst du mich deine eigne Handschrift verläugnen?“ — Sie zog bei diesen Worten ein Papier hervor und hielt es ihm unter die Augen, worauf er wirklich Magister Rößleins Handschrift erkannte. Die junge Dirne aber hub an zu weinen und zu jammern, und indem sie ihn mit beiden Armen umhalsete, rief sie schluchzend: „Hast du denn meinen Tod beschlossen? Wenn du mich verstößest, muß ich sterben!“

Im selben Augenblick trat Frau Mathildis, der auf dem Wagen die Zeit zu lang geworden, rasch in die Thür. Der Teufel wollte sich losmachen; das Mädchen hielt ihn scheltend und liebkosend nur um so fester, die Alte schrie, und Frau Mathilde war mit starren Augen und offnem Munde auf der Schwelle festgewachsen. Doch plötzlich sprang sie auf das Pärlein los, packte die Dirne mit der linken beim Kragen, und schlug mit großer Schnelligkeit und Nachdruck wechselsweise bald auf jene, bald auf ihren Mann los. Dieser aber, da sich das Mädchen, ihn loslassend wandte, dem unverhofften Angriff zu begegnen, und die Alte zu ihrer Tochter Beistand wiederum Frau Mathilden in den Rücken fiel, dachte bei dem Handgemenge unbemerkt zu entwischen, und rannte nach der Thür; allein die Alte ließ, seiner Flucht gewahrend, sogleich von Frau Mathilden los, rannte hinter ihm drein und schrie: halt auf! halt auf! Als dieß die Tochter hörte, lief sie ihrer Mutter nach und schrie ebenermaßen: halt auf! Frau Mathildis aber rannte hinter allen dreien her und schrie nicht minder: halt auf! halt auf! Doch je mehr sie schrien, desto geschwinder setzte er über die Straße, und da er ein enges Gäßlein erschaute, lief er hinein. Das Gäßlein führte grade auf den Markt, und der

Markt war voller Buden und Tische, Käufer und Verkäufer. Indem er nun daraus hervorplatzte, warf er einen Tisch mit Glaswaaren über den Haufen; die Verkäuferin gesellte sich zu seinen andern Verfolgern, schrie gleichfalls: halt auf! und trieb ihn nach des Marktes Mitte. Als die Leute so den Schwarzen ohne Mantel und Bart, vier Weiber hinter sich, gleich einem gehetzten Eber angerennt kommen sahen, lachten die meisten und machten Platz, andere aber verstellten ihm den Weg, willens ihn zu greifen. Da sprang er in seinem Schrecken seitwärts, wo sie das irdene Geschirr zum Verkauf ausgelegt hatten, und hier die Schüsseln zertretend, dort die Töpfe umwerfend, mitten hindurch. Die Töpferweiber huben nun auch an zu schreien: halt auf! und setzten ihm nach; er sah seine Feinde von allen Seiten näher kommen, vor ihm aber stand ein Gerüst, auf welchem ein Marktschreier und Zahnbrecher hanthierte, und da er sonst kein Entrinnen sah, sprang er dort hinauf.

Nun traf es sich, daß sie auf der Bühne eben die Geschichte vom Doctor Faust als ein Zwischenspiel tragirten, wie dergleichen auch wohl noch heutiges Tages gebräuchlich. Doctor Faust stand in seinem Zauberkreise, und citirte mit wunderlichen Worten und Geberden den Teufel herbei; indem

aber der arme Tropf, der diese Stelle zum erstenmal spielte, ein Gepolter auf der Treppe vernehmend, seine Augen zur Seite hin wandte, und eine schwarzgekleidete Gestalt mit wildfliegenden Haaren, glotzenden Augen und verzerrtem Gesicht die Treppe herauf auf sich zu kommen sah, glaubte er nicht anders, als es sey der Teufel wirklich, wie er es freilich auch war, sprang voll Entsetzen aus dem Kreise, und fuhr unter einen großen rothen hangenden Tisch, der seitwärts stand. Der Schwarze, der indeß herauf gekommen war, seine Verfolger auf der Ferse hatte, und vor sich nirgends einen Ausweg gewahrte, kroch in der Angst jenem nach, der nun ein jämmerliches Geschrei erhob, sich jedoch in der Verzweiflung mit Händen und Füßen gegen den Teufel wehrte, so daß dieser nicht ganz unter den Tisch kommen konnte, sondern nur mit dem Vordertheil des Leibes unter dem rothen Tuche steckte, welche seltsame Position Hanswurst als Famulus des Doktor Faust auf der Stelle zu benutzen wußte, und das blosgegebene Hintertheil zum großen Ergötzen der Zuschauer mit seiner Pritsche weidlich bearbeitete.

Darüber war die Alte mit ihrer Tochter samt Frau Mathilden herbeigekommen. Alle drei fielen über den armen Teufel her, zogen ihn unter dem

Tisch hervor, und da jede Partei ihr Recht auf ihn behaupten wollte, rissen und zerrten sie ihn auf eine jämmerliche Weise hin und wieder. „Er hat mein Kind verführt!“ schrie die Alte, ihn beim linken Arm ergreifend; „Du lügst, alte Bettel!“ entgegnete Frau Mathilde, ihn beim rechten wieder an sich ziehend. „Er hat mir die Ehe versprochen!“ rief die Tochter; „Du lügst, liederliche Dirne!“ wiederholte Frau Mathilde und geleitete ihr Wort mit einem tüchtigen Faustschlag nach seiner Behörde. Neue Stimmen aber erhuben sich hinter ihm. „Er hat meine Gläser zerbrochen!“ schrie die eine; „er hat meine Schüsseln zertreten!“ die andere; meine Töpfe!“ kreischte die dritte. Der Zahnarzt wollte die Parteien auseinander bringen, und schrie und tobte nichts minder, als die andern; Hanswurst lief um alle herum, hier einen guten Rath, dort einen Schlag mit der Pritsche austheilend und freute sich des Tumults, der mit jedem Augenblicke wuchs, ja von der Bühne aus sogar anfing unter den Zuschauern um sich zu greifen.

Unter diesen aber befand sich zufälligerweise auch Meister Stumpf, der Maler, der gleichfalls zum Markt nach Baireuth gereist war, und jetzo zu größtem Erstaunen und Schrecken seinen alten

Freund das wunderliche Spiel aus dem Stegreif zum Besten geben sah. Er drängte sich alsbald durch den Haufen und stieg auf die Bühne; doch vermochte er weder vor dem unbändigen Geschrei zu Wort zu kommen, noch sich Platz zu machen, bis er endlich vernahm, daß von zerbrochenem Geschirr die Rede sey, worauf er, in der Meinung, die Sache also am schnellsten zu beendigen, einige von den schreienden Weibern beim Arm nahm und ihnen zurief: „Schweigt still! ich bezahle euch den Schaden.“ Die Weiber wandten sich nach ihm, eine derselben kannte ihn wohl, und also schwiegen sie und wichen ein wenig; dadurch erhielt er Luft, bis in die Mitte des tollen Knäuels durchzudringen, und weil er dachte, es sey hier mit der Alten, die sich so wüthend geberdete, andem wie mit den andern, nahm er sie eben auch beim Arm, und rief ihr zu: „schweigt still! ich bezahle euch den Schaden.“ Doch nun kehrte sich ihre Wuth gegen ihn: „Wie, ihr Galgenstrick, schrie sie, ihr wollt mir Ehre und guten Namen meines Kindes bezahlen wie einen zerbrochnen Topf? Wer seyd ihr denn, ihr karfunkelnäsiger Heiland, daß ihr euch in fremde Händel mengt? Ihr denkt wohl den armen Sünder da mit zwei Batzen zu erlösen? Aber ich sage euch, heirathen soll er meine Tochter! Er hats ihr

schriftlich gegeben; hier steht es schwarz auf weiß, wenn ihr lesen könnt, ihr Narrigschwanze!“

Da Meister Stumpf dies vernahm, und Rößleins Handschrift erkannte, erschrak er, und verstummte. Indem trat die Bürgerwache, die den Lärm herbeigezogen, auf die Bühne; die Weiber stürzten, ihr Recht auszuweisen, alle auf den Anführer derselben zu; dieser aber, der sich aus dem verwirrten Geschrei nicht finden konnte, befahl, sie allerseits wie sie da waren, nach dem Hause des Bürgermeisters zu führen.

— —

Auf dem Wege dahin stellte Meister Stumpf Frau Mathilden vor, wie es keineswegs rathsam sey, die Sache vor dem Richter kommen zu lassen, sondern besser, sie vorher mit einem Stück Geld abzumachen; sonst könnte sie ihrem Manne zu großem Schaden gedeihen, und nach der Strenge genommen, wohl gar ans Leben gehen. Allein Frau Mathilde rief erboßt: „Nicht einen Kreuzer! Sie sollen ihn verbrennen, den Ehebrecher; ich will's haben!“ — Er machte sich also an den armen Delinquenten selber, und fragte ihn leise: ob er Geld bei sich trage; so denke er ihn frei zu machen. Dieser, dem Frau Mathilde zu Bestreitung der Reisekosten ihren Beutel anvertraut, drückte ihn denselben heimlich in die Hand, und Meister Stumpf

ging nun den Anführer der Wache an, den er kannte, und erhielt von ihm, daß er einen Versuch frei haben solle, den Handel mit der Alten in Güte abzuthun. Als sie daher in des Burgemeisters Haus traten, zog er dieselbe sammt ihrer Tochter ganz still bei Seite, und gar bald inne werdend, welchen Gelichters, und auf welche Art sie zum Eheversprechen gelangt waren — denn schon aus den Schriftzügen ließ sich abnehmen, daß Magister Rößlein bei Abfassung desselben betrunken gewesen — wußte er nun seinerseits sie dergestalt in Angst und Schrecken zu setzen, daß sie, sonderlich da sie hörten, der Magister sey schon verheirathet, ohne weiteres sich gegen eine geringe Summe zur Herausgabe der Handschrift willig bezeigten. Darauf ließ Meister Stumpf mit Bethülfe der Wache sie heimlich durch ein Hinterpförtlein wieder auf die Straße, nachdem sie versprochen, ohne Weile die Stadt zu verlassen.

Unterdessen standen die Uebrigen vor dem Burgemeister; Frau Mathilde mußte den andern Weibern den erlittenen Schaden vergüten, und da sich weiter kein Kläger zeigen wollte, wurde es sämmtlichen freigelassen, sich ein jeder wiederum seines Wegs zu begeben. Meister Stumpf nahm geschwind Frau Mathilden beim Arm, und zog sie mit sich

fort, da sie, die Dirne mit ihrer Mutter vermissend, noch ärger zu schimpfen und zu toben anfing, und selber Klage gegen ihren Mann vor dem Richter erheben wollte. Zum Glück fiel ihr die kranke Base mit der Erbschaft ein. „Wenn sie nur noch lebt!“ sprach der Teufel, der auf der Straße wieder Muth und Odem schöpfte. Und so schritten sie eilig nach der Wohnung derselben. Doch, o weh, du armer Teufel! die Base war, nachdem sie noch zum öftern nach Frau Mathilden gefragt, vor einem halben Stündlein plötzlich ohne Testament verschieden.

Schreck und Wuth hatten Frau Mathilden die Sprache genommen. Sie ging stumm, mit großen Schritten vor den Männern her, die gleich zwei gehorsamen Händlein hinter ihr drein liefen. „Aber sagt mir doch in aller Welt“ sprach Meister Stumpf leise zu seinem Gefährten „wie seyd ihr denn nach Regensburg gekommen?“ „Ach laßt mir doch euer Regensburg!“ fuhr dieser heraus. „Seit meiner Reise zum Baseler Concilium vor 107 Jahren bin ich nicht wieder dorthin kommen.“ Meister Stumpf sah ihn verwundert an und mochte wohl denken, die ausgestandne Angst hätte ihm ein wenig den Kopf verdreht.

Als sie in der Herberge angelangt waren, ließ Frau Mathilde das Ungewitter, welches dinge in

ihrem Innersten getobt, und nur aus den Augen geblitzt hatte, endlich auch mit Sturm und Donner über die Lippen brechen; Meister Stumpf machte sich recht bei Zeite; sie aber verschloß das Gemach, ihrem Manne das Entwischen zu verhindern, fuhr nun bald mit Lästern und Schimpfen, bald mit Thränen und Wehklagen, ohn Unterlaß fort, rüttelte ihn, der sich drein ergebend zu Bette ging, sonst an einzuschlafen schien, gar unsanft wieder auf, und machte dem Unwesen nicht eher ein Ende, als bis ihr Hände, Füß und Zunge den Dienst aufsagten.

Am andern Morgen trieb sie frühzeitig zur Abfahrt. Unterwegs begann das alte Spiel von neuem, und wurde bald ärger, da sie ihrem Beutel von ihm zurück begehrte, und inne ward, welch Feines Koch Meister Stumpf daneben gemacht. Sie that, als sehe ihr unversehens ihre Reisekappe vom Wagen; der arme Teufel mußte absteigen, sie zu holen; indem aber trieb sie rasch das Pferd an, und wie sehr er auch hintendreinlaufend rufte und schrie, kam sie ihm doch bald aus dem Gesicht. Es waren wohl noch drei gute Stunden bis zur Stadt, die Nacht brach ein, es fing an zu regnen, und da ihm sein leerer Säckel versagte, irgendwo einzukehren, mußte

er es seinen Füßen anheimstellen, ihn sammt seinem hungrigen Magen durch Koth und Regen nach Haus zu bringen.

Von dieser Zeit an hatte der Teufel nun vollends keinen Augenblick Ruhe und Frieden mehr im Hause. Frau Mathilde wußte ihn auf so vielerlei und sinnreiche Weise zu quälen und zu peinigen, daß er selber gar manches Kunststücklein von ihr erlernen, und zu künftigem Gebrauch merken mochte. Das unerträglichste aber war ihm, ihre giftigen und unvernünftigen Reden ohne Unterlaß vom Morgen bis zum Abend anzuhören, wie denn überhaupt auch der tapferste Mann gegen eine Weiberzunge nicht besteht.

Er hatte sich bei seinem letzten unfreiwilligen Spaziergang einen Schaden am Fuß zugezogen, daß er das Haus nicht verlassen konnte; so mußte er nun ruhig in seinem Sessel alles über sich ergehen lassen. Aerger und Ungeduld zehrten an seinem Fleische wie zwei gefräßige Geier, und er durfte seinem Zorn nicht einmal, weder durch Worte noch Geberden, Luft machen, denn Frau Mathilde zog gleich bedenkliche Gesichter, und wollte nach Arzt und Bader schicken. — Dabei fühlte er sich mit jedem Tage hinfälliger an seinem Leibe, und — menschlicher

Natur und Schwachheit unterworfen, höchst kleinmüthig und niedergeschlagen in seinem Gemüthe. Und so kam es endlich, daß er, unfähig solchen erbärmlichen Zustand länger zu ertragen, demselben schleunig ein Ende zu setzen beschloß. Doch wollte er zu gleicher Zeit sich an dem Magister Rößlein rächen, als an dem Urheber aller Schmach und Unbill, die er erduldet.

Nach einer Zeit, da er wieder aus dem Hause gehen konnte, fand er eines Tages vom Rathhaus kommend, groß Leben und Zusammenlaufen auf dem Markt, denn es hieß, kaiserliche Kriegsvölker lägen draußen vor den Thoren. Zwei Hauptleute mit einigen Reitern hielten vor dem Rathhaus, und als er nach Haus gelangte, saß ein stattlicher Degen bei Frau Mathilden, der ihn, ohne vom Platz zu rücken, mit einem Blick zur Seite maß. Frau Mathilde sprach freundlich: „Schau doch, mein Kind, da ist ein Herr Vetter aus Sachsen, der mich hier aufgesucht und einige Tage bei uns kürzlich verweilen will.“ Und damit kehrte sie sich wieder zu diesem, und fuhr fort nach der Verwandtschaft in Sachsen zu fragen. Der Teufel musterte während dessen den Herrn Vetter, der mit seinem geschlitzten und bebänderten Wams und großen Pluderhosen sich wie ein Truthahn auf dem Sessel blähte, und sein Gesicht und ganzes

Wesen kam, ihm schier unleidlich vor. Doch Frau Mathilde schien an ihm nicht übel Behagen zu finden, horchte ihm freundlich aufmerksam zu, da er von seinen Kriegsthaten erzählte, und war gegen ihre Gewohnheit geschäftig und bemüht den Gast zu bewirthen, und zu bedienen, so daß der Teufel, dem es nimmer so gut geworden, mit scheelen Augen drein sah.

Der Kriegsmann, der bald merkte, wie die Sach' im Hause stand, ging Frau Mathilden mit Worten und kleinen Diensten überall zur Hand, und da sie immer noch von seinem Aussehen war, fiel es ihm nicht schwer, weidlich um sie herum zu lecken und zu scherwenzen. So setzte er sich immer fester in ihrer Gunst, fing allgemach an, den Herrn im Hause zu spielen und betrug sich gegen den vermeinten Magister Rößlein aufs aller hoch- und übermüthigste. Der arme Teufel, dem also statt eines Herren, deren zwei zugewachsen waren, fuhr dabei am schlimmsten; auch stieg ihm der Groll und Grimm immer höher an das Herz und wollte ihn ersticken, wenn er ihn nicht zum Ausbruch ließ. Die Gelegenheit dazu sollte sich indeß bald ergeben.

Es war ihm besonders verdrießlich, wenn er den eiteln Gecken von seinen Thaten mußte erzählen hören, welche gefährliche Abenteuer er bestanden,

wie er dort und da seine ungemeine Tapferkeit erwiesen und allerwegen die unglaublichsten Dinge verrichtet. Man brachte der Held einsmals auch, während er sich's bei der Flasche wohl seyn ließ, ein gar ergötzlich Stücklein auf die Bahn von einem Kapuziner, der einst in seinem Betseyn den Teufel citirt, und wie derselbe wirklich in entsetzlicher Gestalt erschienen sey, worauf er selbst aber ohne weitere Waffen, als einen Kessel mit Weihwasser und ein geweihtes Skapulier, mit ihm trefflich angebunden, ihn bezwungen und zum Erstaunen und Schrecken des Kapuziners in einen Sack gesteckt habe, woraus er nur gegen Herbeischaffung eines ansehnlichen Lösegeldes entkommen.

Der Teufel ergrimmte im Innersten; doch sprach er lächelnd und mit einfältiger Miene: „wie viel Fäden hätte denn wohl euer Sack, Junkherr?“

„Ich hab' nicht darin gesteckt, sie zu zählen!“ — lachte dieser — „doch war er groß genug, daß ich euch noch als Zugabe mit hineingepackt hätte.“

„Daß laß ich gelten!“ entgegnete der Teufel, ging hinaus und: „da bring ich einen!“ — sprach er mit einem Sack unter dem Arm zurückkehrend, — „der möchte euch wohl auch gerecht seyn. Bitte, ihr wollet mir ihn messen helfen.“

Frau Mathilde wußte nicht, was sie von ihrem Manne denken sollte und befahl ihm, den Sack auf der Stelle wieder hinaus zu tragen, allein er ließ sich nicht irren, sondern rief: „Kriecht nur hinein, Junkherr! ich will euch das Kunststücklein lehren.“ — Da sprang der Kriegsheld zornig empor. „Wer ist der verfluchte Wicht“ schrie er, „der also mit mir zu spaßen wagt? So wahr ich kaiserlicher Majestät mit Ehren diene, schwöre ich dir, Magisterlein, nun sollst du mir in den Sack!“ — Und damit, willens seinen Spruch ins Werk zu setzen, faßte er ihn mitten um den Leib, doch behend entwand sich ihm der Teufel, und ihn mit beiden Händen ergreifend, schüttelte er ihn mit solcher Macht, daß ihm alle Gebeine krachten, und wich den entsetzlichen Blicken und der ungeheuern Gewalt wohl merkend, mit wem er es zu thun habe, sich erbleichend aus voll Entsetzen losmachte, den Degen zog und schrie: „bleibt mir vom Leibe! ich habe nichts mit euch zu schaffen.“ Frau Mathilde wollte dem Teufel mit Schimpfen und Toben von hinten in die Haare fallen, wie einem Gehenkten aber warf er sie zur Seite, daß sie weithintaumelnd zu Boden fiel, rang seinem Gegner mit einer geschickten Bewegung den Degen aus der Hand, packte ihn, den der Schreck und das Entsetzen stumm und starr gemacht hatten, und nicht

anders als wär's ein Bündel schmutzige Wäsche, steckte er ihn gelassen in den Sack. Drauf schnürte er den Sack fest zu, lud ihn auf den Rücken, und ohne weder Frau Mathildens Zetergeschrei, noch das Strampeln des Gesäckten, noch auch das Zusammenlaufen des Volks weiter zu beachten, trug er ihn schnell über die Straße nach der nahen Brücke, und warf ihn dort über das Geländer hinab ins Wasser. Da er nun bei dem Tumult, der darüber entstand, nicht ans Entwischen dachte, sondern sich an dem Auf- und Untertauchen des Sacks zu ergötzen schien, so ergriffen ihn einige Soldaten, die eben des Weges kamen. Ohne allen Widerstand ließ er sich fortführen, und so brachten sie ihn unter großem Zusammenlauf vor ihren Obersten.

Obgleich nun der gesäckte Eisenfresser von einigen Gerbergesellen aufgefischt, und mit geringer Mühe wieder zum Leben gebracht worden war, so wußte der Teufel doch beim Verhör die Sache so geschickt zu wenden und zu verdrehen, bald einfältig, bald geheimnißvoll, bald verlegen erscheinend, sich so verdächtig zu machen, daß eine Haussuchung befohlen ward, und da man hier unter Magister Rößleins Büchern mehrere Schriften, die neue Lehre betreffend, fand, gegen die der Kaiser damals überall zu Felde zog, konnte der Oberste nicht anders, als ihn

unter ſtarker Bedeckung nach dem Hauptquartier zu ſenden.

Hier machten ſie gering Federleſens mit ihm und der General, ein hitziger Katholik, und von rauher Gemüthsart, wie er war, meinend es ſey an der Zeit, auch in hieſiger Gegend ein Exempel zu ſtatuiren, befahl ihn ohne weiteres aufzuknüpfen. Weil indeß die Nacht ſchon hereinbrach, verſchoben ſie die Execution bis zum andern Morgen, und führten den Teufel indeß zur Haft. Als es aber mitten in die Nacht kam, ſiehe! da warf dieſer, in einer zornigen Flamme auflodernd, die erborgte Menſchengeſtalt von ſich, daß ſie in ein Häuflein Aſche zerfiel, ſchlug in heller Lohe durch den Schornſtein hinaus, und fuhr in einem greulichen Sturm und Ungewitter, das er ſchnell zuſammengeballt, nach Wien, wo Magiſter Rößlein ſich eben damals aufhielt. Dieſen nun, der einen tüchtigen Rauſch ausſchlief, ergriff er leiſe und behutſam, fuhr mit ihm durch die Lüfte den Weg, den er gekommen, wieder zurück, und noch ehe der Morgen graute, lag Magiſter Rößlein ſchnarchend auf dem harten Lager in demſelben Gefängniß, woraus der Teufel vor kurzem erſt entſchlüpft.

Als Magister Rößlein damals mit des Teufels Gelegenheit seine Vaterstadt verlassen hatte, sah er den Himmel kaum vor lauter Geigen. Er war seines Ehejoches ledig, führte einen wohlgespickten Beutel, die ganze Welt voll Kurzweil und Weinfässer lag zu Wahl und Lust vor ihm, und wie ein Vogel, der dem Bauer entwichen ist, ohne Zweck und Ziel, nur um die neuerworbene Freiheit zu proben, hin und wieder fliegt, bald da, bald dort, wo ihm ein Beerlein winkt, sich niederlassend, so behagte es ihm gleichfalls, bald rechts, bald links von einem Orte zum andern zu ziehen, und wo er ein gutes Beerlein spürte, da kehrte er ein.

So war er denn auch nach Regensburg gekommen und dort einer verschmitzten Dirne und ihrer Mutter ins Netz gegangen, die, gleich den Vogel an der Stimm' erkennend, ihm nicht allein den Beutel gefegt, sondern auch in der Trunkenheit ein Eheversprechen abgelockt hatten. Er ließ sichs wenig kümmern, was daraus entstehen möchte, ja die Schadenfreude kitzelte ihn vielmehr weidlich, wenn er dachte, welch feines Stück Flachs er vielleicht dem Teufel auf den Rocken gelegt, daß er daran zu spinnen haben würde.

Von Regensburg zog er in einem Strich nach Wien, willens vor der Hand dort zu bleiben. Doch indem er

hier wieder anfing zur Ruhe zu kommen, hub sein Gewissen an sich zu regen. Es stellte ihm die Sündlichkeit seiner Teufelsbeschwörung, die Verruchtheit des geschlossenen Vertrags, und die entsetzlichen Folgen desselben in hellen Farben auf. Immer näher legte sich ihm die Reue ans Herz, daß er das ewige Heil seiner Seele auf ein so frevenliches Spiel gesetzt; seine Angst wuchs mit jedem Tage, der Teufel möchte das Probejahr bestehen, und es war ihm oft, als sähe er schon den greulichen Höllenrachen, der mit tausend Flammenzungen nach ihm emporleckte, besonders seitdem er in einer Kirche ein großes Bild getroffen, wo die Qualen der Verdammten in der Hölle auf die mannigfaltigste und erschrecklichste Weise dargestellt waren. Das Bild lag ihm Tag und Nacht zu Sinne; er fand nirgend Ruhe, und wagte es in dieser Noth und Bekümmerniß nicht einmal seine Zuflucht zum Gebet zu nehmen, da er sich als einen von Gott Abgefallenen und Abtrünnigen ansehen mußte.

In solchem erbärmlichen Zustande wandte er sich endlich an einen Kapuzinermönch, der wegen seiner Frömmigkeit großen Zulauf hatte. Diesem vertraute er unter dem Siegel der Beichte seine ganze Geschichte. Doch hatte er dessen auch nur geringen Gewinn; denn der Mönch befahl ihm, außer andern

strengen Bußübungen, auf der Stelle heimzukehren, den Vertrag mit dem Teufel aufzuheben, und alles was daraus für ihn entstehen möchte, als eine gerechte, obwohl noch immer zu gelinde Züchtigung für sein fluchwürdiges Verbrechen, in Demuth auf sich zu nehmen, ja selbst wenn es an sein Leben gehen sollte, es freudig als ein Sühnopfer darzubringen, auf daß die unsterbliche Seele gerettet werde. Allein hierzu fehlte dem Magister Rößlein der Muth, obwohl er sich oft mit Thränen unter Frau Mathildens Herrschaft zurücksehnte; auch wußte er nicht, wie er dem Teufel das vorgeschoßne Geld erstatten solle. Und so brachte er nun gleich unfähig, sich seines Zustandes zu entledigen, als dessen froh zu werden, sein Leben hin in schmählicher Unentschlossenheit, Trübsal und täglich wachsender Angst, die ihn wie einen Geächteten umhertrieben. Nur sein alter Freund Bachus wollte ihm zuweilen noch als ein freundlicher Tröster erscheinen und dann ergab er sich ihm auch so gänzlich und ohne Rückhalt und hörte nicht eher auf, in den Becher zu schauen, als bis er darin ein vollständiges Vergessen der ganzen Welt und seiner selbst gefunden.

Nach einem solchen Bachusbesuch war es nun auch, als der Teufel ihn, der im tiefsten Schlafe

lag, aus seinem Bette halte, durch die Luft davon trug, und statt seiner auf das harte Lager des Gefängnisses zu einem nicht geahneten, unerfreulichen Erwachen niederlegte. Es waren just zwei Monden, nachdem Magister Rößlein seine Frau verlassen.

Die Sonne kam hinter den Bergen herauf, und lugte freundlich in das Gemach, da trat der Gefangenwärter herein, und als er seinen Delinquenten so trefflich schnarchen hörte, verwunderte er sich darüber, wie einer, dem das letzte Stündlein so nahe, noch eines so ruhigen Schlafes pflegen könne, ging hin und rief, ihn beim Arm ergreifend: „Steht auf, steht auf! ihr habt keine Zeit zu verlieren, wenn ihr euch rüsten wollt zur letzten Reise!“ — Dem Magister träumte eben von einem herrlichen Gastmahl, von dem ihn der Teufel abrufen lasse, und er sprach, sich im Traum an Meister Stumpfens Lied erinnernd: „Faule Fische! faule Fische! Ich bleibe hier! Der Teufel ist lassirt!“ — Doch da jener nicht abließ, schlug er die Augen auf, und den Gefangenwärter neben sich erblickend, glaubt' er, es sey sein Diener, schalt ihn einen einfältigen Tropf, und hieß ihn zu

Bette gehen; er wolle auch schlafen. Jener wußte nicht ob er lachen oder sich ärgern sollte. Indem trat die Wache herein, welche kam ihn abzuholen. „Da sind sie schon!“ rief der Gefangenwärter. „Wenn ihr auf Erden noch etwas zu bestellen habt, so macht geschwind; ich wills euch ausrichten.“

Die Soldaten stießen ihre Hellebarden auf den Fußboden; Magister Rößlein fuhr erschrocken empor, rieb sich die Augen und schaute voll Verwunderung umher. Wirds bald? rief der Gestrenge. Der Magister starrte ihn an. „Was wollt ihr von mir?“ sprach er „und wo bin ich denn?“ — „Beim Meister Haltmichfest,“ entgegnete jener „und wollen wir euch sofort dem Meister Hämmerlein überliefern, auf daß ihr in der Familie bleibt.“ Die Soldaten lachten. „Es ist heut euer Geburtstag;“ sagte der eine — „er will euch anbinden;“ — „Das Halsband liegt schon bereit,“ der Andre. Darauf würde er sich nicht wenig einbilden, meinte der Dritte, und gewißlich heut die Nase höher tragen, denn alle andere ehrliche Leute. Der Vierte sprach, er solle sich nur in Acht nehmen, daß er nicht damit an die Ewigkeit stieße, seine Füße möchten sonst leicht die Zeitlichkeit nicht wiederfinden können. — Da sprang Magister Rößlein entsetzt von seinem Lager auf, faßte sich an die Stirn, lief ans Fenster: „Was ist mit mir vor

gegangen?“ schrie er „wo bin ich? warum bin ich in diesem Loche?“ — Die Soldaten meinten, er müsse noch schlaftrunken seyn und lachten; der Gefangenwärter, der etwas im Kamin liegen sah, lief hin, genauer nachzusehen. Siehe, da lag auf einem Häufflein fetter Asche ein Beutel Geld und ein mitten durch gerissenes Papier.

„Er hat sich einen Zehrpfennig zurückgelegt auf die Reise“ sprach der Gefreite. Die Andern meinten, der sey ihm nicht vonnöthen, da er unterwegs freigehalten werde, und in der Ewigkeit andere Münze gelte, sie wollten daher das Geld nur lieber unter sich theilen und eins auf seine glückliche Ankunft jenseits trinken. Der Wärter las die Schrift auf dem Beutel, und schüttelte den Kopf: „Fünfhundert Goldgülden! Ei, ei! das Geld kann diesem nicht gehören. Wär' er so reich, so würde er heute nicht gehangen.“

Magister Rößlein, den gleich eine wunderliche Ahnung überlaufen hatte, nahm ihm das Papier aus der Hand und erkannte den mit seinem Blute geschriebenen Vertrag mit dem Teufel, mitten entzwei gerissen. — Es war also klar, der Teufel hatte seine Probe nicht bestanden, gab ihn wiederum frei, und der Beutel enthielt das bedungene

Strafgeld ehrlichermaßen, obwohl mit Abzug der vorgeschaffenen Reisekosten.

Wie sehr es ihn nun auch erfreute, auf diese Weise mit einemmal seiner Sorge und Angst ledig geworden zu seyn, und er in seinem Herzen Gott dankte, der sich seiner erbarmt, so warf ihn doch die Lage, in welcher er sich befand, in neuer Unruh und Bestürzung umher. Er begriff nicht was mit ihm vorgegangen, konnte nach den Reden der Soldaten nicht anders als des schlimmsten gewärtig seyn und mußte mit Schrecken eine Hinterlist des Teufels vermuthen. So wandte er sich also nochmals an die Soldaten, bittend, sie wollten ihn doch bescheiden, wo er sey, wie er hieher gekommen, und endlich was sie von ihm begehrten. Allein da sie eben dabei waren, sein Geld zu zählen und unter sich zu theilen, hörten sie nicht auf ihn, sondern nachdem sie ihr Geschäft geendigt, befahl der Anführer, ihn in die Mitte zu nehmen, und sprach: „Mit solchen Ausflüchten kommst du nicht los, Gesell; nun ists zu spät und du mußt hängen.“ — Und damit führten sie ihn fort, hinaus vor das Thor, und als sie vors Thor gelangten, sah er das Heerlager vor sich liegen, und erkannte nun alsbald die Gegend, wo er war. Zur Seite aber zeigte ihm einer der Soldaten den

Galgen und sprach: „Da ist Meister Hämmerleins Werkstatt, wo er euch das ewige Leben anmessen soll. Er steht schon auf der Leiter und wartet auf euch.“

Als nun Magister Rößlein dies sah, begann er jämmerlich zu wehklagen, rufte den Himmel zum Zeugen an seiner Unschuld, und sträubte sich mit Händen und Füßen gegen seine Wache, die ihn weiter führen wollte. Darüber liefen mehrere Soldaten aus dem Lager zusammen, die sich bei Rößleins Betheuerungen des lauten Gelächters nicht erwehren konnten, dadurch immer wieder eine neue Menge herbeiziehend, und so das halbe Lager in Aufruhr brachten.

In dem Augenblicke fügte es sich, daß der Herzog Alba, der den Oberbefehl über das aus Sachsen nach Augsburg ziehende Heer führte, das Lager besuchend, eben vorüberritt und des Zusammenlaufs ansichtig, einen aus seinem Gefolge abschickte, sich nach der Ursach zu erkundigen. So wurde er denn berichtet, es sey der Delinquent, der wegen versuchter Ersäufung eines kaiserlichen Soldaten zum Strang verurtheilt worden; er stelle sich aber jetzt nicht allein ganz unwissend in Ansehung seines Verbrechens, sondern behaupte geradezu, gestern noch in Wien gewesen, und nur

durch die Gewalt und Hinterlist des Teufels in der vergangenen Nacht hieher und in solche betrübte Lage versetzt worden zu seyn.

Der Herzog stieg vom Pferde, und in eines Hauptmanns Zelt eintretend befahl er, den Delinquenten vor ihn zu führen, redete ihn auf lateinisch an und befragte ihn nach seiner Herkunft, und wie er zu einem solchen Verbrechen gekommen sey. Magister Rößlein, dem alsobald die Hoffnung wieder aufschoßte, hub nun an seine Lebensgeschichte zu erzählen mit kurzen Worten, und wie er endlich Frau Mathildens schwerem Joche sich entzogen, und nach Wien begeben habe, wo er gestern noch gewesen. Auf welche Art er nun plötzlich wieder hieher gekommen, davon wisse er eben so wenig, als von dem Verbrechen, welches er begangen haben solle. Seines Vertrags mit dem Teufel aber mochte er keine Meldung thun.

Da trat der Oberst aus Bamberg hervor, ließ ihn hart an, daß er sich unterfange, vor dem durchlauchtigsten Feldherrn also mit Lügen zu spielen, und sprach zu letzterm: „Dieser Mann ist seit Jahren nicht aus seiner Vaterstadt gewichen; ich bin deß sattsam unterrichtet.“ Doch einer aus des Herzogs Gefolge unterbrach ihn: „Vergebt mir, daß ich euch widerspreche! Dieser Mann

war vor acht Tagen noch in Wien. Ich hab' ihn dort gesehn, und kanns bezeugen.“ — Indem sich nun Magister Rößlein umschaute nach dem, dessen Worte ihn wie eines Engels bedünkten, und einen Hauptmann erkannte, mit dem er in Wien zum öftern beim Becher gesessen, waren Aller Blicke voll Verwunderung und Neugier auf ihn gerichtet; Herzog Alba aber, nachdem er eine Weile nachsinnend gestanden, befahl, ihn mit dem Magister allein zu lassen.

Als sich alle hinweg begeben hatten, warf sich dieser vor dem Herzog auf die Knie, ein treues Bekenntniß seines Verbrechens angelobend, des einzigen, dessen er sich schuldig wisse, und ihn anflehend, er wolle es mittelst seiner Gnade möglich machen, daß er sich durch Reue und lange Buße mit Gott versöhnen könne, den er allein beleidigt. Darauf erzählte er alles wie es sich begeben, wie er zu dem Büchlein gelangt, seine Teufelsbeschwörung, seinen Vertrag mit dem Teufel und seine Reise nach Wien.

Der Herzog hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu und da der Magister ihm am Ende das Teufelsbüchlein, das er zu seinem Glück bei sich getragen, überreichte, nahm er es hastig in seine Hände, blätterte darin hin und her, seine Augen

funkelten und über sein blasses Angesicht zuckte mehrmals eine flüchtige Glut. Er legte ihm noch einige Fragen vor, die Beschwörung betreffend, dann sprach er nach einem kurzen Nachdenken: „Gehe hin, ich schenke dir dein Leben! Das Büchlein bleibt in meiner Hand; doch hüte dich wohl, einem zweiten zu vertrauen, was du mir vertraut.“ Darauf den Zeltvorhang zurückschlagend und jenen hinauslassend, zu den draußen stehenden Herrn: „Er ist frei! Laßt ihn aus dem Lager geleiten.“

Nun hätten zwar einige von den Herren gern gewußt, was der Herzog mit ihm gesprochen, und was er ihm erzählt, allein Magister Rößlein hatte wohl besseres zu thun, als ihnen Rede zu stehen. Er eilte nur aus allen Kräften, das Lager hinter sich zu bringen, so daß ihm sein Begleiter kaum folgen mochte, und wo sie vorbeikamen, riefen die Soldaten einander zu: „das ist er, der in einer Nacht von Wien hergelaufen!“ blieben lachend stehen und ließen ihren Witz an ihm aus, und so gelangte er aus dem Lager. Doch setzte er auch hier seiner Eil noch kein Ende, sondern lief nur um so schneller, bis er endlich von einer Anhöhe die Thürme seiner Vaterstadt erschaute. Da warf er sich auf seine Knie, die Hände zum Himmel

erhebend und dankte Gott inbrünstiglich, daß er ihn aus so schrecklicher Gefahr des Leibes und der Seele gnädig errettet, gelobte, sich nimmer hinführo gegen seinen Rathschluß aufzulehnen, sondern alles was er ihm etwa fürder noch an Ungemach und Trübsal durch Frau Mathildens Hand auferlegen wolle, in Geduld und Demuth zu ertragen, auch des Weines sich an Wochentagen zu enthalten, nur des Sonntags möchte ihm ein Kännlein oder zwei gestattet seyn. — Damit erhob er sich gestärkt und freudig, und wanderte nach der Stadt hin.

Als er an sein Haus kam, stand Frau Mathilde mit etlichen Nachbersleuten vor der Thür. „O heiliger Hieronymus, schrie sie, ihn erblickend, da ist mein Mann!“ rennte ihm entgegen und umhalsete ihn zärtlich. Die Nachbarn liefen herzu, sich seiner Rückkehr freuend und jeder wollte wissen, was ihm begegnet und wie er seine Freiheit wieder erhalten. Er erzählte ein Mährlein, das er sich unterwegs ausgedacht, wie er mit großer Kunst und Schlauheit seine Vertheidigung zu führen und den Herzog Alba dergestalt zu rühren gewußt, daß dieser ihn auf der Stelle begnadigt habe.

Als er aber mit Frau Mathilden ins Haus getreten war, ließ sie alsbald ihre große Zärtlich-

keit zu Boden fallen, und indem sie ihm ein weitläufiges Register aller seiner Sünden und Verbrechen vor Augen hielt, zeigte sie ihm deutlich, daß er auch hier wiederum mehr Glück als Verstand gehabt, und wohl eine derbe Züchtigung verdient hätte. Magister Rößlein ließ sie reden und schwieg, nahm auch von nun an alle harte Worte in Demuth hin, widersprach niemals, sondern war ihr, als die doch lediglich allein seine arme Seele aus des Teufels Krallen gerissen, allzeit freundlich und unterthänig und dachte nur immer: es ist doch besser, als in der Hölle brennen! so daß nirgends ein vortrefflicherer Ehemann gefunden werden mochte.

Damit er aber täglich der Gefahr und Rettung seiner Seele, so wie seiner gethanen Gelübde sich erinnern möchte, wandte er einiges Geld, welches er noch von Wien her in seiner Tasche gefunden hatte, dazu an, sein Haus neu abputzen zu lassen, und bat dann seinen Freund, Meister Stumpfen, den Maler, dem er sein Abenteuer anvertraut, er wolle ihm ein Gemälde darauf setzen, wie es zu seiner Absicht schicklich sey.

So malte ihm dann dieser oberwärts an das Haus ein Rößlein, welches nach abgeworfener Last, mit zerrissenem Zaum und Zügel und wild fliegender Mähne bergabwärts einem Abgrund zurennte,

aus welchem gräuliche Flammen emporschlugen; weiter unten war dasselbe Rößlein zu schauen, wie es einen schweren Sack auf dem Rücken gar demüthig und geduldig durch Disteln und Dornen einen hohen steilen Berg hinanklimmte, zu oberst über dem Berge aber öffnete sich der Himmel in seiner Glorie und die Engelein saßen darin, auf mancherlei Instrumenten lustig musicirend.

Unter diesem Gemälde dicht über der Hausthür stand geschrieben:

Ein'm jeglich Ding ist auf der Welt
sein Ordnung und Gesetz bestellt,
die es mit scharpfem Zaum regier'n,
ein jeder auch sein Kreuz thut führen.
Wer solcher Zucht sich baar will machen,
rennt leicht dem Teufel in den Rachen.
Wer aber was ihm auferlegt,
den schweren Sack ohn' Murren trägt,
in Einfalt, fromm, demüthigleich,
der geht gradaus ins Himmelreich
zu ewger Lust und Freuden ein.
Das woll' uns allen Gott verleihn!

Als Meister Stumpf nun eines Morgens die letzte Hand anlegend auf der Leiter stand, stellte

sich ein Männlein mit Federhut und Scharlachmantel bei ihm ein und sah ihm aufmerksam zu, und da jener einen Augenblick ins Haus gegangen war, fand er bei seiner Rückkehr zu seinem Schrecken das unterste Rößlein auf dem Gemälde durch Ansetzung zweier stattlicher Ohren in einen Esel verwandelt; das Scharlachröcklein war verschwunden. So viele Mühe er nun auch daran verwandte, diesen schimpflichen Zusatz wieder zu vertilgen, war doch alles vergeblich: wenn er kaum den Pinsel weggelegt hatte, waren auch die Eselsohren wieder da, und Magister Rößlein sprach, andächtig die Hände faltend: „Laßt's nur seyn! Er mag wohl recht haben."

Raimund.

1811.

Guido.

Die Berge baden sich in rother Glut,
Und in den Thälern wacht der Abend auf.
Dies ist die Stunde, wo sie meiner wartet. —
Wie alte Freunde grüß' ich euch, ihr Bäume,
Die ihr so freundlich seit drei Monden schon
Verstohlner Liebe Schutz und Freistatt wart.
Dürft' ich in eurem Kreis mein Leben schließen,
Und keinen Wunsch, kein Sehnen, kein Begehr
Aus euch hinaus mehr strecken in die Welt!
Doch aus dem Paradiese treibt mich zürnend,
Dem Engel mit dem Flammenschwerte gleich,
Der Schwur der Rache, Blut von mir verlangend.
Drei Monden schon! O Vater, zürne nicht
Dem Säumenden! Du hast ja auch geliebt! —
Weh! meine Mutter! Nein, zu ihrem Bilde
Wird er, zu ihrem blutbefleckten Kleide
Dich führen, schwacher Knabe — diese Flecken,
Sie werden laut dich träger Säumniß zeihen,
Und die Entschuldigung stirbt auf den Lippen.

Maria tritt auf. Er geht ihr entgegen.

Maria, theures Leben meiner Seele!
Wie mildes Mondenlicht erscheinst du mir,
Schaust freundlich in die Nacht, die mich umgiebt!
Doch ach! Du zeigst mir graunerregender
Den Abgrund auch, in den ich steigen soll! —
Du süßer Mund, um den der Rede Wohllaut
Wie eine zarte Blüth' ergötzend spielt,
Ihr klaren Augen, die ihr stumm ihn dennoch
An holder Sprache Macht noch übertrefft,
Du reiner Himmel dieses Angesichts,
Wo Güt' und Anmuth bei einander wohnen,
Von euch soll ich mich scheiden! — —

Maria.

Scheiden, Guido?
O welches Wort hast du genannt! Es greift
So kalt ins warme Leben meines Herzens.
Fühl' her, wie seine Pulse stocken! Weh!
Was hast du vor!

Guido.

Du weißt, was ich geschworen.

Maria.

Sprich nicht von diesem Schwur. Ein seltsam Grauen
Befällt mich jedesmal.

Guido.

Dem Vater schwur ich,

Zu rächen meiner theuern Mutter Mord
An ihrem Mörder, schwur ihm, nicht zu ruhn,
Bis ich den Dolch mit seinem Blut geletzt,
Der auch der Mutter Herzensblut getrunken.
Du hörst doch? nicht zu ruhn, hab' ich geschworen!

Maria.

Und führst auch mir die Ruh' auf immer fort!
Von allen Seiten bricht Gewitternacht
An unsrer Liebe Himmel schwarz herauf,
Und Blitze zucken schon auf diese Brust. —
Dem Vater, fürcht' ich, sind wir auch verrathen.
Denn heut' traf ich auf ihn am frühen Morgen,
Als er aus jenem Zimmer kam, wohin
Kein fremder Fuß ihm jemals nachgefolgt:
Da faßt' er meine Hand und sah mich lange
Wehmüthig an — ich konnte nicht wie einst
Den Blick ertragen — und mit leiser Stimme
Sprach er: auch du, mein einz'ges Kind, auch du!

Guido.

Maria, geh' mit mir! Laß uns entfliehn!

Maria.

Wie, Guido, meinen Vater soll ich lassen?

Guido.

Dem Manne folgen, ist des Weibes Loos.

Maria.

Dem ich das Liebste, ja das Einzige

Auf Erden was er liebt! der nur um mich
Des trüben Daseyns Fesseln noch erträgt —

Guido.

Den Vater nennend, sprichst du da von mir —

Maria.

Den Hülfsbedürft'gen soll ich hülflos lassen?
Wer soll ihm beistehn in den Augenblicken,
Wo ihn des Trübsinns dunkele Gestalt,
Sich an ihn heftend, nach dem Abgrund treibt?
Wer dann der Bilder schreckliches Gewirr
Zerstreuen, die wie Flammen aus dem Boden
Aufschießend, seine Schritt' umstellen? Wer
Des Wahnsinns gräßliches Gespenst beschwören,
Das lauernd schon die Hände nach ihm streckt?

Guido.

Ihn oder mich! Du wirst doch wählen müssen.

Maria.

Nein, Guido. Keine Wahl! Ich kann nicht wählen,
Nicht auseinanderreißen dieses Herz,
Das beiden ganz, untheilbar angehört.
Kann Leben wählen zwischen Luft und Licht?
Nein, bleiben sollst du! Sieh, ich halte dich,
Ich knüpfe dich an mich mit diesen Armen!
Hast du den Muth, den Knoten mit Gewalt
Zu lösen?

Guido.

Ach Maria, holder Engel!

Maria.

Du bleibst bei mir! du sollst mein Abgott seyn,
An deinen Blicken wird mein Leben hängen,
An deinen Lippen meine Seligkeit.
Mein Vater wird dich lieben, seinen Sohn,
Und diese Berge werden unsre Wünsche,
Wie unser Glück begränzend in sich schließen.

Sie schmiegt sich an seine Brust. Raimund, Maria's Vater, tritt aus dem Gebüsch.

Raimund.

Maria!

Er ergreift ihre Hand und führt sie von Guido weg.

Hier bei deinem Vater ist
Dein Platz! — Wer ist der Fremdling? — Komm, mein Kind.
Kann Raimunds Tochter sich so weit vergessen?

Zu Guido.

Wer bist du?

Guido.

Herr, von edlem Stamm bin ich
Entsprossen, so wie du, und deiner Tochter
Bringt es nicht Unehr', mich zu lieben.

Raimund.

Sie liebt dich?

Maria.

Vater, er ist's werth. An keinen
Unwürdigen verschleudert ihre Gunst
Die Tochter Raimunds.

Raimund.

Und seit wann, Maria?

Maria.

Es sind drei Monden, daß ich hier ihn fand.

Raimund.

So lange schon hab' ich mein Kind verloren?

Maria.

Mein Vater!

Guido.

Zürne nicht mit ihr, sie darf
Des Vaters Blick nicht scheuen; rein und schuldlos
Darf unsre Liebe sich dem Lichte zeigen.
Doch weil ein Schwur mir wehret, mich zu nennen,
Wollt' ich, ein Fremder, nicht vor dir erscheinen,
Nicht namenlos um deine Tochter werben.
Ich hielt sie ab.

Raimund.

Ein Schwur — sprachst du nicht so?

Guido.

Aus ferner Heimath treibt die Rache mich
Hierher zu ernster, schwerer That.

Raimund.

O Jüngling!
Kehr' wieder heim und laß die Rache Gott!
Er rächt auf Erden jede Missethat.
Und glaub' es mir, auf Erden ist die Hölle.

Guido.

Hör' mich. Die blut'ge That darf ich dir nennen,
Wenn ich den Namen gleich dir bergen muß.
In Wälschland bin ich altem Stamm entsprossen;
Mein Vater war an Kaiser Friedrichs Hofe
Gar hoch geehrt. Die Mutter kannt' ich nie,
Denn eh' sie meinen Vater sah und liebte,
Verlobte sie der Eltern Wille schon
Mit einem Deutschen im Gefolg des Kaisers.
Der Tag der Hochzeit nahte. Da ersah
Mein Vater sie in einer Kirche einst,
Und heft'ge Lieb' entzündet ihm die Brust,
Und wie die fremde Pflanze, die im Treibhaus
Wohl grünt und wächst, jedoch die süße Blüte
Dem Gärtner weigert, in die Heimath schnell
Versetzt, den streng geschloßnen Busen froh
Erschließt, und ihre bunte Glut entfaltet:
So ging auch jetzt am Strahl aus seinen Augen
Der Jungfrau Herz in süßer Liebe auf,
Die nimmer dem Verlobten noch geblüht.
Vergebens doch war meines Vaters Mühe,

Der Aeltern Sinn zu wenden, und vergebens
Der Tochter Flehn. Da nahm er mit Gewalt,
Was ihm die Bitte nicht erwerben konnte.
Am Tag der Hochzeit selbst raubt' er die Braut,
Und barg sie in den Mauern seiner Burg,
Woran die Wuth des Bräutigams zerschellte.

Marka.

Was ist dir, Vater? sprich: Du wirst so bleich!

Raimund weist sie mit einer Bewegung der Hand von sich.

Guido.

Der Zeit und endlich auch dem Wort des Kaisers,
Der meinem Vater wicht'gen Dienst verdankte,
Gelangs, der Eltern Zorn zu sänftigen,
Und fern in seine heimathlichen Wälder
Trug der betrogne Bräut'gam seinen Grimm
Und seine Schmach. Zwölf Monde zogen nun,
Wie gute Engel Himmelsgaben spendend,
Mit schnellem Flug dem Glücklichen vorüber.
Zwei Kinder lächelten, zugleich geboren,
Dem Vater an der theuern Gattin Brust.
Da kehrt, getrieben von des Abgrunds Mächten,
Der Deutsche nach Italien zurück,
Sieht meines Vaters Glück und meine Mutter
In neuem Reize prangen, und es wirft
Die Rach' ihm ihre Fackel, an dem Brand
Der Hölle angezündet, in das Herz.

An einem Abend kehrt mit seinen Dienern
Mein Vater wohlgemuth vom Jagen heim,
Und wie sie nahe sind dem Schlosse, heißt er
Die Jäger frisch ein lustig Stücklein blasen;
Denn einen edlen Hirsch hat er gefällt.
Doch in dem Schloß scheint alles öd' und still.
Geöffnet stehn die Pforten, doch es bringt
Ihm freundlich nicht wie sonst sein holdes Weib
Gewohnten Gruß heraus, und wie er sich
Vom Roß herab befremdet schwingt, da liegt
An Hauses Schwelle, liegt sein alter Diener,
Dem er des Schlosses Hut vertraut, erschlagen.
Es zuckt ihm grause Ahndung durch das Herz,
Er fliegt durch die Gemächer, angstvoll suchend,
Und zitternd doch, zu finden, er befragt
Des Hauses Dienerinnen, von den Knechten
Indeß der Band' entledigt, aber keine
Weiß ihm von der Gebieterin zu melden.
Und nach dem Garten wendet er den Schritt;
Ein fernes Wimmern trifft sein Ohr, er folgt
Dem Unglücksherold und kommt athemlos
Zur Stätte, wo die Hölle seiner harrt.
Im Blute schwimmend, ohne Leben liegt
Die theure Gattin, mit durchbohrter Brust;
Halb über ihr der Knabe — ich war damals
Neun Monden alt — an dem zerrißnen Quell

Des Lebens Nahrung suchend, Blut nur findend;
Zur andern Seite wimmernd hingestreckt
Das Schwesterlein; und wie der Knab' des Vaters
Gewahrt, streckt er die kleinen Hände, roth
Vom Blut der Mutter, schreiend ihm entgegen.

Maria.

Halt ein mit deiner blutigen Erzählung!
Du siehst, zu tief erschüttert sie den Vater.

Guido.

Wohl dann, mit wenig Worten end' ich sie.
Noch einmal kehrte das entfloh'ne Leben,
Dem Ruf geliebter Stimme horchend, wieder;
Noch einmal öffnet sie ihr Aug' dem Lichte,
Doch nur des Mörders Namen zu verkünden:
Der Deutsche war's, der meuchlings sie erschlug.

Raimund.

Den Namen sagtest du? sie nannte ihn?

Guido.

Sie nannte ihn, und schloß ihr Aug' auf immer. —
Es soll mein armes Wort des Vaters Schmerz
Beschreibend, nicht entwehn. Ich seh's, du fühlst ihn,
Ehrwürd'ger Greis, wie ich. — Nachdem mein Vater
Fruchtlos durch ganz Italien bis nach Deutschland

Des Mörders Spur gefolgt, verlebt' er streng
Geschieden von der Menschen Red' und Umgang
In immer dumpferm Trübsinn viele Jahre;
Den Kindern nur erschloß sich Herz und Mund.
Alljährlich an dem Todestag der Mutter
Führt' in ein schwarz behangenes Gemach
Er uns, in Trauerkleider eingehüllt.
Ein Altar hob sich in der Mitte, Kerzen
Entzünd'ten seinem Wink sich, Weihrauch dampfte,
Und lächelnd schaute von der hohen Wand
Der Mutter Bild herab auf ihre Kinder.
Dann sprach er von der Theuren, ihrer Schönheit
Und ihrer Milde, ihrer Frömmigkeit;
Wir knieten weinend vor dem Altar nieder
Und beteten für ihrer Seele Heil.
Doch oftmals mitten im Gebete schlug
Des Schmerzes ungeheuere Gewalt
An der Erinnerung sich neu entzündend,
Im Herzen ihm auflammend schnell empor.
Von einem Bilde riß er dann den Vorhang,
Das uns der Mutter blutende Gestalt,
Den Dolch im Busen, zeigte, zog uns hin
Zu ihrem blutbefleckten Kleide und
Die Hand der Tochter, die verstümmelte, —
Der Mutter Brust durchbohrend, schnitt der Stahl
Zwei Finger von der Hand des armen Kindes —

Und die verstümmelte zum Himmel hebend
Rufst' er dem Mörder seinen Fluch herab.

Raimund.

Fluch! Fluch! der Himmel hat den Fluch erhört.

Guido.

So bin ich denn ein Werkzeug seines Willens!
Denn als dem Vater Kunde ward, daß er,
Der Mörder, hier in diesem Winkel Deutschlands
Verborgen unter fremdem Namen lebe,
Da schwur ich, nicht zu ruhn, bis dieser Dolch
Der Mutter Tod auch ihm den Tod gebracht.

Er zieht einen Dolch hervor.

Raimund,

sich mit Entsetzen aufraffend.

Maria, komm! Weh mir! Fort! laß uns fliehn!

Maria.

Was ist dir, Vater, sprich? vor wem entfliehn?

Raimund.

Du fragst? und siehst auf deines Vaters Herz
Den Dolch gezückt?

Guido.

Welch seltsam böser Wahn
Befällt dich, edler Greis? Besinne dich!
Für dich hat dieses Eisen keine Spitze.
Du bist Mariens Vater, den ich ehre,
Den ich so gern auch Vater nennen möchte.

Raimund.

Ja — recht! — ich kenn' dich ja — besinne mich.
Ein Mährlein wohlersonnen war es nur,
Was du erzählt. Es klang wie Wahrheit fast.
Ich alter Thor, daß ich von einer Lüge
Mich schrecken ließ, von einer bunten Lüge,
Die dieser Tausendkünstler ausgeschmückt!

Guido.

Maria, was ist das?

Maria.

O Gott! ich ahnt' es,
Daß du den bösen Geist erwecken würdest. —
Mein Vater, laß uns gehn! Die Sonne sinkt.

Raimund.

Sie ist gesunken — längst! Nun ist es Nacht.
Und in die Nacht ist auch die That vergraben.
Die Zeit hat sie vergraben. Zwanzig Jahr!
Moos deckt die Gräber; niemand kennt sie mehr.
Auch er ist todt, auch er! 'S ist alles todt,
Und kein Gedanke lebt mehr dieser That —
Als hier — hier! hier! da lebt, da brennt es noch.

Maria.

Komm, Vater, komm mit mir! O Guido, geh,
Entferne dich — du siehst —

Raimund.

Fluch! Fluch! er hat
Des Himmels Fluch herabgeruft dem Mörder.
Der Himmel nicht, die Hölle hörte ihn.
Nur fromme Bitten dringen auf zum Himmel,
Allein der Fluch, den reißen, kaum den Lippen
Entflohn, die Unterirdischen an sich,
Und des Verfluchten Haupt verfällt der Hölle.

Guido.

Allmächt'ger! Welche Ahndung faßt mein Herz!
Wenn er, — o Gott! — —

Raimund.

Was wendet Ihr die Blicke
So scheu von mir? Seht Ihr des Fluches Zeichen
An meiner Stirne brennen? Ja ich bin
Gezeichnet, daß mich jeder kenn' und meide.
Seht Ihr nicht auch das Blut an dieser Hand?
Voll Abscheu flieht das Wasser selbst die Flecken,
Und nimmt sie mir nicht weg.

Maria.

O Vater, komm!
Reich' mir die Hand. Wenn du dein Kind liebst,
komm!

Raimund.

Wer bist du dort? Mir ist, als kennt' ich dich.

Entferne dich, mir graut vor deinem Anblick.
Dies Auge — dieser Mund — Barmherzigkeit!
Er ists, weh mir! er ists! — Hinweg! Hinweg!
Du kommst, der Gattin Blut von mir zu fordern.
Was starrst du so? Ich bins! ich bin ihr Mörder!

Guido,
sein Gesicht bedeckend.

O Gott!

Maria.

Glaub' ihm kein Wort! Er spricht im Wahnsinn!
Um unsrer Liebe willen, glaub' ihm nicht!
Komm Vater, fort von hier. Hör' auf mein Flehn.

Raimund.

Wo bin ich denn? Maria hilf mir doch
Mich recht besinnen. — Er ists nicht! Nicht er!
Es ist sein Sohn. Nicht wahr, sein Sohn, Maria? —
Sein Vater kann mir nicht verzeihn. Doch er
Wird Mitleid haben mit dem armen Greise,
Den seines Vaters Fluch zum Abgrund treibt.
Nicht Reue, nicht Gebet kann ihn versöhnen,
Er folgt mir rastlos nach seit zwanzig Jahren,
Und wo ich geh', verdorren alle Freuden,
Und jedes Lebensglück versengt mein Hauch.
Ich hatt' ein Weib — ein Engel wars, der mir

Die Stirn' mit seiner Friedenspalme kühlte,
Und schaute in die Nacht, die mich umgab,
Ein heitres Morgenroth, herein. — Sie starb.
Der Tochter Leben brachte ihr den Tod.
Und schwärzer fiel die Nacht auf meine Seele,
Wie von des Nordlichts blut'gen Strahlen nur
Vom Wiederschein des Abgrunds mir erhellt.
Ich hatte eine Tochter, die mich liebte —
Noch einmal trieb mein Leben grüne Knospen:

Zu Guido.

Du hast sie abgestreift mit frecher Hand.
Verdorrend steht der Baum auf öder Haide,
Dem Wanderer ein Schreckbild in der Nacht.
Dein Vater sandte dich. Ich fühl' es wohl.
Du hast der Tochter Herz von mir gerissen,
Und sinnreich mehr als Leben mir geraubt.

Maria.

Nicht so, mein Vater!

Guido.

Lebe wohl, Maria!
Auf ewig lebe wohl! ich muß von hinnen.
Entsetzen lagert sich auf meiner Brust;
Mein Herz erbebt vor Angst und will zerspringen.
Maria! noch einmal reich' mir die Hand.
Fühlst du, wie in den Adern sich das Blut
Empört, und Fieberglut die Pulse klopfen?

Ich muß hinweg, daß mich nicht Wahnsinn faßt.
Des Himmels Fluch wirft eine grause Kluft
Tief zwischen uns; an den verbrannten Wänden
Rankt keine Hoffnung, Pesthauch steigt empor,
Und das Verbrechen tobt in ihren Tiefen;
Herüber streck' ich sehnsuchtsvoll die Arme,
Ich sehe dich, ich kann dich nicht erfassen,
Und einsam in der Wüste bricht mein Herz.

Raimund.

Maria, meine Tochter, komm zu mir!

Guido.

Noch einen Augenblick, Maria! Wehe mir!
Zum letztenmale halt' ich diese Hand. —
Sieh mich noch einmal an! O wende nicht
Dein Auge ab. Es ist die letzte Bitte.
Denk, du gewährst sie einem Sterbenden.

Maria sinkt ihm weinend an die Brust; Raimund ergreift sie bei einer Hand, Guido hält die andre fest.

Raimund.

Hierher zu mir! Nicht an die Brust des Fremdlings,
Zu deinem Vater flieh. Komm, folge mir.

Guido.

Maria! — Nein, ich kann dich so nicht lassen.
Ich lasse dich nicht los! ich halte dich!

Mein bist du, mein! Du hast es mir geschworen.
Flieh' nicht! mein Leben hängt an deinem Blick!

Maria.

O Vater, zürn' ihm nicht! verstoß' ihn nicht!
Er wird dein Sohn seyn, kindlich dich verehren,
Und reicher bist du um der Tochter Glück
Und um die Liebe eines wackern Herzens.

Raimund.

Mein Sohn? Er? meines Feindes Sohn? den er,
Wie auf die Fährte eines wilden Thieres,
Nach mir hat ausgeschickt, um mich zu morden?
Du siehst den Dolch in seinem Gürtel blinken,
Der nach dem Blute deines Vaters lechzt:
Und dich ergreift Entsetzen nicht und Abscheu
Vor dieses Mörders gräßlicher Umarmung?

Guido.

Maria, komm mit mir! Ich kann von dir
Nicht scheiden, nicht mein Herz von deinem reißen.
Du bist das Leben meines Herzens, du
Die Seele meines Lebens, ich bin nichts,
Nichts ohne dich, ein Schatten, hohles Wort,
Ein schlechtes Bild von Schülerhand gemacht.
Warum soll ich die Strafe tragen, ich
Die Strafe fremder Missethat? Warum
Den Himmel meiden um der Hölle willen?
Nein ich umfasse dich mit diesen Armen,

Ich halte dich, mein bist du, mein auf ewig!
O folge mir, Maria! Flieh mit mir
Aus dieser fluchumnachteten Einöde!
Wir ziehen fort zu freundlich stillen Thälern,
Wo uns der Liebe heitres Sommer strahlt.
O zieh mit mir!

Raimund.

Maria! komm zu mir!
Verlaß nicht deines Vaters greises Haupt!
Glaub' mir, sie wollen dich mir locken, dich
Nach Welschland führen, und der Rache dort
Dich unter tausend Qualen langsam opfern.
Kein rascher Stoß soll schnell mein Leben enden;
O nein, dich wollen sie mir rauben, dich,
In die mein ganzes Wesen fest verwachsen,
Das Herz lebendig aus der Brust mir reißen,
Sich an dem Zucken seiner Angst ergötzen,
Erfinderisch tausendfach den Tod mir geben!
Nach der Seite, wo Guido steht, hinstarrend.
Auch du, auch du, du Kind der Mitternacht?
Was willst du jetzt? Hat selbst der milde Tag
Sich wider mich verschworen und gebiert
Mir nächtliche Gespenster? — Sieh dorthin,
Dicht neben ihm, den blutgen Schatten dort,
Die breite Wunde in der Brust — sieh, das
Ist seine Mutter!

Guido,

entsetzt, einige Schritte zur Seite weichend.

Hal du Gräßlicher,

Woran erinnerst du! O meine Mutter!

Maria.

Komm Vater, fort, hinweg! Komm, folge mir.

Raimund.

Sieh, dies Gespenst allnächtlich vor mein Lager
Kommt es geschlichen, mich zu peinigen.
Ich seh' die Wunde bluten, die ich schlug,
Ich hör' das Wimmern, Stöhnen, Todesröcheln,
Und voll Entsetzen flieht der Schlaf von mir.

Guido.

Maria!

Raimund.

Ha, sie winkt! die winkt sie, die!
O geh nicht, meine Tochter, gehe nicht!
Verlaß mich nicht — bleib bei mir — hab' Erbarmen!
Sieh deinen Vater hier zu deinen Füßen.
Geh nicht! bleib bei mir! laß mich nicht allein!

Maria blickt in höchster Angst händeringend zum Himmel.

Hörst du die Stimme deines Vaters nicht?
Fluch dir, Verderben über dich, Verführer!
Der du ihr Herz von meinem abgewandt.

Guido.

Maria komm! Ich will den Schwur vergessen,

Des Meineids Strafe laden auf mein Haupt.
Das Leben schenk' ich ihm, gehst du mit mir!

Raimund.

Hinweg! Was wollt ihr, gräßliche Gestalten?
Weh mir! Noch mehr? Zu enge wird der Raum.
Sie dringen auf mich ein. Sie drohen mir.
Sie wollen mit Gewalt dich mir entreißen.
Nein! lebend fällt sie nicht in deine Hände!
Ob sich die Hölle auch mit dir verbindet:
Du sollst nicht triumphiren über mich.
Noch bist du meine Tochter. Folge mir!

Guido.

Maria an sich ziehend, die ohnmächtig in seine Arme sinkt.

Maria, du bist mein. Ich halte dich
In meinen Armen fest. Mein bist du, meine,
Du bist mein Weib und mir gehörst du an.

Raimund.

Noch nicht!

Er springt hinzu, reißt ihm den Dolch aus dem Gürtel und stößt ihn Marien in die Brust.

Geh und erzähl' das deinem Vater!
Fahr hin, mein Kind!

Indem er den Dolch fallen läßt.

Nun, Hölle, räche dich!

Guido.

Ha, Ungeheuer! was beginnst du? Weh!
Maria! theures Leben, höre mich!

Hörst du nicht meine Stimme mehr? Marie! —
O wohlgetroffen weißt du, grauer Mörder! —
Kein Athemzug, kein Lebenszeichen mehr.
Dein Stoß ist rasch und sicher. Sie ist todt!

Er legt sie sanft auf die Erde nieder.

Wohlan! so nimm denn, Mörder, deinen Lohn!

Er rafft den Dolch auf, und schwingt ihn über Raimund, der regungslos vor sich hinstarrend dasteht.

Nein, Wohlthat wär' der Tod für dich. Hier hat
Der Himmel schon gerichtet; meines Arms
Bedarf es nicht. Schau, Meister, auf dein Werk!
Von kalter Todesnacht umzogen starrt
Den blauen Himmel dieser Augen, der
Auch dir von heiliger Liebe einst gestrahlt;
Stumm ist der Mund, der Vater dich genannt,
Das Herz zerrissen, das dir kindlich schlug,
Und keins mehr schlägt für dich auf weiter Erde.
Schau, Meister, auf dein Werk! Leb' und verzweifle!

Er wirft den Dolch hin und kniet bei Marien nieder.

Noch einmal küß' ich diese kalten Lippen. —
Nimm mich mit dir! Laß mich nicht hier allein.
Was soll das Leben mir? Kaum aufgegangen
Fällt seine Blüthe ab und es verwelkt.
Ich folge dir. Bald, bald sehn wir uns wieder!
Nur meinem Vater wenig Worte noch. —
Nicht mit mir wolltest du: ich geh' mit dir!

Der Tag löscht aus; es sinkt die Nacht herein!
In Morgenröthe sehen wir uns wieder!

Es geht schnell ab.

Lange Pause.

Raimund.

Sie haben mich weit weit hinaus geführet
In einen düstern Wald. Ich kann nicht mehr.
Der Weg ist rauh und meine Kniee wanken.
Maria, meine Tochter, wo bist du?
Gebt mir zu trinken. Meine Zunge lechzt.
Blut soll ich trinken? Blut ist in dem Becher!
Wo bin ich denn? Das war ein böser Traum.
Auf einem hohen Felsen saß ich einsam,
Und wie im Grabe war es still um mich.
Tief unter mir nur sah ich seltne Wanderer
Vorüberziehn. Ich rief, doch keiner hörte;
Voll Grausen wandten sie sich ab von mir,
Und eilten sich bekreuzend scheu vorüber.
Denn sieh! der Felsen war das Hochgericht,
Auf dem zur Schau ich angeschmiedet saß.
Und meine Tochter ruft' ich, doch mein Rufen
Verhallte in der Oede und sie kam nicht.
Nacht wards und wieder Tag und wieder Nacht,
Und immer saß ich harrend, rufend da,
In Thau und Sonnenbrand und Regen,
Verzehrend mich in Angst und heißer Sehnsucht,

Und keine Labung netzte meine Lippen.
Da kam es endlich, daß ich sterben mußte.
Ich fühlte wie ich starb und immer noch
Schaut' ich ringsum nach meiner Tochter aus,
Daß sie mir beiständ' in dem letzten Kampfe,
Noch einmal ich an ihrem holden Antlitz,
An ihrer Stimme süßem Ton mich labte;
Doch meine Tochter kam nicht. Raben krächzten
Nach meinem Fleische lüstern über mir. —
Der Traum war gräßlich. Kalter Todesschweiß
Steht nach auf meiner Stirne. — O Maria!
Mein theures Kind, wo weilst du? Komm zu mir! —
Ha sieh! da ist sie. Still, sie schläft. Still, still!
Weckt sie nicht auf! Ich will mich zu ihr setzen,
Mit meinem Mantel sie bedecken. So,
So will ich sitzen still, bis sie erwacht.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

1811.

Personen.

Poesie, eine Schneiderswittwe.

Tragödie, } ihre Töchter.
Lustspiel, }

Trumpf, ein Theaterdichter.

Wakel, ein Schauspieldirektor.

Vetter Michel, ein naher Verwandter.

Ein ärmliches Zimmer. Poesie bessert Strümpfe aus, Tragödie sitzt am Stickrahm, Lustspiel am Spinnrad.

Lustspiel singt.

Ein König ist gestorben
Vor langer, langer Zeit;
Hat guten Ruhm erworben:
Man spricht von ihm noch heut.

Von Gold war'n seine Glieder,
Die Kron' Karfunkelstein.
Ach niemals werden wieder
So goldne Tage seyn.

Sein Grab soll seyn dort drüben,
Am Thurm, wo's Käuzchen schreit,
Daran sein Sohn geschrieben:
Hier liegt die alte Zeit!

Tragödie. Ich bitte dich, schweig! Ich kann diese Liederchen nicht hören. Wie mag man singen in einer Lage wie die unsrige!

Poesie. Wohl ihr, daß sie es kann. Du möchtest von ihr lernen, mein Kind.

Tragödie. Aber ist es recht von ihr, so muthwillig die Erinnerung an eine Zeit zu wecken, die leider für uns auf immer verloren ist!

Poesie. Freilich wird sie nie wiederkehren, unsere goldne Zeit, allein man muß sich in jede Zeit zu schicken wissen, man muß sich nach der Decke strecken. Das ist die höchste Weisheit unsrer Tage, und du wirst sie lernen müssen, wie ich, wenn du unter den Leuten fortkommen willst. Wer sein Schicksal mit frohem Muthe erträgt, verdient drum keinen Vorwurf.

Tragödie. Ertragen kann ich auch das Ungeheuerste, doch nicht darüber scherzen.

Lustspiel. Desto schlimmer für dich, ma soeur!

Tragödie. Ich streite nicht mit dir, denn wir verstehn uns nicht. Dein Blick ist nach der Erde nur gerichtet und auf dem Markt des Lebens ist dein Platz. Ich kann den Himmel nicht wie du vergessen, aus dem wir stammen.

Lustspiel. Mit deiner Erlaubniß, ich eben so wenig; nur daß du gern ein wenig mehr mit deiner hohen Abkunft prahlst als ich.

Tragödie. Sich würdig betragen, heißt nicht prahlen.

Lustspiel. Aber die Zeichen seiner eingebildeten Würde unaufhörlich zur Schau tragen, was heißt das? — Wozu denn noch immer diesen langen seidnen Mantel um die Schultern, den die Mutter beinah nicht mehr zu flicken weiß? Wozu denn die tombackne Krone auf dem Kopfe — die goldene liegt wie lange schon auf dem Leihhause fest? — Wenn das nicht prahlen heißen soll, so dürfen wir es doch wohl ein wenig affectiren nennen, und von dem Vorwurf einer kleinen Affectation bist du überhaupt nicht zu retten. Mich wundert nur, daß du endlich den Cothurn abgeschnallt und die Schuhe vom Vetter Michel angezogen hast. Er muß dir sehr unbequem gewesen seyn, da du dich dazu bequemen konntest.

Poesie. Fangt ihr schon wieder an zu streiten? werdet ihr euch denn nie vertragen lernen? Ich habe ja ohnedieß Sorge genug mit euch, wollt ihr sie noch durch euer ewiges Hadern vermehren? — Meine andern Kinder hab' ich bei der schlechten Zeit doch alle leidlich untergebracht: die Romanze ist mit einem Herrn auf Reisen gegangen, um dem Romantischen auf die Spur zu kommen, welches, Reisens genommen haben soll; die Ode, die mit sei-

Mosstocks Tode in Unmündigkeit zurück gefallen war, ist im Waisenhause; die Satyre im Taubstummen-Institut, um dort das gefährliche Sprechen vollends zu verlernen; die Idylle sauft vom Epos im Spital; die Fabel hat sich eingepuppt, um vielleicht einmal in einer herrlichern Gestalt wieder aufzuleben; der Roman ist Meßhelfer in Leipzig geworden, und die übrigen stümpern sich noch gut oder übel selbst durch die Welt. Ihr beiden nur macht mir Kummer. Seit dem Tode meines seligen Mannes, eures Stiefvaters, hab' ich euch nun wieder bei mir, und es zeigt sich noch immer keine Versorgung für euch.

Lustspiel. Laß dir unsre Versorgung keine Sorge machen, Mütterchen. Es kann ja nicht immer so bleiben. Sieh Acht, es blühn wieder gute Tage auf.

Poesie. Wenn wir vielleicht längst nicht mehr sind.

Lustspiel. O dann wären es ja keine guten! Aber sind wir nicht unsterblich?

Poesie. Ach mit unserer Unsterblichkeit ist's nicht weit her. Die Götter — Gott verzeih mir die Sünde! — mögen am besten wissen, wie es damit steht. Und was hilft uns denn das traurige

Geschrieb, wenn es uns nicht auch vor Alter und Elend schützt? — Ach wo sind die schönen Tage meiner Jugend hin, die ich unter Griechenlands heiterm Himmel verlebte! Was ist aus mir, der Hochgefeierten, geworden? Eine Schneidersfrau!

Lustspiel. Immer besser, als von der Gnade der Menschen leben, die uns mit den Seiltänzern, abgerichteten Hunden und andern Lustigmachern in eine Klasse setzen.

Tragödie. Die Undankbaren, die wir erzogen!

Poesie. Mein Name ist zwar auf allen Lippen, ach! aber sie reden von mir und kennen mich doch nicht. Die wenigen noch, die mich von Angesicht zu Angesicht gesehen, und die ich meine Freunde nannte, werden alt, und wenig Hoffnung heg' ich von dem kommenden Geschlecht.

Lustspiel. Aber nach dem kommenden, wird wieder eins kommen und wieder eins!

Poesie. Aber auch die Welt immer älter werden und wir dazu. — Von euch, ich muß gestehn, glaubt' ich, daß es euch sobald noch nicht fehlen könnte, denn überall stehn eure Tempel offen.

Lustspiel. Ach daß Gott erbarm, die Tem-

sel sind auch meist danach, und nicht ebendarin die Priester.

Tragödie. Wie Göttern bringt man uns die eignen Gaben, so sollten wir am ersten sagen können — —

Lustspiel. Allein wir spürens leider am Gestanke, daß es meist unreine Opfer sind.

Tragödie. Ich wiederhole deine Worte, Mutter: sie reden von uns und kennen uns nicht.

Lustspiel. Jeder Lump rühmt sich der intimsten Vertraulichkeiten mit uns, und läßt seine Bastarde unter unsern Namen in die Welt laufen.

Tragödie. Wenn auch einmal die Gestalten meiner Lieblinge über die Bretter schreiten, so wird es dem Volke gleich wunderseltsam und unheimlich zu Muthe — —

Lustspiel. Und es klagt über Magendrücken, bis es wieder einige mürbe Geheimenräthe und in Thränen geschmorte Baronessen zu sich genommen hat. Ich bin um nichts besser dran. Wenn ich mich zeige wie ich bin, verstehn sie mich nicht. Meiner Begeisterung haben sie die Flügel verschnitten und meinem Scherz, dem armen Jungen, einen Keuschheitsring angelegt.

Tragödie. Das zwitterhafte Geschöpf, die

Oper, macht noch das nächste Stück. Auch sie will gern für deine Tochter gelten.

Lustspiel. Für deine letztgeborne giebt sie sich aus; aber sie ist nicht deine Tochter, nicht wahr?

Poesie. Ach, Kinder, ja, sie ist es wohl; allein man spricht nicht gern davon. Du lieber Himmel, man hat auch noch im Alter schwache Stunden! — Da klopft Jemand an die Thüre! Sieh zu, wer's ist.

Lustspiel. Es wird der Vetter Michel seyn. Der gute Mann besucht uns alle Abend.

Vetter Michel. Na, bon soir! Wie gehts? Einen Stuhl, liebes Spielchen! Lustspiel bringt ihm einen. Die drei Treppen schlagen mir jedesmal in die Beine. Wie leben wir, was machen wir?

Lustspiel. Wir freuen uns über den Herrn Vetter.

Vetter Michel. Sehr verbunden. — Werthe Frau Muhme, wie ists Befinden?

Poesie. Danke für die gütige Nachfrage, immer noch beim Alten.

Lustspiel. Das Neue steigt setten bis ins vierte Stockwerk.

Vetter Michel. Ich bringe aber doch heute etwas Neues mit und etwas Gutes obendrein. Es hat zwar Mühe gekostet, Mühe und Arbeit, Laufen und Rennen und manchen Schweißtropfen, allein ich bringe gern meinen saursten Schweiß den allerliebsten Bäschen zum Opfer.

Lustspiel. Danke schön, will erst ein wenig das Fenster aufmachen.

Vetter Michel. Bemühen Sie sich nicht um meinetwillen. Es ist so zutraulicher.

Poesie. Aber was bringen Sie uns denn, Herr Vetter? Die Nachricht von einem zu erwartenden Gute kann man nie schnell genug erhalten, denn die Erwartung gehört mit zum Genuß, wenn sie nicht gar den besten Theil davon ausmacht.

Vetter Michel. Ihnen, liebwertheste Frau Muhme, bringe ich zwar unmittelbar nichts, aber mittelbar wieder recht viel. Die lieben Töchterchen nämlich sind das Mittel, indem sie eigentlich der Zweck sind; und zwar nicht allein der Zweck meines Hierseyns und meiner vorhergegangenen Vermittelung, sondern auch der Zweck zweier andern Mittel, welche ihre Mittel gern bezwecken möchten.

Lustspiel. Hat der Herr Vetter Collegia in B. gehört?

Tragödie. Wir müssen bitten, verständlicher zu reden.

Vetter Michel. Ich würde sagen: der Verstand kann nicht verständlicher sprechen, wenn der Verstand nicht heut zu Tage so anrüchtig geworden wäre. Ich bringe euch etwas mit, Kinderchen, was euch künftig die Zeit vertreiben soll, ein scharmantes Spielwerk — —

Lustspiel. Doch nicht eine Puppe vom Jahrmarkt?

Vetter Michel. Eine lebendige, liebes Spielchen, einen Mann; und zwar für jede einen; denn von einer Gemeinschaft der Güter wollen die Weiber überhaupt nichts wissen, und die Herzen und Leiber ihrer Männer besonders sollen seyn, wie die französische Republik. Gott habe sie selig! nämlich eins und untheilbar.

Poesie. Sprechen Sie im Ernst, Herr Vetter?

Vetter Michel. In vehementem Ernste! Meine Bemühungen sind endlich durch zwei Kronprätendenten gekrönt worden, die ich im Stande bin meinen Bäschens zu Füßen zu legen.

Lustspiel. Aber wenn wir sie nun dort liegen lassen?

Vetter Michel. Das werden Sie nicht. Es sind scharmante Leutchen und vom Handwerk obendrein. Ein Theaterdichter und ein Schauspieldirektor. — Aber Mühe hat es mir gekostet, blutsauere Mühe. Ja, wenn ein Mädchen Geld hat, ihr himmlischen Heerschaaren, da laufen die Freier um sie herum wie die Feldmäuse, und sie braucht nur die Hände auszustrecken, so bleibt an jedem Finger einer hängen. Aber ein armes Mädchen ist vor den Freiern so sicher, als ob sie auf dem Thurmknopf der Marienkirche säße und jeder Mensch verlangt von ihr, daß sie von oben bis unten mit Tugenden gepflastert seyn soll, wie der Weg zum Himmel. Da fragte mich der eine: sind sie gute Wirthinnen? der andre: können sie gut kochen? der dritte: sind sie eifersüchtig, bleiben sie gern zu Hause? und einer wollte sogar wissen, ob Ihr stark äßet? — Was sollt' ich antworten? Das sind alles eure schwache Seiten. Von eurer wunderlichen Unsterblichkeit durft' ich mir nun gar nichts merken lassen. Seitdem uns die Aufklärung unter die Fuchtel genommen hat, lachen wir darüber oder fürchten uns davor.

Poesie. Werthester Herr Vetter, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für ihre Bemühung. Es ist mein sehnlichster Wunsch, die beiden Mädchen

bald mit Ehren unter die Haube zu bringen. Was bleibt ihnen auch sonst noch übrig? Ich kann sie nicht mehr ernähren; auf ihre eigne Hand können sie hier nicht leben, denn die Polizei ist jetzt gar zu schlimm; und wovon auch? Anderwärts aber zeigen sich keine bessern Aussichten.

Lustspiel. Sonst stand mir immer noch ein leidlicher Zufluchtsort in Frankreich offen, allein auch dort fang' ich an außer Bekanntschaft zu kommen.

Tragödie. Ich Unglückliche, seit Schiller todt ist, irr' ich nun vollends hoffnungslos umher.

Poesie. Drum ergreift die Gelegenheit, seht sie als einen Wink des Himmels an und folget meinem Beispiel. Als ich sah, daß es mit mir nicht mehr recht fort wollte, nahm ich die Hand meines seligen Mannes an, der mich zufällig kennen gelernt hatte, vergaß die alte Herrlichkeit und griff zur Nadel und zur Scheere.

Tragödie. Wenn es seyn soll, so unterwerf' ich mich. Selbst die Unsterblichen entgehen nicht dem Schicksal.

Lustspiel. Wir wollen sehn. Scheint günstig sich für uns der Zufall zu gestalten, so greif ich zu und weiß ihn fest zu halten.

Vetter Michel. Horch! Es trampelt auf der Treppe. Das werden meine Freier seyn. Ich habe sie her bestellt. — Es geht nach der Thür. Nur hier herein, meine Herren, hier herein! Sie sind schon angemeldet.

Trumpf und Wakel treten herein und machen ihr Compliment.

Trumpf,

sich an die Schwestern wendend.

So ist es wahr, was meine Augen sehen?
Du bist es wirklich, göttlich Schwesterpaar?
Des Herzens Wünsche seh' ich vor mir stehen,
Es ist erreicht was meine Sehnsucht war,
Und Himmelslüfte fühl' ich mich umwehen,
Mich selber beigesellt der Götter Schaar!
Soll, kann ich meiner Brust Gefühl ersticken?
Und ach vermag —

Poesie. Ohne alle Umstände, werther Herr, wenn ich bitten darf! Wir sind schlichte Bürgersleute und verstehn uns nicht auf solche schöne Worte.

Wakel. Brav, mein liebes Mamachen! Was soll der poetische Firlefanz. Ich kann solch überspanntes Wesen auch nicht leiden. Recht und schlecht, das ist mein Wahlspruch!

Trumpf.

Soll, kann ich meiner Brust Gefühl ersticken?

Und acht vermag ich's würdig auszudrücken?
Ihr ganz gehorsamster Diener, meine Damen.
Mein heutiges Glück greift in die Unendlichkeit.

Vetter Michel. Nehmen Sie Platz, meine Herren. Die drei vermaledeiten Treppen werden einem blutsauer.

Trumpf. Was thut das! Mit einer Verbeugung gegen die Schwestern. Per ardua ad astra! Verstehen Sie Latein?

Lustspiel. Ein wenig noch von frühern Zeiten her. Zu ihrer Schwester. Der Mann ist recht galant.

Wakel. Wer hätte das aber gedacht, daß wir in unsern Mauern zwei so berühmte Personen besitzen! Sie sind wohl noch nicht lange hier? Ich habe seit zwanzig Jahren mit Lust- und Trauerspielen zu thun, niemals aber von Ihrem werthen Daseyn etwas vernommen.

Trumpf. In der That, ich hätte das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft nicht erwartet und muß Ihnen gestehen, daß ich mich darin noch nicht finden kann, und mir alles wie ein Traum vorkommt.

Wakel. Darf ich nun auch, mein bestes Mamachen, nach Ihrem werthen Namen fragen?

Poesie. Sonst hieß ich Poesie, jetzt aber heiß' ich Schlabbermeierin, Ihnen zu dienen.

Wakel. Sie haben recht gethan, Madam Schlabbermeierin, daß Sie die Poesie an den Nagel hingen. Es kommt nichts dabei heraus.

Trumpf, zu den Schwestern. Die Poesie also ist Ihre Frau Mutter? Ei, ei, das hätt' ich nicht gedacht!

Vetter Michel. Sie dürfen sich daran nicht stoßen, meine Herren. Die Frau Muhme hat mit ihrem Namen auch alle poetische Tücken und Mücken abgelegt, ist eine brave Bürgersfrau geworden, die Nadel und Kochlöffel zu handhaben weiß, und wünscht nichts sehnlicher, als daß ihre Töchter es auch werden möchten.

Wakel. Ist sehr darum zu loben! denn wie gesagt, es kommt bei der Poesie nichts heraus. Das Publikum weiß ja nicht, was es damit anfangen soll. Ich will dem ersten dem besten eine Wurst vorzeigen und sagen: das ist Wurst, so wird er gleich wissen, was damit zu machen ist; aber wenn ich ihm so etwas poetisches hinhalte und sage: das ist Poesie, so soll mich der Teufel holen, wenn er weiß, was er damit anzufangen hat. Was ich verstehn und begreifen soll, muß ich wie eine Kuh

bei Kopf und Schwanz packen können, aber wo, zum Henker, soll ich die Poesie angreifen? Das habe ich da meinem guten Freunde immer gepredigt, und er sieht es auch ein; nur die verfluchten Verse will er sich noch nicht nehmen lassen. Und warum? blos weil sie jetzt Mode sind. Doch ihre Zeit ist auch gekommen; das schwör' ich Euch. Sie sollen mich am längsten eujonirt haben.

Trumpf zu den Schwestern. Der gute Mann spricht wie ers versteht. Man muß ihm das nicht übel nehmen.

Lustspiel. Ach wenn doch jeder Mensch nicht anders sprechen wollte! Es wäre ein gut Theil weniger Langeweile in der Welt.

Wakel, fortfahrend. Da haben sich zwar neuerlich wieder ein paar verkehrte Köpfe mausig gemacht, und den Leuten mit Poesie und Philosophie in die Augen geschlagen. Sie erkennen die ganze Welt, das Wesen aller Dinge a priori, wie sie's nennen, man möchte sagen durch den Geruch wie die Hunde; aber vom Theater mögen sie mir nur wegbleiben mit ihrem a priori und ihren Kunsttheorien, ich bringe allen meinen jungen Schauspielern die Kunst a posteriori bei, sie haben bal mich der Himmel

selber Vergnügen davon, und mein Theater ist eins der besten in ganz Deutschland.

Trumpf. Darf man nun aber auch wissen, mit welchen Augen die liebenswürdigen Töchter die Gesinnung und den Willen ihrer verehrten Mutter ansehen?

Tragödie. Mit kindlichen, mein Herr.

Trumpf. Sie sind also gleicher Meinung und Gesinnung?

Tragödie. Wir unterwerfen uns dem Schicksal, das durch den Mund der Mutter zu uns spricht.

Trumpf. Und ohne Widerstreben?

Tragödie. Des Menschen Widerstreben ist umsonst.

Trumpf. Auch ohne Reue? mit willigem Vergessen?

Tragödie. Vergessen können schwache Seelen nur. In meinem Innern tief bewahr' ich wie ein Heiligthum das hohe Bild vergang'ner Herrlichkeit.

Wakel. Da schmeckt denn eine Wassersuppe schlecht dazu.

Lustspiel. Mit nichten, guter Herr! Eine herrliche Erinnerung würzt jede schale Gegenwart.

Trumpf. O meine Werthen, wir denken Ihnen eine Gegenwart zu bereiten, über die Ihnen schon die Gedanken an die Vergangenheit vergehen sollen.

Wakel. Ja, Sie sollen keine Noth leiden, wenn Sie sich nur irgend der jetzigen Zeit accomodiren wollen.

Trumpf. Dem Zeitgeist müssen wir huldigen, wenn uns der Geist des Burgunders anders erfreuen soll; den Geschmack des Publikums müssen wir studiren, wenn wir Fasanen und Trüffelpasteten schmecken wollen. Ich habe bereits, Gott sey Dank, ein und zwanzig Trauerspiele und Schauspiele geschrieben, (Schiller nur acht oder neun in allem,) und kenne den acquit. Wenn die Leute ins Schauspiel gehen, wollen sie für ihr Geld auch wirklich etwas schauen. Sorgen wir also vor allem für das Auge; die Ohren sind überflüssig.

Wakel. Wir lassen auch unsre neuen Schauspielhäuser nach diesem Grundsatze bauen.

Trumpf. Wenigstens sey unsere Sprache so wasserklar, daß jeder Barbiergeselle bis auf den Grund unsers Herzens und unsrer Poesie sehen kann. Schreiben wir in Versen, — ich habe sie gern — so ist das nur ein Spielwerk für das Auge; hören darf man sie so wenig als möglich; das schadet der Illusion.

Wakel. O dafür sorgen schon meine Schauspieler gar trefflich.

Trumpf. Man lege dem Zuschauer den Seidelbast einer rechtschaffenen Rührung aufs Herz, schmiere es mit der Butter einer geschmeidigen Moral und kitzle seine Nase, damit ihm nicht übel werde, mit dem flüchtigen Salze einiger Anspielungen auf Stadt- und Zeitgeschichten. Das ist die Grundlage; Decorationen, Gefechte, Kanonenschüsse, und eine Feuersbrunst am Schlusse thun dann das Uebrige. Ist der Dichter noch gar so glücklich, ein halb Dutzend Pferde auf sein Theater bringen zu können, so kann es ihm nun vollends nicht fehlen und diese Mährchen machen ja, beim Himmel, einen weit schönern Rumor auf den Bretern, als das ungeheuerste Schicksal.

Wakel. Ja, ja, meine Werthen, Sie dürfen nicht sorgen, wir werden Sie schon gehörig zustutzen. Beglücken Sie uns nur erst mit ihren Händen.

Trumpf, zu Tragödie, ihre Hand fassend. Wenn ich hoffen könnte, vor diesem stolzen Blicke Gnade gefunden zu haben —

Wakel, zu Lustspiel. Wenn ich vermuthen dürfte, daß dieses Schelmenauge mir Erhörung lächeln werde — —

Vetter Michel, Leise zu den Schwestern. Machen Sie keine Umstände. Greifen Sie zu, um Gottes-willen!

Wakel. Theuerste Mama, fallen Sie nur immer mit Ihrem Segen in die Flanke! Ich sehe die Einwilligung in Ihren Blicken. Mein Freund wählt die, ich wähle die, doch haben wir es vorher mit einander ausgemacht, daß ich nach Gelegenheit von allen beiden Gebrauch machen darf.

Poesie. O meine Kinder, Ihr rührt mich unaussprechlich. Mich ergreift eine längst entwöhnte Begeisterung. Tretet näher zu mir. Ich will Euch segnen.

Sie legt feierlich ihre Hände in einander.

Ihr Söhne seyd gegrüßt gleich zweier Noahstauben,
Die mir die Bürgschaft beßrer Zeit gebracht!
Die Wünsche, die mit mir oft manche Nacht durchwacht,
Sie sind erfüllt.

Zu den Töchtern.

Ihr kommt mit Ehren unter die Hauben.
Geht hin! was ihr doch thun müßt, thuet gern;
Gehorcht den Männern als Euern Herrn;
Noch besser ist's sie gehorchen Euch:
Das giebt auf Erden ein Himmelreich.

Laßt allen eiteln Hochmuth fahren;
Schminkt Euch nicht mehr, Ihr seyd bei Jahren;
Geht in die Küche fein bürgerlich,
Kocht Eure Suppe, versalzt sie nicht;
Fegt alle Tage Eure Stuben,
Den H. — Euren Mädchen und Buben,
Auf Pädagogik kommt alles an.
Liebt Eure Männer so viel's seyn kann;
Verlangt von ihnen nicht zu viel,
Es hat ja alles sein Maß und Ziel,
So habt Ihr auf Erden guten Namen,
Streut für den Himmel guten Samen,
Und habt auch meinen Segen! Amen.

Almenorade.

Ein Trauerspiel.

(Nach einem Sprüchwort aus den amusemens de Societé ou proverbes dramatiques.)

1812.

Personen.

Der Sultan.
Prinzessin Almenorade.
Orcanor, Feldherr.
Fatme, Vertraute der Prinzessin.
Hassan, Vertrauter des Sultan.
Osmin, Vertrauter des Orcanor.
Wache.
Der Souffleur.

Erſte Scene.

Der Sultan, Haſſan.

Sultan.

Merk auf, mein treuer Freund und laß, gleich ſtummen Fiſchen,
Von allem was du hörſt, kein Wörtlein dir entwiſchen.

Haſſan.

Von den Vertrauten, Herr, bin ich die wahre Kron';
Ich hör' und muckſe nicht. — Sag' an, ich warte ſchon.

Sultan.

Du kennſt die Flammen, die mein Herz zu Aſche brennen,
Und darf ich dir nicht erſt Almenoraden nennen.
Ich weiß nun — ach! und doch wird ſie von mir geliebt! —
Ich weiß, was vor ihr Herz mir einen Riegel ſchiebt.
Die Grauſame verſchmäht, verſpottet meine Triebe
Und ſchenkt, mir abgewandt, Orcanorn ihre Liebe.

Haſſan.

Ich ſtaune! Herr, du glaubſt — —

Sultan.

Ich glaub's, weil ich es weiß.
Mir iſt ſie zapfenkalt, und jenem ſiedeheiß.
Du ſollſt, Vertrauter, hier nur deinen Augen trauen:
Orcanor kommt hierher; noch heut wirſt du ihn ſchauen.

Haſſan.

Wie Herr? was willſt du? Ihn, der ſich mit Ruhm bedeckt,
Den ganzen Orient mit ſeinem Namen ſchreckt,
Der kürzlich noch beſiegt die ſtolzen Marokkaner,
Ihn rufſt du vor das Bret wie einen Tertianer?
Bedenke — —

Sultan.

Schweige, Sclav; es iſt dein Herr, der ſpricht!
Das Raiſonniren gilt in unſerm Reiche nicht.
Geſetz und Sitte ſind für Euch gemeine Maden:
Wir thun was uns beliebt; wir ſind von Gottes Gnaden.
Doch hörſt du den Tumult, der in den Straßen lärmt?
Orcanor iſts, er kommt vom Pöbel laut umſchwärmt.

Verräther! wie er eilt! er eilt zu ihren Füßen!
Du sollst den Frevel mit mit tausend Stichen büßen!

Er legt die Hand an den Dolch.

Der Souffleur. He, Pst! Jetzt ist es noch nicht Zeit zum Todtstechen.

Sultan. Ich weiß das wohl, Herr. Bekümmern Sie sich doch nur um Ihr Souffliren und lassen Sie mich machen.

Er setzt sich wieder in Politur.

Da kommt jemand. Wer ists? Almenorade — ha!
Und wahrlich reizender als ich sie jemals sah.

Zweite Scene.

Almenorade, Fatme, Vorige.

Almenorade.

Erlaube, Herr, daß ich am festlich schönen Tage
Ob deiner Waffen Glück dir meinen Glückwunsch sage.

Sultan.

Die Sonne keines Siegs hat mir so hold gelacht;
Denn bei der Beute, die mein tapfres Heer gemacht,
Sind feinsten Maroquins zwölf Kisten, roth und gelber,
Dir zu Pantoffeln da; ächt aus Marokko selber.
Wenn deinen zarten Fuß dies Siegeszeichen schmückt,

Dann fühl' ich doppelt mich durch meinen Ruhm beglückt.
Und möchten diese Schuh' dich sympathetisch leiten
In meine Arme, die sich dir entgegen breiten!
An meine treue Brust, aus der die Liebe lechzt,
An diesen heißen Mund, der nach dem deinen lechzt!
Du staunst? Nicht länger mehr will ich die Zunge binden,
Ich liebe dich, wie — wie —

Bei Seite zu Hassan.

Ich kann kein Gleichniß finden.
Schlag' mir ein Buch dort auf und nenne mir ein Wort,
So helfen in der Noth sich unsre Dichter fort.

Zu Almenoraden gewandt.

Ich liebe dich wie —

Hassan, aus dem Buche.

Schmalz —

Sultan.

Wie Schmalz.

Zu Hassan.

Du bist ein Esel!
D'raus macht kein Dichter was, von Peking bis nach Wesel.

Zu Almenoraden.

Genug ich liebe wie kein Sultan je gethan;
Ich biete meine Hand und meinen Thron dir an.

Sey du die Herrscherin fortan in meinem Reiche.
Erhöre mich — sonst siehst du heut noch eine Leiche!

Almenorade.

Ihr Götter! hör' ich recht? — Ich muß vor Angst vergehn,
Du weißt ja selbst, o Herr, mein Herz ist schon versehn.
Vor deinen Augen selbst erwuchs ja diese Liebe
Zum starken Baum, und trotzt nun jedem Schicksalshiebe.

Sultan.

Du widerstehst mir? wie! du spottest meiner Flamm'?
Verrätherin, du sollst — — Ich sage nichts, Madam!
Doch ja, noch eins will ich dir und Orcanorn sagen:
Kein Fünkchen Hoffnung mehr wag' er sich anzuschlagen.

Ab.

Dritte Scene.

Almenorade, Fatme.

Almenorade.

O Himmel, ists ein Traum, was mir mein Leben lähmt,
Und meiner Hoffnung Flug mit scharfem Zügel zähmt!
Orcanor kommt zurück, ich dacht' es mit Entzücken;
Nun muß ich, o Geschick! mit Zittern ihn erblicken.
Welch Wetter, Götter, thürmt am Horizont sich auf!
Der Blitze Spitze zuckt auf unsers Schiffleins Lauf.
Ach Fatme, einen Stuhl, daß ich ein wenig weine. —
Nein, schändlicher Barbar, ich werde nie die deine.

Fatme.

Verstellung, Fürstin, ists, was Klugheit hier gebeut.
Täusch' ihn mit holdem Blick, mit schlauer Freundlichkeit.
Süß ist es immer, wenn wir einen Mann betrügen,
Und ist es ein Tyrann, machts doppeltes Vergnügen.

Almenorade.

Wohlan! Für ihn wird auch dies Opfer mir nicht schwer.
Für dich, Geliebter — Ha, da kommt er selber her.

Vierte Scene.

Orcanor, Vorige.

Orcanor.

Almenorade, ja, ich bins, vom Ruhm begleitet,
Der mich zurück in die beliebten Fesseln leitet.
Ich war ein Held durch dich. Indem in meiner Brust
Dein Bildniß vor mir stand, empfand ich große Lust,
Die Köpfe dutzendweis' zu mähn wie welke Rüben.
Jetzt hat die Hoffnung mich, die süße, hergetrieben,
So viele nun mit dir zu setzen in die Welt,
Als dieser tapfre Arm dem Himmel zugesellt.

Almenorade.

Was sagst du? Götter!

Orcanor.

Wie? was muß ich hören, sehen?
Du seufzest? weinst? O weh! Kannst du mich hintergehen?

Almenorade.

Dich hintergehn? Nachdem mein Herz von Sehnsucht schwillt?

Den Helden, dessen Kraft, Staat, Welt und alles füllt,
Den sollt' ich hintergehn, den sollt' ich nicht mehr lieben?

Orcanor.

Nun, wenn du mich noch liebst, was kann dich denn betrüben?
Die Fackel flammt! Es winkt der offne Tempel mir,
Noch heute wenn du willst, spreng' ich die Kammerthür.

Almenorade.

Ach! daß ich sprechen muß! — das Schicksal will uns trennen,
Ich fühl' bei diesem Wort mein Eingeweide brennen.
Der Sultan will, daß ich ihn liebe, der Tyrann!
Und bietet ungestüm mir Hand und Krone an.

Orcanor.

Hat der Barbar denn ganz, was ich ihm war, vergessen?
Es hätt' ihn ohne mich Marokko längst gefressen.
Ich bin sein Schutz und Trutz. Noch in der letzten Schlacht
Lief ja sein Heer, als kaum der erste Schuß gekracht.

Da schrie ich: Branntwein her! Kanonen in den Rücken!
Euch Hunde soll der Tod für's Vaterland beglücken.
Der Name Vaterland schlug mit Begeisterung ein;
Besoffen stürmten sie der Feinde dichte Reih'n.
Die Feinde standen erst und fochten brav — wie Deutsche;
Doch ich kam, und sie flohn, wie Kälber vor der Peitsche. —
Der Undankbare! Ha! und du, du willigst ein?

Almenorade.

Nein. Auch im Tode noch, Geliebter, bin ich dein.

Orcanor.

Nun dann, so laß uns fliehn, und gleich, die Zeit ist theuer.
Es winkt der Augenblick. Eh noch das Ungeheuer
Von meiner Ankunft hört, sind wir schon weit davon.

Almenorade.

Ha, welch Geräusch! Es naht — O weh! da ist er schon.
Jetzt bänd'ge deinen Zorn und lasse dich nicht irren,
Vertraue meiner Lieb', ich will den Tiger kirren.

Fünfte Scene.

Der Sultan, Hassan, Wache und Vorige.

Sultan.

Dein Herr erwartet dich, und du verweilst dich hier?
Vertreibst dir so die Zeit? Sprich und bekenne mir:
Was schleichst du heimlich dich auf der Prinzessin Zimmer?

Almenorade.

Er suchte dich, o Herr.

Sultan.

Ihr hintergeht mich immer.
Der Freche ging zuerst nur seiner Liebe nach.

Almenorade.

O Herr, wie irrst du dich. Vernimm jetzt meine Schmach.
Der Undankbare dort, den einst mein Herz erkohren,
Der bei dem keuschen Mond mir ew'ge Treu geschworen,
Betrogen hat er mich. Der Held voll Stolz und Kraft
Hat sich in eine Kriegsgefangene vergafft,
Heirathen will er gar die marokkan'sche Bettel,

Und wirfst mein zärtlich Herz von sich wie einen Bettel,
Doch rächen will ich mich an diesem Böswicht!

Sultan.

Orcanor, ist es wahr? Sprich frei und lüge nicht,
Sonst fürchte meinen Zorn wie tödtenden Sirocco!

Orcanor,

ihm seine Tabaksdose reichend.

Darf ich es wagen, Sire? Es ist fürwahr Marokko. —
Der holde Gegenstand, den meine Seele meint,
Wird heute noch vielleicht auf immer mir vereint.
Vor der Prinzessin selbst wag' ich es laut zu sagen:
Die Liebe wird nur erst das Grab zu Grabe tragen.

Sultan.

So spielet Ihr mit mir, Ihr undankbares Paar?
Wär' mir nicht Eure Schuld schon lange offenbar!
Wenn ich Euch eben nicht am Schlüsselloch behorchte!
Weg mit der Nachsicht, die ich Euch zu lange borgte!
Jetzt leg, o weiches Herz, der Rache Harnisch an!
Bewaffne dich mit Wuth und spann' des Zornes Hahn.

Er zieht seinen Dolch und geht auf Orcanor los.

Du stirbst!

Der Souffleur. He, nicht doch!

Sultan, sich zu Almenoraden wendend. Du stirbst!

Souffleur. Halt, halt doch! was machen Sie denn?

Sultan. Aber zum Teufel, ich muß doch irgend jemand todtstechen.

Souffleur. Ich sage Ihnen aber, nein!

Sultan. Aber es steht so im Stück.

Souffleur. Da steht kein Wort.

Sultan. Das möcht' ich doch einmal sehen.

Souffleur, auf das Theater kommend. Da, da lesen Sie selbst.

Sultan. Aber sehen wir doch einmal ans Ende, wo die Druckfehler stehen.

Souffleur, sucht. Ach ja, da steht es wahrhaftig!

Sultan.

Nun, daß du lernst auf die errata aufzupassen,
Unglücklicher Souffleur, sollst du dein Leben lassen.

Er ersticht ihn.

Souffleur,

in den Armen der Wache.

Ich sterbe; tragt mich fort! So waltet das Geschick!
Doch gebt am Eingang nur den Leuten 's Geld zurück.

Lebensharmonie.

1812.

I.

Ein Kirchhof auf einem hohen Hügel. Mitten hindurch läuft eine Straße, seitwärts eine kleine Kirche. — Die Sonne geht auf. — Ein Todtengräber macht ein Grab. Neben ihm sein spielender Knabe.

Todtengräber.

He, Junge, gieb den Schädel her —
Wirf mir die Knochen nicht kreuz und quer!
Es will doch jeder, der hier begraben,
Am jüngsten Tag die seinen haben.

Knabe.

Schau, wie mir der die Zähne weist.

Todtengräber.

Ist Schulzens Frau. Leg hin: der beißt.
Die hat im Leben g'nug gebissen,
Bis sie ins Grab hat beißen müssen.

Knabe.

Der hat kein Zahn mehr, sonst biß' er gern.

Todtengräber.

Ist sicherlich von einem großen Herrn.

Marsch da! wärst' auch der größte von allen,
Dem Spaten bist du doch verfallen.

Knabe.

Da bringt die Mutter Frühstück für dich;
Ist auch fette Milch dabei für mich.

Er läuft ihr entgegen. Todtengräberfrau setzt sich auf einen Leichenstein und packt ihren Korb aus.

Frau.

Nun, Vater, magst dich tüchtig rühren,
'S giebt wieder zu schaufeln und zu schüren.

Todtengräber.

Meinem Handwerk fehlt es nie an Brod;
Nicht aus der Mode kommt der Tod.

Frau.

Heut' Nacht ist der alte Kunz verschieden.

Todtengräber.

War reif genug zum ew'gen Frieden.
Den schrieb ich mir schon lange gut.

Frau.

Auch Nachbars Frau, das junge Blut.
Ich sah sie noch gestern vorbei stolziren
Und alle Herrleins ihr nach trottiren.

Todtengräber.

Jung oder alt, früh oder spat:
Wir gehen alle einen Pfad. —

Hast du die Wolke schon gesehn,
Wie einen Sarg vor der Sonne stehn?
Ich hört' auch vor Tag das Käuzlein schrein,
Das bringt mir noch heut' eine Leiche ein.

Ein Pilgrim kommt langsam den Hügel herauf, und bleibt oben um sich schauend, stehn.

Pilgrim.

Gott grüß' euch!

Todtengräber.

Dank euch!

Zu seiner Frau.

der schaut noch ins Ferne:
So alt er ist, der stürb' noch nicht gerne.

Pilgrim.

Wie weit mag's nach dem Schlosse seyn,
Das hoch dort glänzt im Morgenschein?

Todtengräber.

Wonach der Schritt; zwei oder drei Stunden.
Das Was ist immer ans Wie gebunden.

Der Pilger setzt sich seitwärts unter einen Baum.

Frau.

Der kommt wohl recht von weitem her?

Todtengräber.

I ja, das läuft über Land und Meer,
Meint, in der Fremde seyn's Glück zu kaufen;
Hat doch nun am End' ein Grab sich erlaufen.

Pilgrim.

Wie klopft mein Herz! wie treibt mich's fort!
Nur kurze Ruhe an diesem Ort! —
Du traute Heimath, Jugendland!
Des Schiffbrüchigen rettender Strand!
Seh ich dich endlich, endlich wieder,
Schau in des Flusses Spiegel nieder,
Der sonst vom Kahne leicht durchpflügt
Auf Abendroth den Jüngling oft gewiegt;
Seh', wie von Nebeln, Geistern gleich umschwebt,
Der Berge blauer Zug sich hebt,
Der einst des Knaben sehnend Ahnden weckte,
Und ihm sein goldnes Wunderland versteckte! —
In Schnee gehüllt, an Leben leer,
Lag greiser Winter um dich her,
Als ich von Blutschuld ausgetrieben
Den Rücken wandte allen Lieben. —
Nach zwanzig Jahren kehr' ich zurück
Und herrlich liegst du vor meinem Blick;
In Morgenfrische, im Blüthenkranz,
In Lebensfülle und Frühlingsglanz
Lächelt mir jugendlich deine Gestalt: —
Doch ich bin jetzo greis und alt.

Frau.

Horch den dort mit sich selber sprechen,

Wie die Thränen aus seinen Augen brechen;
Der alte Mann, was ihm doch fehlt?

Todtengräber.

Wer weiß, was sein Gewissen quält.
Mag einer die ganze Welt durchjagen,
Seine Schuld muß er doch mit sich tragen.

Ein Jüngling kommt singend den Hügel herauf geritten.

Knabe.

Sieh doch den schönen Reiter dort!

Frau.

Ein stattlich Bürschlein, auf mein Wort!

Knabe.

Schau, wie das schwarze Rößlein springt!

Frau.

Sie scheinen beide guter Ding.

Jüngling,
reitet singend vorüber.

Frisch auf, mein Roß, ins grüne Feld!
Frisch auf in den rothen Morgen!
Ich hab' meine Sach' daheim bestellt
Und eingesperrt die Sorgen.
Will mir kein König die Krone leihn?
Herr Vetter, ich lohn's euch: die Welt ist mein.

Zur Liebsten, die mich heut bestellt,
Will ich verstohlen gehen.
Sie ist der Frühling, ich die Welt:

Keins mag ohn's andre bestehen.
Du arme Welt, was wärst du dann,
Säh dich der Frühling nicht mehr an?

Jüngst träumt' ich, mir Sanct Peter wieß
Des Himmels Herrlichkeiten:
„Geh ein, mein Sohn, ins Paradies:
Geh ein zu ew'gen Freuden!" —
Allein ich sprach: bedank' mich schön!
Muß alleweil zur Liebsten gehn.

Todtengräber.

Dem ist gar wohl in seiner Haut.

Frau.

Wer weiß, er geht wohl zu seiner Braut.

Todtengräber.

Wenn er zu seinem Weibe ginge,
Verging' ihm freilich das Gesinge.

Pilgrim.

O Jugendlust und Liebesglück,
Des Lebens freundlicher Sonnenblick,
Du hast mir auf dieser Flur auch gelacht!
Und sehnsuchtsvoll schau ich zurück
Aus meiner einsamen Öden Nacht.

Der Jüngling kommt zurück von einem Mädchen begleitet, sein Pferd hinter sich führend.

Jüngling.

Hält mich denn wirklich kein Traum gefangen?

Ist mir noch einmal die Sonn' aufgegangen?
Du bist es wirklich? Ich schau dein Gesicht,
Mir leuchtet dein himmlisches Augenlicht?

Mädchen.

Hier laß uns ruhn. Ich kann nicht mehr;
So trieb mich Angst und Liebe her.

Er bindet sein Pferd an; sie setzen sich unter einen Baum.

Die Angst hast du nun wieder vertrieben —

Jüngling.

Allein die Lieb' ist da geblieben?

Mädchen.

Und wird dir bleiben immerdar,
In Lust und Glück, in Schmerz und Gefahr.
Ich bin nun auf immer an dich gekettet.

Todtengräber.

Da hat sie sich nicht wohl gebettet.

Frau.

So schweig' doch, daß man hört, was geschieht.

Todtengräber.

Was wirst du hören? das alte Lied.

Mädchen.

Den Oehm, dem alles verrathen ist,
Hab' ich getäuscht mit schlauer List
Und bin seiner Wuth behend entkommen.

Jüngling.

Es soll ihm seine Wuth nicht frommen.

Sein Zorn an dieser Brust zerschellt:
Ich schütze dich gegen die ganze Welt.

Pilgrim.

Wie mich des Jünglings Gestalt und Gemüth
Mit starken Armen an sich zieht! —
Auch mir ward einst ein Sohn geboren —
Doch mir ist Sohn und alles verloren.

Todtengräber.

Wie schnell hat sich der Himmel umzogen.

Frau.

Die Vögel kommen ängstlich geflogen.

Todtengräber.

Das Wetter kommt schnell herauf gerollt.

Knabe.

Es donnert. Vater im Himmel grollt. —

Jüngling.

Geliebtes Leben, liebst du mich?

Mädchen.

Ich hab' nun niemand mehr als dich.

Jüngling.

Du hast mich ganz. Ich bin dein eigen.
Als deinen Knecht will ich mich zeigen;
Du sollst die Herrscherin allein
Im Haus, so wie im Herzen seyn.

In Luft soll die Zeit vorüber rauschen;
Jeden Wunsch will ich dir vom Auge lauschen,
Mein Leben hängen an deinen Blick,
Mit meinem Blut erkaufen dein Glück.

Mädchen.

Ich hab' keinen Wunsch, kein ander Begehr,
Als daß du mich liebst immer mehr und mehr. —

Todtengräber.

Nun ist wohl tief genug gegraben.

Er mißt das Grab aus.

Der Todte will sein Recht auch haben. —

Pilgrim.

Das Thal umzieht sich mit Nacht und Grauen;
Es schwärzt sich der Himmel — um mich nicht zu schauen.
Auf, auf! wir müssen von diesem Ort.
Die Furien erwachen und treiben mich fort. —

Todtengräber.

Gevatter, dein Häuslein steht nun fertig,
Mit offner Thüre dein gewärtig.
Ein feines Kämmerlein, tief und kühl,
Einen Arm voll Hobelspän' zum Pfühl,
Eine Klafter Erde zum Deckebett —
Möcht' mancher wünschen, daß er's so hätt'!

Mädchen.

Wie glücklich, Geliebter, bin ich durch dich!

Jüngling.

Wie selig, Geliebte, machst du mich!

Mädchen.

O möcht' ich in deinem Arm jetzt sterben!
Was kann mir das Leben noch höhers erwerben?

Jüngling.

An deiner Brust, welch süßer Tod!
Erwachen zum ew'gen Morgenroth,
Auflodernd Opfer vereinter Flammen,
Wie der Himmel ewig, von dem sie stammen!

Mädchen.

Laß in die Kirche uns gehen ein,
Die Thür steht offen; es zieht mich hinein.
Es drängt sich Gebet aus meiner Brust;
In Andacht erblüht der Liebe Lust.

Sie gehen Hand in Hand nach der Kirche und treten hinein.

Pilgrim.

Die Glücklichen! da gehen sie hin,
Nur Andacht und Liebe in Herz und Sinn,
Die reinen Hände zum Vater zu heben.
Sie wissen von keinem Streit mit dem Leben.
Das Rechte ist immer was ihnen gefällt,
Und eins ist ihnen Himmel und Welt.

Auch ich will in die Kirche treten,
Und wenn ich kann, mit ihnen beten.

Er geht nach der Kirche; in dem Augenblick, wo er die Schwelle betreten will, fährt ein Blitzstrahl auf das Dach der Kirche herab. Er sinkt auf die Knie.

Frau.

Hilf heil'ger Gott, erbarme dich!

Todtengräber.

O Herr sieh' auf uns gnädiglich! — Pause.
Das schlug dort in die Kirche ein.

Frau.

Schau da den Pilgrim; scheint todt zu seyn.

Todtengräber.

Du siehst ja, er regt sich.

Frau.

Er richtet sich auf,
Er hebt die Hände zum Himmel hinauf.

Todtengräber.

Hast du das junge Paar nicht gesehn?

Frau.

O Gott, ich sah sie in die Kirche gehn.
In die Kirche schlug der Blitzstrahl ein —

Todtengräber.

So werden sie beide wohl nicht mehr seyn.

Sie gehn nach der Kirche, und nachdem sie eine Weile an der Thür gehorcht, treten sie hinein. Bald darauf stürzt die Frau wieder heraus.

Frau.

Ach welcher Anblick! daß Gott erbarm!
Da liegen sie beide Arm in Arm.

Pilgrim, aufspringend.

Erschlagen?

Frau.

Sie ruhn an des Altars Stufen,
Wie schlafende Kinder.. Gott hat sie gerufen.

Frau, zum weinenden Knaben.

Pilgrim ist hinein.

Sey still, mein Kind, der Herr hats gesandt.
Wir stehn überall in Gottes Hand.

Todtengräber und Pilgrim tragen den Jüngling und das Mädchen heraus. Es finden sich nach und nach mehrere Menschen ein, denen die Todtengräberfrau den Vorgang erzählt. Der Pilgrim ist knieend mit den Leichen beschäftigt. Indem er dem Jüngling das Kleid öffnet, springt er plötzlich voll Entsetzen auf.

Pilgrim.

Was willst du Gaukelspiel der Hölle!
Seht — da! — was seht ihr? auf jener Stelle;
Dort unter der Brust? Ihr seht nichts? — hier! —
Es ist vor den Augen so dunkel mir —
Was seht ihr?

Todtengräber.

Ein seltsam Zeichen, traun!
Ist wie zwei flammende Schwerter zu schaun.

Pilgrim.

Ihr lügt!

Er wirft sich neben den Leichnam und betrachtet das Mal.

Nein! nein! es will nicht verschwinden.
O Himmel, laß diese Augen erblinden! —
Vernichte mich, Himmel! räche dich!
Hast du denn keinen Blitz für mich? —
Zu euch will ich meine Hände heben:
Reißt mich hinweg, nehmt mir das Leben!
Es bringt euch herrlichen, himmlischen Lohn.
Erbarmt euch mein! — das ist mein Sohn!

Pause.

Er lächelt wie von süßem Traum bewegt,
Es sind der Mutter Züge, die er trägt. —
Mein Weib! mein Sohn! — Todt, todt, all' meine Lieben!
Und ich nur bin, ein Schatten, hier geblieben? —
Nehmt mich hinweg, tragt mich hinaus!
Legt mich ins stille, dunkle Haus.
Hinab, hinab! drückt mir die Augen zu.
In kühler Erde bringet mich zur Ruh! —

Nicht einmal sollt' ich dir ins Auge blicken,
Nicht einmal lechzend an die Brust dich drücken! —

Als schwere Schuld ins Elend mich getrieben,
Da hatt' er mich noch Vater nicht genannt;
Jetzt kehr' ich wieder in der Heimath Land, —
So stand es in den Sternen mir geschrieben, —
Ich fasse wieder meines Sohnes Hand;
Doch stumm ist diese Lippe mir geblieben
Und niemals hat er Vater mich genannt.

Für diesen Anblick also mußt' ich leben!
Darum hat mir kein Schwert den Tod gegeben,
Darum mich kein Geschoß getroffen,
Für mich war drum kein Abgrund offen,
Hat mich keine Glut versengt, kein Meer verschlungen,
Die Pest ohnmächtig mit mir gerungen! —
Hinweg! geh jeder seinen Pfad!
Der Tod trifft jeden, der mir naht.
Seht ihr den Fluch an meine Stirn geschrieben,
Der zwanzig Jahr mich ohne Rast getrieben?
Schaut mich nicht an! verweilet nicht.
Hier hält der Himmel sein Gericht.
Ich bin der Sünder, der Verruchte,
Der Mörder, der von Gott verfluchte!
Meinen Bruder hab' ich erschlagen,
Meinen Vater in Elend und Tod gebracht,
Meinen Kindern die Schande zum Erbtheil vermacht,

Mein Weib hat der Gram zu Grabe getragen.——
O Vater im Himmel, du bist gerecht!
Erlöser, löse deinen Knecht! —
Es wird vor meinen Augen Nacht — .
Heil dir Erlöser! es ist vollbracht.

Er sinkt zu Boden. Alle stehn schweigend umher. Von der andern Seite kommt ein Leichenzug ~~langsam mit~~ Gesang den Hügel herauf.

Chor.

Seht, wir bringen einen Müden
Traurig und doch froh zugleich:
Denn aus Streit zu ew'gen Frieden,
Aus der Welt in Gottes Reich,
Zu dem Licht aus Nacht und Bangen
Ist er herrlich eingegangen.

Wen nie Sünd und Blut befleckten,
Darf dem Throne freudig nahn.
Aber auch den Schuldbefleckten
Nimmt der Vater gnädig an.
Friede soll dort allen werden,
Denn die Schuld rächt sich auf Erden.

II.

Die Gewalt der Reime.

I.

Rosa sitzt in einer Laube und liest in einem Buche, Wilhelm blickt verstohlen herein.

Wilhelm.

Sie sind allein?

Rosa. Wie sie sehen: allein und nicht allein. Auf das Buch zeigend.

Wilhelm. In guter Gesellschaft.

Rosa, lächelnd. Ich war es vor wenig Augenblicken noch.

Wilhelm. Ich störe also wohl?

Rosa. Fast glaub' ich es. Das Buch gefällt mir; ob Sie mir aber heute gefallen werden, ist noch die Frage.

Wilhelm. Ich suche meine Rosa überall. — —

Rosa. Ihre? Ihr Suchen ist heute sehr unglücklich im Finden. Sie ist nicht da.

Wilhelm. Endlich erfuhr ich, daß Sie im Garten wären und eilte auf den Flügeln der Ungeduld hierher.

Rosa. Sie haben viel daran gethan, mein Icarus. Man wird Ihnen die Flügel beschneiden müssen.

Wilhelm. Liebe Rosa, noch immer diese Behandlung?

Rosa. Was wollen Sie?

Wilhelm. Ich glaube doch, daß meine Geduld endlich über Ihre Laune siegen würde; daß eine so treue Anhänglichkeit, eine so warme Liebe, als vielleicht noch kein Mann gefühlt hat — —

Rosa. Sie sind ein Mann?

Wilhelm. Ich hoffe es.

Rosa. Das thut mir leid. Die Männer taugen nichts, und da Sie auch dazu gehören wollen — —

Wilhelm. Ich erspare Ihnen den Schluß.

Rosa. O ich bin nicht allein dieser Meinung. Da lesen Sie; da heißt es von den Männern, sie liest:

„Ein heuchlerisch Geschlecht, voll Trug in Wort und Mienen,
„Voll Laun' und Unbestand, der Wetterfahne gleich — —"

Wilhelm, schnell einfallend:

Ganz recht; die Fahne muß dem Winde folgsam dienen,
Seyd Weiber, ihr erst gut: — wir richten uns nach euch.

Rosa. Mein werther Herr, das klingt sehr fade!

Wilhelm. Das wäre doch um die gute Wahrheit Schade.

Rosa. O ich bitte Sie, nicht wieder mit Ihren Reimen anzufangen.

Wilhelm.

Es schmückt sich Thal und Hügel voll Verlangen,
Den holden Lenz recht festlich zu empfangen;
Der junge Keim tritt aus der Erde dunkelm Haus,
Wo ihn der strenge Winter hielt gefangen,
Ins Reich des goldnen Tages froh heraus;
Die Quelle tönt, der Wald erklinget wieder —
Und in der Brust erwachen neue Lieder.

Rosa. Ich will aber das neue Lied nicht hören; allein will ich seyn.

Wilhelm,

thut, als ob er es nicht gehört hätte.

Doch dieser Frühling weckt die Lieder nicht allein.
Ein schöner Lenz ist mir auf zarten Wangen

In süßer Blüthe aufgegangen;
Ein Auge lächelt mir durch süßen Thau,
Das aus des Frühlingshimmels reinstem Blau
Hold die Natur gebildet, daß Verlangen,
Entzücken wechselnd mich ergreift,
Daß meine Blicke sehnend an ihm hangen
Und Himmelsahndung um den Busen schweift;
Und dieser Mund — —

Rosa. Hat keine Lust sich mit Ihnen zu unterhalten.

Wilhelm, seufzend. Rosa, Sie sind grausam. — Ich gehe.

Rosa, für sich. Er dauert mich doch. Laut. Lieber Wilhelm — Wilhelm kehrt sich schnell um. Für sich. Er hat doch recht schöne Augen! Laut. Sie wollen fort?

Wilhelm. Noch heute reise ich ab.

Rosa nimmt schweigend ein Vergißmeinnicht von ihrem Busen, und reicht es ihm hin. Wilhelm ergreift es schnell, und sinkt von seinem Gefühl überwältigt, vor ihrem Sitze auf ein Knie nieder.

Wilhelm. O Rosa! Nur noch einen solchen Blick.

Rosa. Sie kommen bald — recht bald zurück?

Wilhelm. Doch sieht auch Rosa gern mich wieder?

Rosa. Nun — Rosa seufzt — und schlägt die Augen nieder.

Wilhelm. Und stellt' ich lieber gleich die ganze Reise ein.

Rosa. Dann bliebe Rosa nicht mit ihrem Gram allein.

Wilhelm. So darf ich hoffen? Will Rosa nun mein Glück nicht länger mehr verschieben?

Rosa. Wer nicht zu hoffen wagt, der wag' auch nicht zu lieben.

Wilhelm. Geliebte! Theure! — meine süße Rosa, wie nenn' ich dich? wie kann — was soll ich thun, um meine Liebe dir zu zeigen?

Rosa, sich zu ihm hinabbeugend, leise. An meinem Herzen liebend ruhn — und schweigen.

Er umschließt sie, sie sinkt an seine Brust.

Rosa, nach einer langen Pause. Ach! die entsetzlichen Reime, wohin sie einen Menschen nicht führen können! im Scherz fing ich an, und da bin ich nun zum Ernst gekommen, ich weiß nicht wie!

Die Gewalt der Reime.

2.

Haber, ein Kaufmann, und Amtsregistrator Schnurr sitzen und spielen Picket.

Haber.

Wo doch meine Frau bleibt. Mich hungert.

Schnurr, spielend. Sieben und Zwanzig, 28, 29, 30. — sind schon mehr als ich brauche. Wiederum ein Parthiechen! Indem er ein Viergroschenstück, welches vor Habern auf dem Tische liegt, in die Tasche steckt. Wer das Glück hat, führt die Braut heim, Herr Schwiegerpapa.

Haber. Ach wenn jedes Viergroschenstück eine Braut wäre, dann wäre der Herr Vetter ein Teufelskerl — aber mit meiner Louise ist er noch nicht so weit. Ich weiß nicht wie es kommt, das Mädchen kann Sie gar nicht ausstehen.

Schnurr, Karte gebend. Thut nichts, thut nichts! Giebt hernach die besten Ehen!

Haber. Ja ja; mit mir und meiner Frau wars auch so — aber —

Schnurr. Wenn nur der Mosje Frank nicht wäre. Der steckt ihr im Köpfchen.

Haber. So? — hat er Geld?

Schnurr. Ach Gott! es ist ein Poet. — Sie kaufen, Herr Vetter.

Haber. Die verwünschte Komödie dauert heute so lange! Es flimmert mir vor den Augen vor Hunger. In die Karten sehend. Fünf Blatt!

Schnurr. Sieben Blatt! he he he! Sieben Blatt und eine Quinte und vierzehn Könige! ist wiederum ein merveilleuser Neunziger, und so mit die Partie! Indem er mit einem Schwunge des Arms über den Tisch langt, und sich wieder ein Viergroschenstück holt, halb singend. Vom Himmel hoch da komm ich her!

Haber, ärgerlich. Ach warum nicht gar! Sie und der Himmel! Die Karte wegwerfend. Ich habe heute weder Glück noch Verstand. Ein hungriger Mensch ist doch ein schlechter Mensch. — Ich finde es recht einfältig von meiner Frau — Ach! da bist du ja, mein Schatz.

Madam Haber, Louise ihre Tochter, und Frank, ein junger Arzt, treten herein.

Madam Haber. Ja, da sind wir.

Haber. Endlich!

Louise. Guten Abend, Papachen! —

Madam Haber. Du hast dich nach mir gesehnt, mein Kind?

Haber. Nach dir und nach dem Abendbrod, mein Schatz.

Mad. Haber. Ich bringe einen Gast mit. Herr Doktor Frank aus L. Ich habe das Vergnügen gehabt, ihn in der Komödie kennen zu lernen, und ihn gebeten, heute Abend bei uns fürlieb zu nehmen.

Haber. Frank? So! Seine Mütze rückend. Freue mich — Leise zu seiner Frau. Gefällt mir nicht der Herr Frank; ist ein Poet; hat kein Geld.

Frank. Der Zufall hat mir meinen Platz neben Ihrer Frau Gemahlin angewiesen, und ich kann ihm nicht genug dafür danken, daß er mir das Glück einer so interessanten Bekanntschaft verschafft hat.

Haber. Ja, ja; meine Frau ist zuweilen recht interessant. — Mein Kind, mich hungert.

Madam Haber, stellt den Doktor Frank dem Amtsmagistrator vor: gegenseitige Begrüßungen. Louise besetzt indeß einen Tisch mit kalter Küche und einigen Bouteillen Wein. Haber schiebt sich mit seinem Lehnstuhl an den Tisch. Es wird zugelangt, getrunken, der Wein gelobt u. s. w.

Schnurr zu Louisen. Nun, mein schönes Wischen, erzählen Sie uns doch, was hat man Ihnen denn heute in der Komödie aufgetischt?

Louise. Aufgetischt? Sie lassen Ihre Augen Ihre Worte wählen. Um bei dem Gleichniß zu bleiben: ein treffliches Gericht, mit einem niedlichen Desert. Die Mitschuldigen, und Scherz und Ernst.

Schnurr. Sind mir nicht bekannt.

Mad. Haber. O mein lieber Herr Vetter, die sollten Sie sehen. Das sind wundernärrische Dinge. Es ist einem, als ob es nur so seyn müßte, und doch wieder, als ob man in einer andern Welt wäre; die Leute sprechen so hübsche Sachen so natürlich hin, daß man denkt, sie sprechen es einem aus der Seele heraus, und doch klingt es so ganz anders, so angenehm, und reimt sich sogar.

Schnurr. Aha! wohl gar in gereimten Versen?

Louise. Zu dienen, Herr Vetter.

Schnurr. Das Gott erbarm! etwas neues aus der alten Rumpelkammer! he, he, he!

Frank. Sie lieben die versifizirten Stücke nicht?

Schnurr. Lieben? nein, in der That, ich liebe derlei Schnurren nicht.

Louise, lachend. Die Schnurren, ach, die liebe ich auch nicht!

Schnurr, trinkend. Natur! Natur! Komödien in Versen schreiben, heißt der Natur ein Bein stellen; heißt die Natur mit Ruthen aus dem Tempel peitschen!

Frank. Doch wohl nur die Natur, die überhaupt nicht in diesen Tempel gehört? und das wäre reiner Gewinn.

Haber, noch immer emsig mit Essen und Trinken beschäftigt. Gewinn? Wer hat gewonnen?

Mad. Haber. Die Herren sprechen über die Natur.

Haber, einen Hühnerflügel anbeißend. Natur? Ich liebe die Natur.

Schnurr, mit ihm anstoßend. Ja, vivat die Natur!

Frank. Ich stoße gerne mit an. Sie lebe auch auf der Bühne. Aber die bessere; und dieser wird die liebliche, jedem gesunden Ohr so süße Musik des Rythmus keinen Abbruch thun.

Schnurr. Ach was Ohr, Ohr! Hier kommt es nicht auf die Ohren an —

Louise. Wenigstens auf die langen nicht.

Schnurr. Das Herz, werther Herr, das Herz muß der Komödienschreiber in der Klemme

haben, wie der Richter den armen Sünder. Bald von der, bald von jener Seite gepreßt, gezwickt, chikanirt, torquirt, mit unter auch etwas maltraitirt; Seufzer, Angstschweiß, Thränen — —.

Haber. O still, o still! Ist mirs doch, als wenn ich vor dem Amtmann Drüben stände.

Schnurr. Hab' ich nicht recht? Herr Vetter, Frau Muhme, habe ich nicht recht?

Mad. Haber. Ja, aber es hat doch heute so herrlich geklungen — —

Schnurr. Nun ja, da haben wir's. Klingklang, Singsang! und nun vollends die Reime —

Louise. Nichts von den Reimen! die nehme ich in Schutz. Sie sind weiblicher Natur, und nicht blos darum, weil sie gern das letzte Wort haben.

Frank, gegen Habern gewendet. Söller sprach zum Beispiel heut in den Mitschuldigen, indem er die Schatulle erbrechen wollte:

„Komm her du Heiligthum, du Gott in der Schatulle!
„Ein König ohne dich ist eine große Nulle!
„Habt Dank, ihr Dietriche, ihr seyd der Trost der Welt;

„Durch euch erlang' ich ihn den großen Dietrich:
Geld!“

und ich frage Sie, ob das ohne die Reime — —

Haber. Ach! wie war das? der große Dietrich: Geld — ohne ihn wäre der König eine große Nulle. O der Mann hat mir aus der Seele gesprochen. Louise, schreib mir doch das Verschen auf.

Louise. Oder wie es in einem andern Stücke heißt:

Nicht allen gleich vertheilt der Himmel seine Gaben:
Das Weib muß immer recht, der Mann stets unrecht haben.

so frag' ich jeden — —

Mad. Haber. Ja, ja, Wischen, das klingt gut.

Louise, Frank von der Seite ansehend. Aber nicht blos um des Reimes willen.

Frank, lächelnd. Doch, doch!

Haber, für sich murmelnd. Schatulle, König, Nulle, — Heiligthum der Welt — —

Schnurr, ein Glas Wein austrinkend. Klingklang, Singsang!

Franke. O nein, die Reime sind nicht bloße Klänge. Lächelnd. Um nur eines anzuführen, läßt

sich wohl manchen von den närrischen Dingern eine Art von Witz, ja sogar eine Art von Vernunft absprechen? ist es z. B. nicht vernünftig, daß sich Geld auf Welt, Klug auf Betrug, — ist es nicht witzig, daß sich Er sieht Louisen lächelnd an. freien, auf bereuen reimt. Und wer weiß nicht aus Erfahrung Louisen ansehend. daß Herz und Schmerz zusammen gehören?

Haber. Ehe und Wehe, reimt sich das nicht auch?

Louise. Sehr oft wenigstens, Papa.

Haber. Na, seht ihr, da hab' ich auch einen Reim gemacht. O ich sag' euch, es ist so schwer nicht Gedichte zu machen, wenn ich erst anfange——

Mad. Haber. Ach du! geh! geh! der Wein spricht aus dir.

Haber. Nun ja, da seh mir einer, sie will es nicht einmal leiden, daß ich ein Dichter bin.

Schnurr. Der werthe Herr Vetter hat Geld; wer Geld hat ist alles, was er will, folglich auch ein Dichter. Ohne Geld aber Mit einem Blick auf Frank. ist die Poeterei nur eine Krankheit. O ich habe vor Zeiten auch meinen Vers geliefert, trotz einem, aber — —

Haber. So? hat der Vetter? Na da wollen wir gleich ein Gedicht machen. Ich fange an zum Beispiel — nun Louise hilf mir doch ein bischen!

Louise, nach einem kurzen Besinnen, pathetisch: Wohlan! wir werden Dichter seyn. Es wolle uns gnädiglich der Musengott erhören!

Haber. Nun weiter, weiter! Schnurr!

Schnurr. Ich — ich — ich stimme mit in diese Bitte ein.

Frank, staunt. Ich seh Louisen an — und kann den Gott entbehren.

Haber. Schön! Bravo! Hörst du, Fiekchen, was wir für Gedichte machen? Leise. Der Doktor ist nicht übel.

Schnurr, leise zu Haben. Aber was der Mensch für Blicke auf die Wischen abschießt!

Haber, halb laut. Ja, das ist beim Dichten nicht anders. Laut. Na Kinder, fahret nur fort, wo wir geblieben waren.

Frank,
das Wort ergreifend, indem er Louisen anblickt.
Fortfahren! soll ich es? Es treibt mich fortzufahren.
Es reißt mich fort, was mir im Busen brennt,

Was noch mein Auge nur, nicht meine Lippe nennt —
Und doch! wer ein Geheimniß will bewahren
In tiefer Brust mit still bescheidnem Sinn,
Der traue nicht des Verses leichten Wellen: —
Es rauscht der Bach; bald wird er überschwellen
Und das Geheimniß treibt ein leichtes Blatt dahin.

Schnurr, leise. Aber, aber werther Herr Vetter, hören Sie denn nicht — —

Haber. In Versen, Herr Vetter, in Versen vorgetragen, was Sie mir wollen sagen? Zu seiner Frau. Hast du vernommen, Fiekchen?

Louise,
mit einem Blick auf Frank.

Ganz recht, Papa; der Vers darf manches wagen,
Was ohne ihn sich weder spricht noch schreibt.

Frank.

Ach, und auch er, wie dürft er alles sagen,
Was oft das Herz zu raschern Schlägen treibt.
Der Gott, der in der Pflanze Innern schaltet,
Geräuschlos thut er sich in zarter Blüthe kund,
So soll von dem, was mir im Herzen waltet,
Der Blick nur Zeuge seyn und schweigen soll der Mund.

Haber. Bravo, bravo, Herr Frank!

Schnurr, leise zu Habern. Aber so hören Sie doch; er macht ja veritable Liebeserklärungen. Ich sehe das nicht länger mit an! Entweder —

Haber, verdrießlich. Ach das ist ja nur um des Reimes willen.

Schnurr, leise zu Madam Haber. Aber werthe Frau Muhme, hören Sie denn — —

Mad. Haber, laut. Ja, ja, es klingt recht artig.

Schnurr, für sich. O ich komme um den Verstand! Laut. Mamsell Wischen, es wird nun wohl genug gespielt seyn!

Louise.

Genug gespielt? Herr Schnurr, ich sage nein!
Der Kluge weiß im Spiel selbst tiefen Ernst zu fühlen,
Und spielen Sie nicht mit — —

Frank, schnell.

Wir spielen nicht allein.
Gott Amor ist ein Kind, und liebt es, mitzuspielen.

Haber, lachend. Braviſſimo! das war abgeführt.

Schnurr, springt erbittert auf. Das wird zu toll! Herr Haber, man wird mich zwingen fortzugehen.

Haber. Adieu, Herr Schnurr, auf baldiges Wiedersehen.

Schnurr. O ich sehe wohl, man will mich rasend machen.

Louise. Herr Vetter, rasen Sie, so giebt es was zu lachen.

Schnurr. Verfluchte Reimerei! verwünscht seyn alle Poeten!

Frank. Vom Schaffen leben sie, und die Justiz vom — Tödten!

Schnurr. Oh! oh! ich gehe, ich eile! fort! hinweg! hat die Pest der Poeterei einmal einen Menschen befallen, so ist keine Hülfe mehr. Adieu, werthe faselnde Versammlung! Ich eile hinweg, um nicht auch zum Narren zu werden, wie sie. Er läuft davon.

Haber. Der Herr Vetter war grob, und es reimte sich nicht einmal.

Mad. Haber. Laß den ungereimten Menschen laufen. Wenn er auch nicht wiederkommt, Halb laut. es war doch kein Mann für die Wieschen — aber der Doktor da — was meinst du?

Haber, leise. Je nun, der Doktor fängt an mir zu gefallen.

Frank. Wir sind allein, Louise, darf ich sprechen?

Louise, die Augen niederschlagend. Je nun, ich werde Sie — nicht unterbrechen.

Frank, zu Habern.

Vergönnen Sie dem Spiel noch einen Augenblick.
Louise sprach: Der Vers darf manches wagen;
So wag' er denn auch jetzt heraus zu sagen:
In Ihren Händen ruht mein ganzes Glück.
Ich sah Louisen, ach! und war gefangen,
Und, immer sie zu sehn, ergriff mich das Verlangen,
Und öde schien und leer mir ohne sie die Welt —

Haber. Ja lieber Herr! haben Sie denn Geld?

Frank, etwas bestürzt, doch schnell sich wieder fassend und lächelnd. Bis heute hat mein Feld der Himmel wohl bestellt: noch immer ist man krank — und so wird auch auf morgen für meinen kleinen Tisch wohl Mod' und Laster sorgen.

Haber. He! he! — was spricht Louise zu dem Freier da?

Louise. Weil es der Reim so will, spricht sie zu allem ja!

Mad. Haber. Mein Schatz, er ist ein braver Mann — gieb sie ihm hin — laß dich bewegen.

Haber, indem er lachend ihre Hände zusammenfügt. Bewegen? darauf reimt am besten sich mein Segen.

Mad. Haber, ihn umarmend. Du bist ein vortrefflicher Dichter!

Louise, ihm die Hand küssend. Ach Papa! es hat noch keiner bessere Verse gemacht!

Haber, hebt das Glas. Es leben die Reime!

Alle, anstoßend. Es leben die Reime!

Der Orakelspruch.

Operette in einem Acte.

1812.

Personen.

Florinde, eine Fee.
Lucie, ihre Tochter.
Marko, ihr Gärtner.
Sylvio.
Ein Genius.
Chor junger Mädchen.
Chor der Bucklichen.

Erſter Auftritt.

Ein Garten mit dichten Baumgruppen. Seitwärts eine Ruhebank. Im Hintergrunde eine hohe Mauer.

Florinde allein.

Sey mir gegrüßt, du goldner Frühlingsmorgen,
Dein Athem weht mir ſüßen Frieden zu;
Sey mir gegrüßt, du Schmuck der Blüthenbäume,
Die mich umgeben, wie ein Freundes-Kreis.
Hier fand ich Glück und Ruhe endlich wieder,
Die mir die Welt hohnlachend einſt geraubt;
Hier haben ſich die Wunden erſt geſchloſſen,
Die meiner Bruſt das rohe Leben ſchlug.
Heil dir, o Einſamkeit! Wo Menſchen wohnen,
Da iſt auch Lüge und Verrath daheim.
Du aber biſt des Herzens wahre Freundin,
An deinen Buſen häb' ich mich gerettet,
Und wie ein ſchwerer Traum dem Tage weicht,
So liegt, was ich erlitten, hinter mir. —
Ach! könnt' ich vor dem gift'gen Hauch der Welt

In dieses Haines unentweihter Stille
Auch der geliebten Tochter Glück bewahren!
Ach, möchte sie das unheilbringende
Geschlecht der Männer niemals kennen lernen!
Das harte, rohe, trüg'rische Geschlecht!

Hier laß mich, mächtiges Geschick,
Die stillen Tage friedlich enden,
Und niemals wieder meinen Blick
Hinaus sich in das Leben wenden.
Dort stürzt der Bach mit wilden Güssen
Lautächzend aus den Felsenrissen,
Hier geht er sanft durch bunte Auen,
Die Blumen und der Himmel schauen,
Aus seinem Spiegel klar zurück.
Hier laß mich, mächtiges Geschick,
Die stillen Tage friedlich enden.

Zweiter Auftritt.

Florinde. Lucie.

Lucie, hastig eintretend. Liebe Mutter!

Florinde. Was hast du, mein Kind? —

Lucie. Ich habe die Himmelssphären zerbrochen, und die Weltkugel zum Fenster hinausgeworfen.

Florinde. Und warum? wenn man fragen darf?

Lucie. Ich will von alle der Gelehrsamkeit nichts wissen! sie macht mir lange Weile.

Florinde. Wirklich?

Lucie. Ja, liebe Mutter! und wenn du auf meinen Rath hören wolltest, so würf'st du alle deine Bücher und Instrumente auch ins Feuer, denn das ist alles höchst langweilig!

Florinde. Und womit wollten wir denn unsere Zeit hinbringen in dieser Einsamkeit?

Lucie. O, mit der Einsamkeit will ich auch nichts mehr zu thun haben, sie ist nicht minder langweilig. — Nein, wir wollen fort von hier, wir wollen uns ein wenig umsehen, wie es jenseits dieser häßlichen Mauern, jenseits des Waldes, jenseits jener Berge aussieht, wo die Männer und die andern wilden Thiere wohnen, von denen du mir erzählt hast.

Florinde. Mein armes Kind, was wolltest du mit deinem frommen Herzen, deiner Kinderunschuld dort draußen unter den Löwen und Tigern — die man Menschen nennt? — Dein Herz spricht eine Sprache, die jenseits dieser Wälder Niemand versteht.

Lucie. O dann mag es eine neue lernen, es ist noch nicht zu alt dazu.

Florinde. Davor bewahre es der Himmel!
Erhalte dir den süßen Frieden,
Und deiner Unschuld Glück.
Von wem sie einmal ist geschieden,
Dem kehrt sie nie zurück.

Lucie.

Nur einmal möcht' ich sehn und wissen,
Was Menschen sind und thun.

Florinde.

Wenn einmal sie dein Herz zerrissen,
Dann kann es nimmer ruhn.

Beide.

Lucie.
Wenn sie das Herz zerrissen,
Dann kann es nimmer ruhn? —

Florinde.
Du möchtest sehn und wissen,
Was Menschen sind und thun?

Lucie.
Ja sehn will ich und wissen,
Was Menschen sind und thun.

Florinde.
Wenn sie dein Herz zerrissen,
Dann kann es nimmer ruhn.

Lucie. Nun wohl, liebe Mutter! lassen wir

die Menschen! — Aber wie ist es denn mit den Männern? —

Florinde. Die Männer? Was fragst du nach ihnen, du kennst sie ja!

Lucie, kopfschüttelnd. Hm! hm! wie man's nehmen will! davon läßt sich viel sprechen. Ich kenne unsern alten Gärtner: gut! — du sagst, das ist ein Mann! — auch gut! — du sagst ferner, alle Männer wären so wie er: das ist aber nicht gut, ganz und gar nicht gut! das ist sehr schlecht, und wenn unser Gärtner, wie du noch weiter sagst, nur durch deine Macht ein wenig gezähmt, und gebessert worden ist, wenn er deiner Kunst allein die Fähigkeit zu sprechen verdankt, so finde ich das am allerschlechtesten und wirklich recht unerträglich.

Florinde. Und warum denn? —

Lucie. Das will ich dir sagen. Sieh, dieser jetzige Frühling muß ein ganz anderer Frühling seyn, als alle bisherigen. Die Bäume und Wiesen kommen mir grüner vor, der Himmel noch viel blauer, die Luft weht linder und balsamischer. Die Vögel singen lieblicher; es ist mir, als sollte ich verstehen, was sie singen, als wäre selbst des Baches Murmeln, der Bäume Rauschen eine Sprache, und als schwebte mir ein Wort, ein gewaltiges Wort auf der Zunge, das auf einmal alles verständ-

lich machen müsse. Wenn ich nun des Abends hier im Garten durch das Lispeln und Rauschen und Singen dahingehe, oder auf dem hohen Altan des Hauses sitze, und der Abendwind so schmeichelnd um meine Wangen spielt, als hätte er mir ein Geheimniß anzuvertrauen, und, während die Sonne zu den Bergen herabsinkt, alles glühend vor mir liegt, wie vor einer unbekannten Leidenschaft erröthend, die mir, die Nachtigall dort unten gerne ausplaudern möchte, wenn ich sie nur verstände. —

Recitativ.

Ach, Mutter! welch Gefühl sich mir im Busen regt!
Ein süßer Schmerz, ein unbekannt Verlangen,
Bald kecker Muth, und bald ein seltsam Bangen,
Es schlägt mein Herz, und ach! weiß nicht warum es schlägt!

Arie.

Mit den Wolken möcht' ich eilen,
Nach den blauen Bergen ziehn,
Möchte bei den Blumen weilen,
Und sie fragen: wenn sie blühn?

Mit dem Bache möcht' ich kosen,
Plaudern mit der Nachtigall,
Und mich necken mit dem losen
Ewig muntern Wiederhall.

Möchte die Natur umfangen,
Wie sie glüht im Abendduft,
Ach, und strecke voll Verlangen
Meine Arme in die Luft.

Voll Verlangen, Gluth und Sehnen,
Bin mir selber kaum bewußt,
Und ich lächle unter Thränen,
Und ich weine voller Lust.

Und siehst du, liebe Mutter! nun hab' ich nachgedacht, wonach ich denn eigentlich so verlangen könnte? — ich habe Blumen abgepflückt, und sie an die Brust gesteckt, aber sie verwelkten und verstanden mich nicht; ich habe meine Lämmer gestreichelt und meinen Joly geküßt, aber wenn sie mich auch wieder liebkosten, so merkte ich doch, daß dies noch immer nicht das Rechte war; und meinen Papagai kann ich gar nicht mehr leiden, weil er mir auf meine süßesten Worte gar nichts anders zu sagen weiß, als: nimm dich in Acht! nimm dich in Acht! oder als: Dieb! Dieb! — Ja, liebe Mutter, ob ich dich gleich recht sehr lieb habe, so ist mir's doch, als müßte noch etwas in der Welt seyn, was ich noch auf eine ganz andere Art lieben könnte. — Und als ich nun darüber nachsann, was das wohl seyn möchte, da fuhr mirs wie ein Lichtstrahl durch

die Seele: das ist vielleicht ein Mann! — Denke dir, liebe Mutter, — ein Mann!

Florinde. Du hast wunderliche Phantasien, mein Kind! Es ist dir doch recht wohl bekannt, daß die Männer nichts anders sind, als seltsam gestaltete Ungeheuer, von roher wilder Gemüthsart, die sich unter einander selbst zerfleischen, und weder der Liebe fähig sind, noch sie verdienen.

Lucie. So hast du mir freilich immer gesagt; aber ich vermuthe, es ist nur dein Scherz gewesen, du hast über meine Leichtgläubigkeit nur lächeln wollen.

Florinde. Nein, es liegt nur ein allzu bitterer Ernst in dem, was ich dir gesagt. Doch sieh, dort kommt unser Marko eben von seiner Reise zurück, den magst du nun selbst über sein Geschlecht ausfragen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Marko.

Marko ist sehr häßlich und mißgestaltet, und stottert ein wenig.

Florinde. Willkommen, Marko! Bist du glücklich zurückgekehret?

Marko. Glücklich? ja! denn Eure Befehle sind vollzogen!

Florinde. Bringst du Gefährten für unsere Einsamkeit?

Marko. Et freilich! Ich habe ein feines Häuflein menschlicher Kreaturen zusammen getrieben; schöner waren sie nicht zu haben. Sie erwarten dort in der Allee Eure Musterung.

Lucie. Wo bist du denn eigentlich gewesen, liebes Marko'chen?

Marko. Wo ich gewesen bin? — Wieder einmal in der schnöden Welt!

Lucie. O dann sage mir doch geschwind: wie sieht es denn eigentlich dort draußen in der schnöden Welt aus.

Marko. Nicht anders als sonst. Überall mehr Glanz als Gold, mehr gute Worte als gute Werke, Narrheit für Verstand, Eigennutz für Tugend, Gewalt für Recht; Kinder, die ihre Eltern betrügen, Weiber, die ihre Männer betrügen!

Florinde, drohend. Marko!

Marko. Wollt' ich sagen: Männer, die ihre Weiber betrügen; Wölfe in Schafpelzen, Esel in der Löwenhaut; in Summa: immer noch die alte Leier!

Lucie. Was sagtest du von den Männern? Du hast also auch Männer gesehen? —

Marko. Männer wohl, was man so Männer

heißt. Aber die rechten sind freilich heut zu Tage höllisch rar.

Lucie. Die rechten Männer? giebt es denn zweierlei? Welches sind denn die rechten?

Marko. Das sind solche, die das Herz auf der rechten Stelle haben.

Lucie. Das Herz? Mutter meint ja, sie hätten gar keins.

Marko. Kann auch seyn! Ich glaube, ich habe selber keins. Es ist aus der Mode gekommen, Herz zu haben.

Lucie. Die rechten Männer also! ja die werden es wohl seyn, liebe Mutter! von denen hast du mir noch gar nichts erzählt. — Wie sehen denn die rechten Männer aus?

Marko. Nicht besser als die andern; von aussen oft noch schlechter, wie Ihr dies z. B. an mir sehen könnt. Ich war sonst auch einmal ein rechter Mann.

Lucie. Sind sie denn aber auch stumm? —

Marko. Freilich, wie die Meilenzeiger, wenn ihnen die Weiber nicht etwa die Zunge gelöst haben. Fragt nur die Frau Mutter! — Wie die Papagaien, und wenn sie sprechen, stottern sie ein wenig. Die Fürsten aber, die können sprechen, sie haben Sprachröhre, die man Kanonen nennt, mit denen

unterhalten sie sich auf eine höchst vernehmliche Weise. — Ist es Euch jetzt gefällig, gnädige Frau, meine Musterkarte in hohen Augenschein zu nehmen? —

Florinde zu Lucien. Es ist mir nicht entgangen, mein Kind, daß dir unsere Einsamkeit nicht mehr gefällt, ich habe daher Sorge getragen, sie ein wenig mehr zu beleben. Es soll dir künftig nicht an Gesellschaft fehlen. Marko hat weibliche Gespielen für dich, und männliche Bediente für den Dienst des Hauses mitgebracht.

Marko. Es ist eine feine kleine Bande. Die Mädchen tragen die Fröhlichkeit im Gesichte, und die Männer die Verdrießlichkeit auf dem Rücken. Soll ich sie aufmarschiren lassen? —

Florinde. Ja! laß sie kommen.

Lucie. Mutter, du wirst doch machen, daß sie sprechen können?

Florinde. Dir zu Gefallen, allerdings.

Marko, winkt hinter die Koulissen, dann heimlich zu Florinden. Seyd unbesorgt, ich habe sie unterwegs schon zugestutzt, sie wissen alle, was sie zu thun und zu sprechen haben.

Vierter Auftritt.

Unter einem Marsch treten einige Paare junge Mädchen mit Blumen-Kränzen auf.

Chor der Mädchen.

Sey uns gegrüßet
Freundlicher Hain!
Friede umfließet
Und schließet dich ein.

Fern von den Sorgen
Sedemischem Meer,
Zieh'n wir geborgen
Und fröhlich hierher.

Sie legen die Kränze zu Lucinds Füßen.

Eine Stimme.

In deinem Heiligthum
Laß uns dir freundlich nahn;
O nimm mit diesen Blumen
Auch unsre Herzen an!

Chor.

O nimm mit diesen Blumen
Auch unsre Herzen an.

Lucie umarmt das Mädchen. — Ein andrer Marsch beginnt, unter welchem ein Chor von bucklichen und mißgestalteten Männern im Geschwindschritt auf der Bühne erscheint.

Chor der Bucklichen.

Frisch aus dem Haus,
Rasch durch die Welt,
Wo's uns gefällt,
Ruhen wir aus.
Schnattern und gackeln,
Laufen und wackeln,
Mögen gern naschen,
Lieben die Flaschen;
Sind wir auch klein,
Sind wir doch fein.
Frisch aus dem Haus,
Rasch durch die Welt,
Wo's uns gefällt
Ruhen wir aus!

Marko. Diese Kerlchen sind mir alle mit Freuden gefolgt, denn sie waren vor der Konscription nicht sicher.

Eine Stimme der Bucklichen.

Wir kommen dir zu dienen,
Gehorsam Wink und Mienen,
Wir wissen uns zu schicken.

Chor der Bucklichen.

Wir schneidern und flicken,
Wir nähen und stricken.
Wir musiciren,
Philosophiren,
Reimen und dichten,
Erzählen Geschichten
Flink und gewandt,
Immer zur Hand.

Marko. Das muß wahr seyn, flinke Gesellen sind es, und in der Aufklärung haben sie große Fortschritte gethan. Sie machen alles mit.

Florinde. Nun, mein Kind, wie gefällt dir unsere künftige Gesellschaft? Bist du zufrieden? — Was fehlt dir? Du bist ja traurig geworden!

Marko für sich. Ja, ja! traurig! ich weiß wohl, was sie dabei denken mag.

Lucie,

die in sich versunken gestanden, ohne auf ihre Mutter zu hören.

Was willst du, armes Herz,
Was willst du mir denn sagen?
Was soll dein banges Schlagen
Bei heitrer Lieder Scherz? —

Florinde.

Laß an der Mutter Herz
Das deine traulich schlagen,
Ergieße deine Klagen,
Vertrau mir deinen Schmerz.

Marko.

Das arme kleine Herz!
Ach dürft' ich es nur wagen,
Ich wollt' es ihm wohl sagen,
Sein Leid und seinen Schmerz.

Lucie umarmt ihre Mutter, und geht mit ihr ab.

Marko. Na, folgt mir nur nach, kleine liebenswürdige Gesellschaft; ich gehe als Euer Fourier voraus und mache Euch Quartier.

Geht ab.

Chor der Mädchen und Bucklichen.

Sey uns gegrüßt
Schattiger Hain!
Frieden umfließt
Und schließet dich ein.
Fern von der Sorgen
Stürmischem Meer
Zieh'n wir geborgen
Zu dir her.

Alle ab.

Fünfter Auftritt.

Sylvio, einen Jagdspieß in der Hand, erscheint auf der Mauer, und steigt dann, sich überall umsehend vorsichtig herab.

Recitativ.

Hier muß ich die Geliebte finden,
In diesem Garten blüht die schönste Blume mir.
Mag alles nun was draußen liegt, verschwinden,
Denn meine Welt ist hier!

Arie.

Es schleicht der Jäger still und lauscht,
Waldeinwärts geht sein Lauf,
Und wie es in den Zweigen rauscht,
Schlägt hoch das Herz ihm auf.
Frisch auf, im Morgengold!
Das Glück ist Jägern hold!
So schleich ich hier herein.
Frisch auf waldwärts!
Hoch schlägt mein Herz:
Sie muß mir nahe seyn!

Sieh da! dort kommt eine possierliche Gestalt, die mir, während ich dieß Schloß hier umstreife,

noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Wir wollen uns ein wenig auf die Lauer begeben. Er versteckt sich.

Sechster Auftritt.

Sylvio, Marko, mit einer Flasche.

Marko. Das muß wahr seyn! Hier bei uns ist eine wunderliche Wirthschaft. Wenn die gestrenge Frau nicht einen so gesunden Weinkeller führte, und ich nicht die Schlüssel dazu, ich wäre längst davon gelaufen oder gestorben. Als Luciens Amme noch da war, da gabs doch mitunter ein vernünftiges Wort, seit aber diese auch davon gelaufen ist, kann ich nur mit mir selbst sprechen, und das ist nicht immer das klügste Gespräch. Sechzehn Jahre lang immer dasselbe, ist doch zu langweilig. — Daher kommts denn auch, daß wenn man einmal wieder Menschen und besonders Frauenzimmer zu sehen bekommt, sie einem übermäßig gefallen, wie mir z. B. die kleine Blondine, die ich mitgebracht habe. Das ist ein Püppchen! Wenn ich nur auch hübscher wäre, oder seyn dürfte. Pah! alter Narr! schlag dirs aus dem Sinn, setze dich und trinke eins für die bösen Nebel, und singe dazu! Das ist doch noch hier zu loben,

daß man singen darf. Was andere vernünftige Leute nur sprechen, das singen wir hier, und es wäre nicht das erstemal, daß mich meine gestrenge Frau per Gesang ausgehunzt hätte. Er trinkt und singt:

Vor Alters einst zum Sterben
Die Welt danieder lag,
Ringsum war Noth, Verderben,
Und Nacht den ganzen Tag.
Vom Wasser kam das Uebel,
So steht es in der Bibel,
Daß man's wohl glauben mag.

Sylvio, die letzten Worte wiederholend.

Glauben mag.

Marko, sich verwundert umsehend. Wie? — Ich glaube, der Garten fängt an junge Echos auszuhecken.

Der Herr drauf voll Erbarmen
Guckt in die Welt hinein.
Es jammert ihn der Armen,
Dämmt schnell das Wasser ein,
Und ganz die Noth zu heben,
Erschafft er gleich die Reben,
Und Noah machte Wein!

Sylvio, eben so wie vorhin.

Machte Wein!

Marko. Das war ja ein naseweises Schochen! Muß doch einmal zusehen! — Er erblickt Sylvio. Aha! ein zweieiniges! — Wohinaus?

Sylvio, hervortretend und ihm den Spieß vorhaltend. Wohinein? —

Marko. Ich bitte, bleibt mir mit solchen spitzigen Redensarten vom Leibe. Wir können ja in Vernunft mit einander sprechen.

Sylvio, einen Beutel hervorziehend und damit klimpernd. Zum Beispiel? —

Marko. Ei! das läßt sich hören! das klingt weit vernünftiger! Er nimmt den Beutel. Was steht denn eigentlich zu Eurem Befehle? —

Sylvio. Bist du in den Diensten dieses Hauses? —

Marko. Ich bin eine ganze Welt von Dienstboten, denn dieses schlechte Kleid umschließt Koch, Kellner, Gärtner, Haushofmeister, Kammerdiener, Kammerjungfer, Kammerherr, Gesellschafter, und erster Minister dieses Hauses allumfassend in sich; kurz ich bin hier alles in allem, ausgenommen der Mann beider Frauen, die von den Männern gar nichts wissen wollen und respectiren sollen.

Sylvio. Das heißt, die Tochter soll nicht, weil die Mutter nicht will. Aber warum? —

Marko. Warum? — Man muß zwar bei den Weibern niemals nach dem warum fragen, weil sie die wahre Ursache ihrer Handlungen unter hundertmalen 50 mal selbst nicht wissen, und 49 mal nicht sagen mögen; indeß ist mir doch so viel bekannt, daß erstens die Mutter in der Welt sehr bittere Erfahrungen gemacht hat, die sie gern ihrer Tochter ersparen möchte, und zweitens, daß ein Orakel, welches sie bei der Geburt der letztern befragen ließ, den wunderlichen Ausspruch gethan hat; ihre Tochter werde nur dann glücklich seyn, wenn sie in einen Stummen sich verliebe, und für einen Redenden sterben wolle! — Frau Florinde verzweifelt nun an einer solchen Möglichkeit, und will lieber, daß ihre Tochter ganz und gar keine Männer kennen soll, als meine Wenigkeit, der sie die Ehre anthut, sie ihrer Tochter nicht gefährlich zu halten, worin sie sich aber wohl irren könnte, und so leben wir denn seit sechzehn Jahren in der schönsten Einsamkeit, und das Mädchen hält alle Männer für stumme Bestien.

Sylvio. Für stumm! — Hör' Alter, darf ich auf dich zählen? —

Marko. Wenn Ihr mich für eine Eins zählt, so könnt Ihr mir getrost noch einige Nullen anhängen, ohne die Größe meiner Dienstbereitwilligkeit zu erreichen.

Sylvio. Wählen so höre! — Mehrere Tage sind es, daß ich, mich auf der Jagd verirrend, in diesen ungeheuren Wald gerieth, der Euer Wohnung rings umschließt. Jedes Bestreben mich hinaus zu finden, führte mich nur noch tiefer hinein. Ich mußte mein ermattetes Roß zurücklassen, und setzte dann meinen Weg zu Fuße weiter fort. Endlich erreichte ich die Mauer, und sinke ermüdet unter einen Baum nieder. Da trifft eine weibliche Stimme mein Ohr, die jenseits der Mauer ein liebliches Lied singt. Alle Müdigkeit ist vergessen bei diesen wunderherrlichen Tönen; ich ersteige den Baum, der dort über die Mauer schaut; ich sehe Lucien, und ich wünsche sie ewig zu sehen.

Marko. Das versteht sich! das ist die bekannte Ewigkeit von sechs Wochen.

Sylvio. Ich bin nun hier, und gehe nicht wieder ohne sie aus dieser Mauer. Ich will sie besitzen oder sterben.

Marko. Versteht sich! das ist alles in der Ordnung! Immer zu, immer gestorben! Aber wir wollen doch erst überlegen, was in der Sache zu thun ist. Damit aber hier alles hübsch in der Ordnung bleibt, so dächte ich, Ihr gingt unterdessen ein wenig wieder da hinaus, wo Ihr hereingekommen seyd.

Sylvio. Nicht von der Stelle! ich muß sie sehen!

Marko. Versteht sich! Nun so haltet Euch wenigstens in jenem Wäldchen verborgen, wo die Thränenweiden stehen, damit Euch Frau Florinde nicht gleich wittert, sonst seyd Ihr verloren. Sie macht Euch stumm und dumm, ich kann ein Liedchen davon singen. Ich will Euch auch etwas zu essen und zu trinken besorgen, denn ein Verliebter trägt unter seinem Herzen auch einen Magen als Zulage.

Sylvio. Ich gehe und rechne ganz auf deinen Beistand! rechne du auf meine ganze volle Erkenntlichkeit. Ab.

Marko. Wir wollen sehen, wer am richtigsten rechnet. Ich verhelfe Euch zu einem Multiplications-Exempel, wie es nicht jedem geboten wird.

Siebenter Auftritt.

Marko erst allein, dann Rosa, eine der jungen Mädchen.

Marko. Unter allen zweibeinigen Thieren ist ein Verliebter doch das allernärrischte! Gott sey Dank, daß unsereins darüber hinweg ist!

Rosa. Marko!

Marko, erschreckend Was da! Was da! — Ei Röschen! mein allerliebstes kleines Blondinchen! Was begehrst du von mir, Engelchen! Ich stehe vom Kopf bis auf die Füße ganz zu deinem Befehl.

Rosa. Vor der Hand nehme ich nur die Füße in Anspruch. Hört erst, und dann folgt mir!

Marko. Folgen? Ja, bis an den Tod wenigstens, wenn auch nicht hinein! Für sich. Das Mädchen hat unglaubliche Augen! Ich darf nicht länger hineinsehen! Laut. Mit deiner Erlaubniß, schönes Kind! Er dreht ihr den Rücken zu. So, nun sprich, so viel du willst.

Rosa. Was soll das heißen, mit Euer Erlaubniß.

Marko. Ich wende blind, wenn ich dir in deine Augen sehe, und doch kann ich es dir gegenüber nicht lassen.

Rosa. Braucht Euer Bequemlichkeit. Ich soll Euch im Namen unserer Gebieterin befehlen, mich mit der ganzen innern Einrichtung des Hauses bekannt zu machen, und dann —

Marko, der, während sie spricht, dem Kopf allmählich nach ihr gewendet hat. Halt! das ist noch nichts, mit deiner Erlaubniß. Er kehrt sie um, so daß sie ihn auch

den Rücken zuwendet, stellt sich dann hinter sie ebenfalls mit dem Rücken nach ihr. So, nun plappere weiter, wenn es dir gefällt.

Rosa. Sodann soll ich Euch verkündigen, daß mir die Führung der Wirthschaft anvertraut ist. Ihr werdet mir also die nöthigen Schlüssel überliefern. Denn die vergrößerte Hausgenossenschaft, die wir Eurer Wahl verdanken, macht es nöthig, alles hier künftig zu verschließen.

Marko. Meinethalben. Du sollst sie alle haben und den Schlüssel meines Herzens dazu. Er dreht sich um sie herum, so daß er ihr wieder gegenüber steht. Dafür bitte ich mir aber die Schlüssel zum Weinkeller aus.

Rosa. Vortheilhafter Tausch für Euch, doch nicht für mich! — Aber du seyd Ihr ja schon wieder!

Marko. Ich bin die Magnetnadel, die sich immer nach einer Himmelsgegend dreht.

Rosa. Eine feine Nadel, eine Pfrieme!

Marko, mit Musikbegleitung. Ach!

Rosa. Ihr seufzt?

Marko. Das Eis meines Herzens kracht und bricht vor dem Strahl dieser Frühlings-Sonne. — Ach!

Rosa. Laßt es ein andermal brauchen, und kommt jetzt zu unserer Gebieterin.

Marko. Ach! —

Rosa. Was habt Ihr, was macht Ihr denn?

Marko.

Duett. Was ich will, das sollt du wissen,
Diese Lippen will ich küssen.

Rosa.

Laßt Euch nur die Lust vergehn!

Marko.

Soll ich kämpfen aller Zecher,
Vor dem vollen Lebensbecher,
Durstend und verschmachtend stehn? —

Rosa.

Ja, mein Freund, so sollt geschehn!

Marko.

Nein! —

Rosa.

Ja! —

Marko.

Nein! —

Rosa.

Ja! —

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja, du sollst, ergrauter Zecher,
Vor dem Becher durstend stehn!

Marko.

Soll ich ärmster aller Zecher,
Vor dem Becher durstend stehn?

Marko.

Eine Rose abzubrechen,
Kommt dem Gärtner doch wohl zu.

Rosa.

Nein, mein Freund, die Dornen stechen,
Laß die Rose drum in Ruh.

Marko,

indem er sie küssen will.

Rose, ich breche dich!

Rosa.

Gärtner, ich steche dich!

Beide.

Eine Rose abzubrechen
Kommt dem Gärtner { doch wohl zu. / gar nicht zu.

Rosa.

Nein!

Marko.

Ja!

Rosa.

Nein!

Marko
will sie umfassen.

Nur frisch gebrochen!

Rosa.

Nur derb gestochen!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko,

will sie mit Gewalt umfassen, sie giebt ihm eine Ohrfeige.

Nein!

Rosa.

Sieh, die Rose hat gestochen,
Und der Gärtner schreit: Au weh!

Sie läuft fort.

Marko,

sich die Backe haltend.

Au weh! au weh!

Läuft ihr nach.

Achter Auftritt.

Lucie tritt in Gedanken versunken langsam auf, und schreitet nach dem Vordergrunde, wo sie stehen bleibt und folgendes spricht.

Lucie.

Ich gehe rastlos unstät hin und her,
Und doch ergeh' ich mir nicht Ruhe. —
Wo ist die Zeit, da ich ein harmlos Kind,
Im Schatten dieser Bäume spielend saß? —

Die Musik beginnt in leisen Tönen die Worte zu begleiten und die Pausen auszufüllen.

Da Schlaf und Spiel mein Leben schaukelten
Und kein Verlangen mir den Busen hob,
Das nicht die Mutter liebend stillen mochte.
Beschränkt, doch heiter, wie ein traulich Stübchen,
Lag um mich her die kleine schöne Welt.
Aus klaren Kinderaugen schauten
Die Blumen grüßend hin auf mich,
Zu goldnen Feenschlössern bauten
Hoch über mir die Wolken sich,
Und von dem Sternen-Himmel nieder
Klang es wie leise Wiegenlieder!
Liegt denn die Zeit so ferne schon von mir? —

Sie setzt sich auf die Ruhebank und stützt den Kopf in die Hand. Nach einer Pause, welche die Musik mit einzelnen Anklängen der folgenden Melodie ausfüllt, beginnt sie zu singen.

Drüben im Walde
Gehet der Wind.
Drüben im Walde
Sitzet das Kind.

Flink auf der Reise
Wolken dort ziehn,
Und es fragt leise:
Seht ihr nicht ihn?

Mondschein hernieder
Schlüpft in den Wald,
Und es fragt wieder:
Kommt er nicht bald? —

Aber ach! wer soll denn kommen? — — —

Sie erblickt Sylvio, der während des letzten Verses hervorgetreten ist, und fährt mit einem Schrei auf.

O Himmel! was ist das? — Mutter! Hülfe! Wo flieh ich hin?

Sylvio kniet mit bittender Geberde nieder.

Er kniet nieder, er streckt seine Arme bittend nach mir aus. Ich soll mich nicht fürchten. — Ob das wohl auch ein Mann ist? — Fürchterlich sieht er gar nicht aus, und häßlich auch nicht! — Ob ich wohl mit ihm spreche? — Steh auf! — Ich kann ihn doch nicht da auf den Knien liegen lassen. Steh auf! — — Er steht nicht auf! Warum denn nicht? Was will er denn? — So schön er ist, überfällt mich doch bei seinem Anblick eine seltsame Bangigkeit. — Was willst du hier? —

Sylvio drückt beide Hände mit dem Ausdruck des Verlangens an seine Brust.

Mein Gott, er wird doch nicht wollen, daß ich ihn aufheben soll? —

Sie nähert sich ihm zögernd, plötzlich aber kehrt sie um und läuft auf die andere Seite des Theaters.

Nein, Gott bewahre mich! ich rühr' ihn nicht an! — Wie ist mir denn? — Wie klopft mir das Herz so ungestühm! — Meine Mutter hat mir oft von den Klapperschlangen erzählt, die blos durch ihre Blicke die kleinen Vögel so zu bezaubern wissen, daß sie wider ihren Willen sich ihnen nähern, und ihnen zur Beute werden müssen. — Ach! seine Augen ziehen mich auch wider meinen Willen zu ihm hin. — Ich weiß nicht, soll ich die Mutter rufen? — Nein, dazu wird ja noch später hin Zeit seyn. — Aber was willst du hier? — Wie kommst du hierher? — Er antwortet nicht. — Gewiß er ist stumm, und wohl auch taub! — Steh auf! — ich will es, und komm näher!

Sylvio steht auf und kommt rasch auf sie zu.

Halt! Halt! nicht so weit! — dort bleib stehen! Er ist gehorsam, das gefällt mir. — Ach! wenn das ein Mann ist, so ists gewiß einer von den rechten, der ein Herz hat. — Wie schade, daß er stumm ist. Ich gäbe viel darum, diesen Mund sprechen zu hören. — Kannst du gar nicht sprechen? — Sylvio schüttelt traurig den Kopf. O wie dauert mich der Arme! — Aber hat Marko nicht gesagt, die Weiber könnten die Männer sprechen lehren? — Dieser hier ist gewiß noch wenig unter den Weibern gewesen. — Das ist mir recht lieb! — Ich will

Sylvio. Nicht von der Stelle! ich muß sie sehen!

Marko. Versteht sich! Nun so haltet Euch wenigstens in jenem Wäldchen verborgen, wo die Thränenweiden stehen, damit Euch Frau Florinde nicht gleich wittert, sonst seyd Ihr verloren. Sie macht Euch stumm und dumm, ich kann ein Liedchen davon singen. Ich will Euch auch etwas zu essen und zu trinken besorgen, denn ein Verliebter trägt unter seinem Herzen auch einen Magen als Zulage.

Sylvio. Ich gehe und rechne ganz auf deinen Beistand! rechne du auf meine ganze volle Erkenntlichkeit. Ab.

Marko. Wir wollen sehen, wer am richtigsten rechnet. Ich verhelfe Euch zu einem Multiplications-Exempel, wie es nicht jedem geboten wird.

Siebenter Auftritt.

Marko erst allein, dann Rosa, eine der jungen Mädchen.

Marko. Unter allen zweibeinigen Thieren ist ein Verliebter doch das allernärrischte! Gott sey Dank, daß unsereins darüber hinweg ist!

Rosa. Marko!

Marko, erschreckend Was da! Was da! — Ei Aschen! mein allerliebstes kleines Blondinchen! Was begehrst du von mir, Engelchen! Ich stehe vom Kopf bis auf die Füße ganz zu deinem Befehl.

Rosa. Vor der Hand nehme ich nur die Füße in Anspruch. Hört erst, und dann folgt mir!

Marko. Folgen? Ja, bis an den Tod wenigstens, wenn auch nicht hinein! Für sich. Das Mädchen hat unglaubliche Augen! Ich darf nicht länger hineinsehen! Laut. Mit deiner Erlaubniß, schönes Kind! Er dreht ihr den Rücken zu. So, nun sprich, so viel du willst.

Rosa. Was soll das heißen, mit Eurer Erlaubniß.

Marko. Ich werde blind, wenn ich in deine Augen sehe, und doch kann ich es dir gegenüber nicht lassen.

Rosa. Braucht Euer Bequemlichkeit. Ich soll Euch im Namen unserer Gebieterin befehlen, mich mit der ganzen innern Einrichtung des Hauses bekannt zu machen, und dann —

Marko, der, während sie spricht, den Kopf allmählich nach ihr gewendet hat. Halt! das ist noch nichts, mit deiner Erlaubniß. Er kehrt sie um, so daß sie ihn auch

den Rücken zuwendet, stellt sich dann hinter sie ebenfalls mit dem Rücken nach ihr. So, nun plappere weiter, wenn es dir gefällt.

Rosa. Sodann soll ich Euch verkündigen, daß mir die Führung der Wirthschaft anvertraut ist. Ihr werdet mir also die nöthigen Schlüssel überliefern. Denn die vergrößerte Hausgenossenschaft, die wir Eurer Wahl verdanken, macht es nöthig, alles hier künftig zu verschließen.

Marko. Meinethalben. Du sollst sie alle haben und den Schlüssel meines Herzens dazu. Er dreht sich um sie herum, so daß er ihr wieder gegenüber steht. Dafür bitte ich mir aber die Schlüssel zum Weinkeller aus.

Rosa. Vortheilhafter Tausch für Euch, doch nicht für mich! — Aber du seyd Ihr ja schon wieder!

Marko. Ich bin die Magnetnadel, die sich immer nach einer Himmelsgegend dreht.

Rosa. Eine feine Nadel, eine Pfrieme!

Marko, mit Musikbegleitung. Ach!

Rosa. Ihr seufzt?

Marko. Das Eis meines Herzens knackt und bricht vor dem Strahl dieser Frühlings-Sonne. — Ach!

Rosa. Laßt es ein andermal brechen, und kommt jetzt zu unserer Gebieterin.

Marko. Ach! —

Rosa. Was habt Ihr, was wollt Ihr denn?

Marko.

Duett. Was ich will, das sollst du wissen,
Diese Lippen will ich küssen.

Rosa.

Laßt Euch nur die Lust vergehn!

Marko.

Soll ich Meister aller Zecher,
Vor dem vollen Lebensbecher,
Durstend und verschmachtend stehn? —

Rosa.

Ja, mein Freund, so solls geschehn!

Marko.

Nein! —

Rosa.

Ja! —

Marko.

Nein! —

Rosa.

Ja! —

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja, du sollst, ergrauter Zecher,
Vor dem Becher durstend stehn!

Marko.

Soll ich ärmster aller Zecher,
Vor dem Becher durstend stehn?

Marko.

Eine Rose abzubrechen,
Kommt dem Gärtner doch wohl zu.

Rosa.

Nein, mein Freund, die Dornen stechen,
Laß die Rose drum in Ruh.

Marko,

indem er sie küssen will.

Rose, ich breche dich!

Rosa.

Gärtner, ich steche dich!

Beide:

Eine Rose abzubrechen
Kommt dem Gärtner { doch wohl zu. / gar nicht zu.

Rosa.

Nein!

Marko.

Ja!

Rosa.

Nein!

Marko
will sie umfassen.

Nur frisch gebrochen!

Rosa.

Nur derb gestochen!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko.

Nein!

Rosa.

Ja!

Marko,

will sie mit Gewalt umfassen, sie giebt ihm eine Ohrfeige.

Nein!

Rosa.

Sieh, die Rose hat gestochen,
Und der Gärtner schreit: Au weh!

Sie läuft fort.

Marko,

sich die Backe haltend.

Au weh! au weh!

Läuft ihr nach.

Achter Auftritt.

Lucie tritt in Gedanken versunken langsam auf, und schreitet nach dem Vordergrunde, wo sie stehen bleibt und folgendes spricht.

Lucie.

Ich gehe rastlos unstät hin und her,
Und doch ergeh' ich mir nicht Ruhe. —
Wo ist die Zeit, da ich als harmlos Kind,
Im Schatten dieser Bäume spielend saß? —

Die Musik beginnt in leisen Tönen die Worte zu begleiten und die Pausen auszufüllen.

Da Schlaf und Spiel mein Leben schaukelten
Und kein Verlangen mir den Busen hob,
Das nicht die Mutter liebend stillen mochte.
Beschränkt, doch heiter, wie ein traulich Stübchen,
Lag um mich her die kleine schöne Welt.
Aus klaren Kinderaugen schauten
Die Blumen grüßend hin auf mich,
Zu goldnen Feenschlössern bauten
Hoch über mir die Wolken sich,
Und von dem Sternen-Himmel nieder
Klang es wie leise Wiegenlieder!
Liegt denn die Zeit so ferne schon von mir? —

Sie setzt sich auf die Ruhebank und stützt den Kopf in die Hand. Nach einer Pause, welche die Musik mit einzelnen Anklängen der folgenden Melodie ausfüllt, beginnt sie zu singen.

Drüben im Walde
Gehet der Wind.
Drüben im Walde
Sitzet das Kind.

Flink auf der Reise
Wolken dort ziehn,
Und es fragt leise:
Seht ihr nicht ihn?

Mondschein hernieder
Schlüpft in den Wald,
Und es fragt wieder:
Kommt er nicht bald? —

Aber ach! wer soll denn kommen? — — —

Sie erblickt Sylvio, der während des letzten Verses hervorgetreten ist, und fährt mit einem Schrei auf.

O Himmel! was ist das? — Mutter! Hülfe! Wo flieh ich hin?

Sylvio kniet mit bittender Geberde nieder.

Er kniet nieder, er streckt seine Arme bittend nach mir aus. Ich soll mich nicht fürchten. — Ob das wohl auch ein Mann ist? — Fürchterlich sieht er gar nicht aus, und häßlich auch nicht! — Ob ich wohl mit ihm spreche? — Steh auf! — Ich kann ihn doch nicht da auf den Knien liegen lassen. Steh auf! — — Er steht nicht auf! Warum denn nicht? Was will er denn? — So schön er ist, überfällt mich doch bei seinem Anblick eine seltsame Bangigkeit. — Was willst du hier? —

Sylvio drückt beide Hände mit dem Ausdruck des Verlangens an seine Brust.

Mein Gott, er wird doch nicht wollen, daß ich ihn aufheben soll? —

Sie nähert sich ihm zögernd, plötzlich aber kehrt sie um und läuft auf die andere Seite des Theaters.

Nein, Gott bewahre mich! ich rühr' ihn nicht an! — Wie ist mir denn? — Wie klopft mir das Herz so ungestühm! — Meine Mutter hat mir oft von den Klapperschlangen erzählt, die blos durch ihre Blicke die kleinen Vögel so zu bezaubern wissen, daß sie wider ihren Willen sich ihnen nähern, und ihnen zur Beute werden müssen. — Ach! seine Augen ziehen mich auch wider meinen Willen zu ihm hin. — Ich weiß nicht, soll ich die Mutter rufen? — Nein, dazu wird ja noch später hin Zeit seyn. — Aber was willst du hier? — Wie kommst du hierher? — Er antwortet nicht. — Gewiß er ist stumm, und wohl auch taub! — Steh auf! — ich will es, und komm näher!

Sylvio steht auf und kommt rasch auf sie zu.

Halt! Halt! nicht so weit! — dort bleib stehen! Er ist gehorsam, das gefällt mir. — Ach! wenn das ein Mann ist, so ists gewiß einer von den rechten, der ein Herz hat. — Wie schade, daß er stumm ist. Ich gäbe viel darum, diesen Mund sprechen zu hören. — Kannst du gar nicht sprechen? — Sylvio schüttelt traurig den Kopf. O wie dauert mich der Arme! — Aber hat Marko nicht gesagt, die Weiber könnten die Männer sprechen lehren? — Dieser hier ist gewiß noch wenig unter den Weibern gewesen. — Das ist mir recht lieb! — Ich will

versuchen seine Lehrmeisterin zu seyn. Hab' ich doch meinen Papagai sprechen gelehrt. — Wir wollen den Versuch gleich machen. Sprich mir einmal nach: L. —

Sylvio. L. —

Lucie. Recht gut! — U!

Sylvio. U.

Lucie. C. i.

Sylvio. C. i.

Lucie. C. i. e.

Sylvio. C. i. e.

Lucie. Lucie.

Sylvio, mit zärtlichem Accente. Lucie!

Lucie. Herrlich! Herrlich! das geht vortrefflich! — Sprich einmal: Liebe!

Sylvio. Liebe!

Lucie. Liebe Lucie!

Sylvio. Liebe Lucie!

Lucie. Noch einmal!

Sylvio. Liebe Lucie!

Lucie. Hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß ein solcher Wohlklang in meinem Namen läge. — O den Mann muß die Mutter hier behalten; er soll mein Gespiele, mein Gefährte, mein Schüler seyn; von mir soll er sprechen lernen, von mir allein; ich brauche die Kunst der Mutter nicht dazu, und

wenn er auch nichts weiter lernte als: „Liebe Lucie!“ ich würde nicht ermüden, es von seinen Lippen zu hören.“

Willst du bei mir bleiben? —

Sylvio kniet leidenschaftlich vor ihr nieder und küßt ihre Hand.

O weh! mein Herz! was war das? Bist du krank? — Deine Lippen brennen ja wie Feuer. Küsse meine Hand nicht wieder, sonst werd' ich wohl gar krank. — Wirst du gern bei mir bleiben? — Willst du mich lieb haben? —

Sie knüpft ein langes Band von ihrem Kleide und schlingt es ihm um den Arm.

Sieh, nun bist du mein Gefangner! Nun lasse ich dich nicht wieder los! — Still, war das nicht der Mutter Stimme?

Sie läuft von einer Seite zur andern und horcht, Sylvio folgt ihr an dem Bande.

Nein, ich sehe sie nirgends!

Sie nimmt ihm das Band wieder ab, dabei bleibt ihre Hand verweilend einen Augenblick auf seinem Herzen liegen. Sie ruft freudig aus:

Ach er hat auch ein Herz! Ich fühle es schlagen! es schlägt wie das Meinige.

Sylvio wendet sich hastig von ihr ab und thut einige Schritte seitwärts.

Sylvio für sich. O Gott! Sie tödtet mich mit ihrer Unschuld.

Lucie. Was ist dir? Bist du böse auf mich? — Was hab' ich dir gethan? — Ach! du machst mich traurig! wenn du böse bist, muß ich weinen! —

Sylvio wendet sich um, und bietet im höchsten Ausdruck der Leidenschaft seine Arme nach ihr aus. Lucie öffnet von ihrer Empfindung überrascht, auch die ihrigen, läßt sie aber sogleich wieder sinken, und wendet sich niedergeschlagen von ihm ab. Nach einer kurzen Pause eilt er auf sie zu und umfaßt sie. Sie sinkt in seine Arme. In demselben Augenblick tritt Florinde auf.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Florinde. Marko.

Florinde.

O Himmel! was erblick' ich!
Mein Kind in eines Mannes Armen!
Ihr Götter habt Erbarmen,
Vernichtet mich!

Lucie.

O meine Mutter!

Florinde.

Verwegner, der mit frechen Händen
In meines Hauses Frieden bricht,
Mein Glück mit einem Streich zu enden,
Nichts soll die Rache von dir wenden,
Die jetzt dein Urtheil spricht!

Lucie.

O meine Mutter! zürn' ihm nicht!

Florinde, zwischen sie tretend.

Hinweg von ihm! Wie bist du hergekommen,
Der meines Kindes Glück genommen;
Wer bist du? Sprich!

Lucie.

Ach! diese Lippen sprechen nicht.

Florinde.

Wie? er ist stumm? — Das ist Betrug, Verrath!
Doch diese List soll ihm nicht frommen.
Herbei! Herbei!

Marko.

Ich dacht' es gleich, so würd' es kommen!
Wenn nur nicht mir das Ungewitter naht!

Das Chor der Mädchen und Bucklichen tritt auf.

Florinde.

Führt ihn hinweg! Hinweg aus meinen Blicken!

Chor der Bucklichen.

Fort! Fort! Fort!

Lucie.

So will denn grausam deine Hand
Was mich beglückt schon wieder mir entrücken,
Im Augenblick, wo ich es fand?

Chor der Bucklichen.

Fort! Fort! Fort!

Lucie.

Ich' hab es nun gefunden,
Was mir das Herz erfüllt.
Das Sehnen und das Bangen,
Das schmerzliche Verlangen,
Ist alles nun verschwunden,
Und jeder Wunsch gestillt.

Florinde.

Führt ihn hinweg! Hinweg aus meinen Blicken!
Er ist ein Mann, und voll Verrath sein Herz!

Chor der Bucklichen.

Fort! Fort! Fort!

Chor der Mädchen.

Doch Liebende beglücken,
Führt Menschen himmelwärts.

Lucie.

Sieh seiner Blicke Schmerz,
Sieh seine stummen Klagen!
Kann ein Verräther-Herz
In diesem Busen schlagen? —

Chor der Mädchen.

Ach, Liebende beglücken,
Hebt Menschen himmelwärts.

Sylvio kniet vor Florinden mit bittender Geberde nieder.

Florinde.

Verwegner, wie? du kannst's noch wagen?
Verspottest du der Mutter Schmerz? —

Chor der Bucklichen.

Fort! Fort! Fort!

Marko.

O weh! o weh! wir sind geschlagen.
Wär' ich nur fort, mir bebt das Herz!

Chor der Bucklichen.

Verwegner fort!
Auf, ihn zu fassen!
Fort mit ihm, fort!

Sie wollen ihn ergreifen und fortführen.

Lucie.

Barbaren, haltet ein!
Ich werd' ihn nimmer lassen!
Auf ewig ist er mein!
Für ihn bin ich geboren,
Ihn hat mein Herz erkohren,
Mein soll er seyn!

Chor der Bucklichen.

Fort mit ihm! fort!

Chor der Mädchen.

Laßt den Geliebten ihr,
Den sie erkohren.

Florinde.

So ist durch ihn auch mir
Der Tochter Herz verloren!
Fort, trennt ihn von ihr!

Chor der Bucklichen.

Fort von ihr!
Auf, ihn zu fassen!
Fort mit ihm, fort!

Chor der Mädchen.

Laßt den Geliebten ihr,
Den sie erkohren!

Chor der Bucklichen,
ihn ergreifend.

Fort! Fort! Fort!

Sylvio,
reißt sich los und zieht das Schwert.

Zurück! wer wagt es noch vermessen,
Mich zu berühren, mich von ihr zu trennen?

Marko.

O weh! er hat sich vergessen.

Florinde.

Verräther! lern' ich dich nun kennen? —

Sylvio.

Wer wagt es, mich von ihr zu trennen? —

Chor der Bucklichen.

Verrath! Verrath! Ha! wie vermessen
Nun dieser Stürmer spricht.

Chor der Mädchen.

Die Liebenden zu trennen,
Vermagst du, Mutter, nicht!

Sylvio.

Mein ist sie, mein!
O Leben meines Lebens!
Mir drohen alle Schrecken
Und selbst der Tod vergebens,
Nichts kann von dir mich trennen,
Du bist auf ewig mein.

Lucie und Sylvio.

O Leben meines Lebens,
Nichts kann von dir mich trennen,
Ich bin auf ewig Dein!

Florinde.

Wohlan! so wähle zwischen ihm und mir!
Wähl' zwischen deiner Mutter und dem Fremdling.

Lucie.

Ach, meine Mutter!

Sylvio,

indem er Lucien mit sich fortziehen will.

O! komm mit mir!

Florinde.

Ergreift ihn, führt ihn fort!

Sylvio, wie oben.

Zurück! Hinweg von diesem Ort!

Florinde.

Ich soll mein Kind mir rauben sehn?

Chor der Mädchen.

Erhöre doch der Liebe Flehn!

Chor der Bucklichen.

Ergreift ihn, führt ihn fort!

Sylvio.

Zurück, ich kann's nicht tragen,
Dir zu entsagen!
Komm, folge mir! ich führe dich davon!

Er ist im Begriff Lucien mit sich fort zu führen.

Florinde.

Verwegner, ha! nimm deinen Lohn!

Sie berührt ihn mit ihrem Stabe. Er sinkt nieder.

Alle, außer Florinden und Sylvio.

Weh!

Pause, welche die Musik passend ausfüllt. Lucie steht erstarrt und regungslos.

Chor Aller,

außer Florinde, Sylvio und Lucie.

Es ist geschehen!
Wie wenn aus heitern Höhen
Des Blitzes Schrecken bricht.

Florinde, zu Lucie.

Hörst du der Mutter Stimme nicht?

Für sich.

In meinem Busen fühl' ich ihren Schmerz,
Mich rühret ihre Liebe,
Doch prüfen muß ich noch ihr Herz.

Chor der Mädchen.

O schaue gnädig auf uns nieder,
Gieb ihn der Liebe wieder.

Florinde.

Wohlan so eilt und zaudert nicht.
Ein Zweig von jenem Baum giebt ihm das Leben wieder,
Doch giebt er Tod auch jedem, der ihn bricht.

Chor der Mädchen und Bucklichen.

Tod jedem, der ihn bricht?
Wir wollen leben, wir nah'n ihm nicht!

Marko.

Der Baum mag seine Zweige haben,
Wir woll'n den jungen Herrn begraben.

Lucie,

sie ist bei der Mutter letzten Worten aus ihrer Erstarrung erwacht, und mit gespannter Aufmerksamkeit näher getreten.

O Himmelswonne, die dein Mund mir spricht!
Er lebe! er lebe! ich zaud're nicht! —

Sie will auf den Baum zulaufen.

Florinde.

Halt ein! halt ein!
Ein sichrer Tod ist dein!
Hör' deiner Mutter mahnendes Wort!
Auf, tragt den Todten fort!

Chor.

Halt ein! halt ein!
Hör' auf der Mutter Wort,
Wir tragen den Todten fort.

Lucie.

Nein! nein! nein!
Der Todte ist mein!
Ich will ihn retten,
Durch mein Verderben,
Will ihn erwachen sehn,
Und für ihn sterben.

Florinde und Chor.

Halt ein! halt ein!

Lucie.

Nein! nein! nein!

Sie eilt auf den Baum zu und berührt ihn. Blitz und Donner! — Der Baum öffnet sich, und heraus tritt ein Genius mit einem Zweige in der Hand, nähert sich Sylvio und berührt ihn. Sylvio erwacht langsam.

Genius.

Erwache!
Die wahre Liebe wandelt Tod in Leben!
Des Daseyns Räthsel lösen sich durch sie:
Erfüllung hat sie dem Orakelspruch gegeben!

Zu Sylvio und Lucien, welche zu einander hineilen.

Seyd glücklich!

Zu Florinden.

Führe sie getrost ins Leben.
Der wahren Liebe raubt die Welt die Unschuld nie!

Lucie und Sylvio eilen zu Florindens Füßen, die sie lieberdoll aufhebt und ihre Hände vereinigt.

Chor der Mädchen und Bucklichen.

Heil! Heil! Heil! der Liebe!
Erfüllt ist der Orakelspruch durch sie.

Florinde.

Seyd mir gesegnet, meine Kinder!
Es blühet nun in Eurem Glück
Mein längst verlornes Glück mir wieder,
Und meine Jugend kehrt zurück.

Chor.

Heil! Heil! Heil! der Liebe!
Sie führt den Lenz in jede Brust zurück.

Marko,

vor dem Genius auf die Kniee fallend.

Großmächtigster!
Allbeglückender!
Soll ich allein nur klagen?
Soll denn bei diesem Fest
Mein Herz nur einsam schlagen,
Und ewig den Protest
Ich auf dem Rücken tragen?

Genius.

Wohlan! Du sollst nicht länger einsam klagen!
Ein Herz, das liebt, ist ewig jung und schön.

Er berührt ihn mit dem Zweige, Marko verwandelt sich in einen Jüngling.

Chor der Bucklichen,

ebenfalls vor dem Genius kniend.

Woll' auf uns auch gnädig blicken,
Nimm' die Berg' uns von dem Rücken.

Genius.

Wohlan, es soll heut Niemand traurig stehn!

Er berührt auch sie mit dem Zweige, worauf auch sie sich alle in schöne Jünglinge verwandeln.

Marko und Chor der Verwandelten.

Heil! Heil! Heil!
Die Puppe ist zersprungen,
Der Schmetterling hervorgedrungen,
Laß uns Euch freundlich nahn,
Nehmt uns zu Dienern an!

Chor der Mädchen.

So mögen wir Euch leiden,
Und nehmen nun mit Freuden
Euch hier zu Dienern an.

Sie vereinigen sich. Marko und Rosa stellen sich in den Vorgrund: die andern bilden paarweise einen Halbzirkel nach dem Hintergrunde.

Chor.

Heil! Heil! Heil! der Liebe!
Die, was ihr naht, beglückt.

Lucie.

Von Schrecken rings umgeben
Umfing uns Todesnacht!
Doch aus dem Tod hat Leben
Die Liebe angefacht.

Sylvio.

Du hast Geliebte für mein Leben
Zum Opfer dich gebracht.
Drum sey es ganz dir hingegeben,
Die neu es angefacht.

Florinde.

Der Schwermuth hingegeben,
Umfing mich rings die Nacht.
Doch Ihr versöhnt mich mit dem Leben,
Und heitrer Himmel lacht.

Marko.

An Blüthen leer war mir das Leben,
Nun hat der Liebe Macht
Noch Blüthen dürrem Stamm gegeben,
Den Alten jung gemacht.

Rosa.

Noch in der Knospe lag mein Leben,
Nun hat der Liebe Macht
Gar warmen Frühlingstag gegeben,
Und blühend ist's erwacht.

Chor Aller.

Heil! Heil! Heil! der Liebe!
Durch sie sproßt aus dem Tod das Leben
Und Tag wird aus der Nacht.

Haushahn und Paradiesvogel

oder

die Gebirgsreise.

Ein Mährchen.

1813.

Erstes Kapitel.

„Ich glaube gar, Caroline, du schläfst ein!“ rief der Professor.

„Ach nein,“ gähnte seine Frau, ich mach' nur die Augen zu: hört sich so besser. Immer weiter! Es klingt recht schön.“

Der Professor las weiter:

„Da hatte der Verstand noch nicht geschieden,
Was ewig eins aus einem Urquell stammt;
Da war noch zwischen Kopf und Herzen Frieden,
Kein Trieb der Brust vor dem Gesetz verdammt;
Verstanden wurde noch die Schrift hienieden,
Die goldnen Züges durch den Aether flammt;
Es nahmten Mensch und Engel sich Genossen,
Und Welt und Himmel war in eins verflossen.“

Auf dem Hofe draußen fingen die Hühner an zu gackern. Die Professorin stand auf und lief schnell hinaus, und als sie zurückkehrte, reichte sie ihm das weiße Ei in der weißen Hand entgegen. „Noch ganz warm!“ rief sie.

„Wenn dein Paradiesvogel noch solche Eier legte!“

Der Professor jedoch antwortete nicht darauf, sondern sah sie unwillig von der Seite an und fuhr fort:

„Doch als der Welt die Sünde ward geboren,
Brennt' aus dem Leben wilder Streit hervor;
Selbst wider sich und die Natur verschworen,
Häuft Götzen sich's aus Erdenkoth empor,
Und im Geräusch des Marktes schnell verloren,
Verhallt die ew'ge Harmonie dem Ohr;
Zerbrochen ist die goldne Himmelsleiter:
Kein Engel naht dem Menschen als Begleiter!

Nur in der Dichtung dunkelklaren Träumen
Blüht seine Ahnung jener alten Zeit,
Nur in der Töne Kinderlallen keimen
Verlorne Laute der Unendlichkeit,
Und nieder steigt, gesandt aus Himmelsräumen
Vom Vater, der zum Mittler sie geweiht,
Die Liebe steigt herab den Erdenföhnen,
Das Leben mit dem Himmel zu versöhnen.

Hier wurde der Professor von neuem durch einen gräulichen Lärm unterbrochen, der sich kreischend, flatternd, krähend und klappernd in dem Nebenzimmer erhob. Sehr erzürnt sprang er auf;

Karoline folgte ihm. Welcher Anblick, als er die Thür öffnete! Den Hanshahn, der wahrscheinlich der Professorin nachgelaufen war, jagte seinen Paradiesvogel — er war ein Geschenk von einem aus Indien zurückkehrenden Jugendfreunde, und der Professor hielt ihn als eine große Seltenheit sehr hoch — Der Hahn jagte den Paradiesvogel mit hartnäckiger Wuth in dem Zimmer umher. Der Gehetzte, dem die Professorin heimlich vor kurzem erst die Flügel verschnitten, flatterte ängstlich von Tisch zu Tisch und kehrte dabei mit den zwei langen Schwanzfedern alles, was sich darauf befand, an die Erde.

Der Professor stand erst eine Weile in sprachloser Erstarrung, dann aber ergriff er eine Elle, die ihm just zur Hand lag, und setzte dem Hanshahn im höchsten Zorne nach. Seine Frau, nun ebenfalls für ihren Liebling besorgt, folgte ihm auf dem Fuße. „Mein Vogel!“ schrie er, „Mein Hahn!“ schrie sie. Bei dieser Jagd geriethen der Paradiesvogel unter die Tassen, die auf den Kommode standen, und die Professorin schrie noch lauter, bald: „Meine Tassen!“ bald: Mein Hahn!“ Der letztere aber benutzte den Waffenstillstand, welchen die fallenden Tassen seinem Feinde abdrangen, um die Höhe eines großen Kleiderspindes zu

gewandt, von wo er, trotzig mit den Flügeln schlagend, sein Siegesgeschrei auf den Professor herabschrie. Dieser griff nach seinem Vogel und brachte ihn schleunig in den Bauer zurück, woraus er entschlüpft war. Er warf dabei grimmige Blicke nach dem Hahn hinauf und fluchte ein wenig, aber ganz leise, denn je öfter er zugleich nach dem Unglück hinschaute, welches an der Erde, und nach seiner Frau, die daneben auf den Knieen lag, in stiller Hast die Scherben auflesend, desto beträchtlicher kühlte sein Zorn sich ab und schwand zusammen.

„Noch heute soll mir das verwünschte Thier aus dem Hause!“ rief die Professorin endlich und stand auf.

Der Professor stellte sich, mit einiger Beängstigkeit, aber doch entschlossen vor die Thür des Vogelbauers.

„Was hab' ich davon? Nichts als Schulden!“ fuhr sie fort. „Das ganze unnütze Vieh ist nicht so viel werth, als die Tassen, die er mir wieder zerbrochen hat!“

„Zehntausend Thaler bezahlen mir ihn nicht!“ entgegnete der Professor gelassen. — Sie lachte laut auf: „Zehntausend Thaler! Für einen hätte ich ihn längst verkauft, wenn sich nur ein Käufer

dazu finden wollte. Schämen sollte du dich, solche unnütze Brodesser zu unterhalten, während wir kaum selbst das tägliche Brod haben! Kein Mensch will mehr deine Kollegia besuchen und —“

„Laß gut seyn, mein Kind,“ unterbrach er sie schnell, „die Sammlung meiner Gedichte liegt fertig im Manuscript. Nur das, wovon ich dir eben ein Bruchstück vorgelesen, soll noch hinzu. Sie werden und müssen Aufsehen erregen, und wir sind geborgen. Wenn ich nur erst einen Verleger dazu habe!

„Den wirst du nimmer finden! Ja, wenn der Buchhändler das Gold ausmünzen könnte, womit du in deinen Gedichten so freigebig bist, dann wär' er freilich ein gemachter Mann; aber wer wird solche Makulatur kaufen wollen? Welcher Mensch liest heutzutage Gedichte?“

Der Professor hob den Kopf und blickte sie von der Seite an. „Makulatur!“ rief er, Makulatur!“ und die helle Gluth überlief sein Gesicht. „Doch wie möchte ich mit dir mich streiten! Seitdem unser Kind verloren ging, haben wir uns nie verstanden, und in entgegengesetzter Polarität weicht unser ganzes Leben auseinander.“

Er wollte mit diesen Worten stolz aus dem Zimmer schreiten, als die Thür sich öffnete und der

Kammerrath Aber, ihr Nachbar, hereintritt. — „Ei, ei,“ sprach er bedenklich, nachdem er Kurvinen die Hand geküßt, „rothe Gesichter, Zornfalten zwischen den Augenbraunen, beklemmter Athem! Was gibts? Gott Hymen hat wieder einmal eins von seinen beliebten Pechkränzeln in die Wirthschaft geworfen? Das ganze Haus in Flammen? Wir wollen löschen; bringen gute Nachricht:“

„Die müßte vom Himmel fallen!“ sagte die Professorin. „Auf Erden wächst das Kraut nicht mehr für uns.“

„Der erste Theil kommt auch gerade vom Himmel,“ erwiederte der Kammerrath, „denn der liebe Gott hat unsern alten Professor der Geschichte diesen Morgen zu sich gerufen: der zweite Theil aber kommt wenigstens von oben, denn der Minister ist heute hier angelangt. Sie müssen nun, Werthgeschätzter, gleich morgen in aller Frühe ihm Ihre Aufwartung machen und ihn, als Kuratoren der Universität, um die erledigte Professur submissest angehen.“

Der Professor erblaßte. „Also meinen sie wirklich, werther Freund — daß ich — zum Minister —“

„Allerdings meine ich!“ rief jener. „Schnallenschuhe, seidne Strümpfe, Haarbeutel, Chapeaubas! Ich habe durch die dritte Hand schon wacker vor-

wohlen lassen: die Stelle kann Ihnen nicht entgehen."

Der Professor lief, während jener redete, ängstlich mit großen Schritten im Zimmer hin und wieder. „Welchen Dank sind wir Ihnen schuldig!" sprach Caroline. Der Kammerrath ergriff mit einem langen, Dank begehrenden Blick ihre Hand, und wollte sie zärtlich an seinen Mund ziehen; da schob sich plötzlich der Professor zwischen beide, drängte den Kammerrath von Karolinen hinweg, indem er ihn hastig, fast grimmig umarmte, und mit einem Tone, als sprächer: hole dich der Teufel! wiederholte er: „Welchen Dank sind wir Ihnen schuldig!"

Zweites Kapitel.

Ein Fremder wurde gemeldet, der den Herrn Professor zu sprechen begehre.

Beinahe hätte Karoline laut aufgelacht, als die seltsame, kurze Figur auf ihren merklich ausgeschweiften, dünnen Beinen den ungehouern Kopf ins Zimmer trug und, dem Professor einen Brief von einem Freunde in Upsal überreichend, sich mit rauher Stimme als Doctor Schachtheimer vorstellte.

Sie wußte sich schnell abzuwenden und nach dem Fenster gehen; der kleine Doctor aber folgte ihr, begrüßte sie freundlich und bat, ein Paar Handschuhe von Asbest, als eine aus Schweden mitgebrachte Seltenheit, von ihm huldreichst anzunehmen. Dabei bemerkte sie, daß ihm mehrere kostbare Ringe an den kurzen dicken Fingern funkelten, auch machten die hohen Knöpfe auf seinem erdfarbenen Kleide von massivem Golde seyn.

Nachdem der Professor den Brief gelesen, näherte er sich dem Fremden mit sichtbarem Respekt, denselben ersuchend, sowohl über ihn selbst, als über alles, was in seinem Vermögen stehe, ganz nach Belieben zu schalten und zu walten.

Man setzte sich; das Gespräch wurde allgemein; der Fremde wußte es durch manche treffende Bemerkung und witzige Anekdote zu beleben. Als er sah, daß Caroline Anstalten zum Thee machte, bat er um Erlaubniß, mit einem Fläschchen ächten Jamaika-Rum von ganz besonderer Tugend aufwarten zu dürfen, den er, selbst kürzlich aus Westindien mitgebracht; und indem er seine Worte anbrachte, war er bemüht dasselbe hervorzulangen, welches aber nur nach Beseitigung verschiedener Pflanzenbündel, Mineralien und einiger todten Feldmäuse und Frösche geschehen konnte, die sämmtlich in

seinen genäumigen Taschen Quartier gefunden hatten. „Meine heutige Jagdbeute!“ lächelte er: „Man hat jederzeit sein Steckenpferd. Allenweile stehe ich auf der vergleichenden Anatomie.“ — Der Hahn auf dem Kleiderschrank fing hier laut an zu krähen; der Paradiesvogel bewegte sich unruhig in seinem Bauer und schrillte auf eine sonderbare Art. — Endlich kam das Fläschchen zum Vorschein, aus dem reinsten Bergkrystall sauber geschliffen. Die Professorin setzte das Theegeschirr auf den Tisch, nicht ohne einen zornigen Blick nach dem Paradiesvogel hinzusenden, welchen der Professor mit einem gleichen nach dem Hahn hinauf erwiederte. Der Geist des Jamaikaners, aus den dampfenden Tassen emporsteigend, verbreitete den lieblichsten Wohlgeruch. Der Doctor hatte nicht zuviel zu seinem Lobe gesagt. Mild erwärmend und erquickend ging er, ein wahrer Lebensgeist, durch alle Adern, und setzte alle Nerven in die behaglichste Spannung. Der Kammerrath schwor, solchen Thee habe er nimmer getrunken, und rückte näher an seine schöne Nachbarin. Der Professor fing an, wenn das Gespräch die Gelegenheit herbeiführte, passende Stellen aus seinen Gedichten zu recitiren; Caroline trällerte mitunter leise ein: „Blühe liebes Veilchen“: oder „Weinet nicht, es ist vergebens“

dortin, und der kleine Doctor wußte noch durch manchen Scherz, den er dazwischen warf, durch Erzählung seltsamer, ja wunderbarer Dinge und Begebenheiten, die er bald in Amerika und bald in Asien, bald in Egypten und bald in Lappland, selbst gesehen und erlebt haben wollte, die allgemeine Behaglichkeit immer höher zu steigern.

„Ei tausend!“ rief der Kammerrath. „Sie haben ja die ganze Welt durchlaufen. Und cui bono? quem ad finem? wenn man fragen darf? Haben Sie denn nun wirklich etwas gefunden, was all' der Mühen und Strapatzen werth wäre?“

„Suchen und nicht finden!“ sagte der Professor. „Das ist das Motto unsers Erdenlebens.“

Der Doctor schwieg einen Augenblick.

„Wenn man“ hub er dann an „wenn man das irdische Leben sich immer nur in Beziehung auf ein höheres überirdisches denkt, wenn man der Fantasie erlaubt zum Staube zu sagen: Stehe auf und wandle! worauf er allerdings nicht hören will, und auf den Leib schilt, daß ihm keine Flügel gewachsen sind, wovor er nicht kann, dann haben Sie freilich recht: Suchen und nimmer finden! Denn die goldne Himmelsleiter ist längst zerbrochen, keine Engel steigen mehr auf und nieder, im Geräusch des Irdischen verhallt die ewige Harmonie, und in

immer regem Streit mit dem Leben, in nimmer ruhender Sehnsucht verzehrt sich des Menschen Herz.“

Die Professorin scheute ihren Mann lächelnd von der Seite an; dieser rückte, ein wenig betroffen, da er fast seine eigenen Worte wiederhörte, den Stuhl näher zum Tisch und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Doctor fuhr fort: „Der Mensch aber, welcher verständig besonnen, die Grenzsteine anerkennend, die ihm überall gesetzt sind, sich und all' sein Wollen und Thun auf die Erde beschränkt, die ihn geboren und erzogen, ein Solcher dürfte wohl der Hoffnung leben, daß seinem ernstlichen Suchen auch diesseits noch ein Finden blühen müsse, und ganz eigentlich das Sprüchlein: „wolle nur, so kannst du auch,“ als Motto vor sein Leben setzen. — Antäus gewinnt immer neue Kraft durch die Berührung der Mutter Erde, und nur indem seine Füße den Boden nicht fassen, hoch in den Lüften schwebend, kann sein Feind ihn tödten.“

Ein seltsames Feuer loderte bei diesen Worten in seinen tiefliegenden Augen auf, so daß die Professorin seinen Blick nicht ertragen konnte. Indem sie aber sich von ihm wendete, kam ihr das Crystallfläschchen zu Gesicht; sie bemerkte, daß sein In-

hatt, trotz allem fließenden Zuspruch, sich immer noch nicht verringern zu wollen schien, und ein dumpfes Grauen wandelte sie an vor dem unbekannten Gaste.

„Auch ich hoffe zu finden, was ich so lange suchte," hub dieser von neuem an „ja ich denke dem Ziel meines Strebens ganz nahe zu seyn. Nicht umsonst bin ich zu euch gekommen!"

„Ei sagen Sie doch!" rief der Kammerrath. „Vielleicht ein verborgener Schatz! Bei uns? Wo? Wie? O ich bitte Sie, Werther, sprechen Sie! Lassen Sie uns auch daran Theil nehmen! Die Zeiten sind gar zu schlecht, die Bedürfnisse wachsen einem stets höher an den Hals. Sprechen Sie, Theuerster!"

Der Doctor sprang auf: „Seht ihr dort, dort," rief er — die andern wandten schnell die Köpfe nach dem Fenster, wohin er zeigte, aber sie sahen nichts als die pechfinstre Nacht draussen. „Seht ihr" fuhr jener begeistert fort, „seht ihr der Berge fernen Zug, der dort am Horizont die blauen Wellen schlägt? Dorthin! Dorthin geht mein Weg! Vor euerm flachen Lande ekelt mir! Die Berge ziehen mich an mit Liebesarmen. Dorthin! Hinein! Hinab!" Er schwieg und warf sich in den Lehnstuhl zurück. Dem Kammerrath wurde ein wenig bange vor dem Begeisterten; der Professor fühlte sich im

Innerstand wunderbar angeregt. Keiner sprach, und nicht unterbrach die allgemeine Stille, als das Knistern der beiden Kerzen auf dem Tische.

„Ihr armen Menschlein“ begann der Doctor endlich wieder mit ruhigerer Stimme, „ihr Armseligen, denen die Berge nichts weiter sind, als Futterraufen für eure Kühe, Kräuterkasten für eure Apotheken, oder, falls ihr zur eleganten Welt gehört, Belvederes und Landschaftshintergründe für euern Augenblick geschaffen, wenn's hoch kommt, seltsame, mitunter etwas beschwerliche Launen der Natur! Wehet auch einmal einen von dem Besten unter euch den Athem des Berggeistes aus den dumpfen Klüften mit geheimnißvollen Schauern an, so weiß er nicht, was er mit seinem Gefühl anfangen soll, und möchte sich in der Verlegenheit lieber gleich darauf setzen, um mit ihm gen Himmel zu reiten. Aber nicht hinaufwärts zieht dich die unbekannte Sehnsucht, hinabwärts ruft sie dich in den Schooß der Berge, tief in den Schooß der Erde. Wie ist's der liebenden Mutter leise Stimme, die den Sohn in ihre Arme lockt.“

Er holte seine Brieftasche hervor und blätterte suchend darin. „In mancherlei halb verklungenen und oft entstellten Sagen hat sich eine Ahnung der geheimnißvollen Natur der Berge erhalten. Auch

von dem Gebirge hier in eurer Nähe scheint eine solche wenigstens bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts hineingeklungen zu haben; jetzt aber ist sie gänzlich verschollen. In einem alten Manuscript, welches in der Bibliothek eines aufgehobenen Klosters gefunden ward, entdeckte ich ein merkwürdiges, darauf Bezug habendes Bruchstück aus einer Reisebeschreibung. Ich will es euch vorlesen, wenn ihr es hören wollt."

Der Professor bezeigte sein Verlangen darnach, Caroline verwahrte sich nur gegen alle Gespenstergeschichten, der Kammerrath stimmte ihr bei, indem er einige Worte zum Lobe der Aufklärung fallen ließ, und bat sich noch eine Tasse Thee aus. Mit feierlichem Ernst zog der Doctor ein beschriebenes Papier aus der Brieftasche, entfaltete es, und hob an zu lesen:

Drittes Kapitel.

„— — — So man nun immer weiter dem Fluß aufwärts entgegenzieht, erhebt sich allgemach das Land umher in runden Hügeln und waldigen Bergen, die immer höher und höher heranwachsen, bis endlich einer mit seinem Gipfel alle andere überragt, wie ein König die Gaue umher beherrs

sehend. Und will es unser einem, der Zeitlebens nichts gesehen, als das flache Land und die weite See, gar wunderlich zumuthen in diesem Gebränge, ja es wandelt einem im Anfang oft ein Bangen und ein Grausen an, man weiß nicht wo warum. Jedoch mag ich wohl sagen, wenn ich von einer Anhöhe auf die Berge hingeschaut, so sich grau in der Weite, grün in der Nähe zeigten, wozwischen die Wälder, Gründe und Thäler, mit Sonnenschein und Schatten, blau, gelb und dunkelfarbig dahinliefen, ist es mir jedesmal recht frei und herrlich im Gemüthe worden, es hat mir oft geschienen, als ob das ganze Land sich jauchzend und springend erheben wolle, und ich war voll Andacht.

Von diesem Gebirge nun hat mir ein gelahrter Mönch, mit dem ich oft und viel verkehret, einsts mals, da die Rede darauf gekommen, eine Historie oder ein Mährlein erzählt, welches ich mir, ob seiner Seltsamkeit, wohl gemerkt und bald darauf zu Papier gebracht habe.

Vor tausend und tausend und aber tausend Jahren — sprach er — war dieses Land von einem andern und bessern Menschengeschlechte bewohnt, so von der Erde selbst erzeugt sind und aus ihr aufgesprossen. Und weil die Erde damals noch in ihrer Jugend war, und überfloß von der Zeugungskraft,

die der Herr in sie gelegt, kam es, daß dieses Geschlecht sich von wundersamer Schönheit und Stärke erwies, und von der Mutter Erde hoch auf zum Himmel, als zu seinem Vater, emporragte, also daß es uns Zwergleim zu jetziger Zeit wohl ein Volk von übermächtigen und ungeheuren Riesen bedünken möchte.

Alles was die Menschen heut zu Tage nur nach und nach mit sauerm Fleiß, schwerer Arbeit und mühseliger Rechnung herausgebracht, abgetheilt und in einzelne Kästlein aufgestapelt, so sie Wissenschaften nennen, der Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, die Gestalt, Bewegung und Beschaffenheit der Erde, sammt andern göttlichen und menschlichen Dingen, alles das war jenem Urgeschlecht wohl bekannt und gegenwärtig; allein sie hatten es nicht erlernt noch erworben, es war ihnen angeboren; sie wußten es, weil sie da waren, sie wußten es, weil sie lebten. Auch regierte kein Streit zwischen dem göttlichen Gesetz, das ihnen vom Himmel stammte, und dem irdischen Verlangen in der aus Erd' und Leimen geformten Brust, und sie lebten darum auch unter einander in Frieden und kindlicher Eintracht. Der Krieg hatte sein blutiges Panner noch nicht aufgesteckt auf der jungfräulichen Erde; der König war nicht als der Treiber

einer wilden Horde, sondern als der Vater einer friedlichen Familie anzuschauen; die große Fruchtbarkeit des Bodens gab ungezwungen jeglichem, was er zu seines Lebens Nahrung und Gedeihen brauchte, und keinem Gaumen gelüstete nach dem Fleisch der Thiere. Und also lebte dies Geschlecht, und trieb sein Wesen wohl manches Hundert Jahre.

„Schön! trefflich!“ rief der Professor. Der Doctor nickte mit dem Kopf und fuhr fort:

„Wie nun aber auf dieser Welt, als welcher selbsten keine Ewigkeit zugemessen ward, Alles des Wechsels Unterthan und Leibeigner ist, so konnte auch dieser glückselige Zustand nicht immerdar bestehen. Und den allerersten Anstoß zur Veränderung sollen die Weiber gegeben haben, in welche durch den Willen des Herrn, so zu sagen, der Sauerteig des Menschengeschlechts gelegt zu seyn scheint, der das Gute gleichwie das Böse in selbigem erst zur Gährung, Entwickelung und vollkommenen Gestaltung bringt.

„Ei, ei!“ rief der Kammerrath, „der alte Herr ist nicht galant!“ — „Und doch,“ sprach Caroline, „möcht' ich im Namen meines Geschlechts mich für das Compliment bedanken, wenn der Sauerteig nur nicht so höllisch klänge.“

Der Doctor verzog sein wunderliches Gesicht auf eine so wunderliche Art, daß man nicht wußte, ob er lachen oder weinen wollte, und las weiter:

„So ging denn nunmehro thörichte Unzufriedenheit mit dem Alten und Guten, und unruhiges Begehr nach Neuem und Besserem, schnöde Verachtung ursprünglicher Einfalt und unfriedliches Streben nach eitlem Gute in allen Gemüthern allmählig auf. Der Eigennutz nahm seine Wohnstatt unter ihnen, und ließ sein Gefolge, Neid, Habsucht und Unverträglichkeit, nicht dahinten. Dem Bösen aber ist es eigen, daß es gleich einem wuchernden Unkraut, wenn es einmal Wurzel geschlagen, überall um sich greift, den Samen des Guten erstickt, wo er sich findet, und niemals stehen oder stocken bleibt, sondern immerfort wächst und treibt und in die Höhe schießt, sich selbst befruchtend bis ins Unendliche. Und darum geschah es auch, daß dieses Volk von geringem Anfang in kurzer Zeit zu völliger Verderbniß fortgeschritten, im Laster tief versunken war, und sich in allen schändlichen Lüsten wälzte.

Da erschien endlich der Herr in einem Traumgesicht dem Könige, der allein unter seinem Volke sich rein erhalten hatte von der Sünde, und sprach zu ihm: Dein Geschlecht ist reif zur Erndte; es soll verschwinden von der Erde, und einem andern Platz

machen. Und wenn der letzte deines Volks gefallen ist unter der Sichel, dann sollst auch du dich nieder legen zum langen Schlafe. Es wird aber eine Zeit kommen, da dieses Land nach manchem Wechsel ein weiseres und glückliches Geschlecht bewohnt, das sein Glück durch mancherlei Noth und Trübsal erkauft und seine Weisheit aus Irrthum und Verderbniß erbeutet hat. Dann soll meine Stimme dich erwecken, und du sollst dich aufrichten aus deinem Grabe, noch einmal diese Fluren schauen und dann auf ewig eingehen in mein Reich.

Als nun der König diese Worte vernommen, erwachte er und sprach: Herr, dein Wille geschehe! Darauf verhüllte er sein Haupt vor Betrübniß. — Und es geschah also wie der Herr gesprochen. Denn er schickte ein Sterben unter das Volk, das Jung und Alt darnieder schlug. Auf dem Fleck aber, wo einen des Todes Hand getroffen, da begruben ihn die andern alsogleich, trugen Erd' und Steine von dem nächsten großen Gebirge herbei und wälzten mächtige Felsen über einander, so daß bald das ganze Land umher voll Grabhügel ward, groß und klein, jenachdem sie Alt oder Jung, Vornehm oder Gering bedeckten. Und als nun endlich auch den Söhnen und Töchtern des alten Königs ihr Stündlein kommen war, wölbte das Volk ihre Gräber

gleichermaßen, und der alte König ließ auch sich und seinem Weibe das Grab bereiten mitten unter seinen Kindern, und das Volk thürmte einen gewaltigen Berg auf über den Gewölben.

Als dieses geschehen, ward es allgemach immer stiller und einsamer im Lande und um den alten König her; denn der Tod rührte sich mächtig und eilte mit seiner Erndte, bis daß endlich niemand, niemand mehr um ihn war, als sein Weib. Und da auch diese bald darauf die Augen geschlossen, trug er sie schweigend auf seinen Armen in ihr Grab und verwahrte den Eingang. Hierauf aber stieg er langsam auf die Höhe des Berges. Dort schauete er um sich und sah das Land, so weit sein Auge reichte, voll von den Gräbern seines Volks und seiner Lieben. Die Sonne, die eben zu Küste ging, schien freundlich auf die Hügel; seine Brust ward voll Leides, und seine Blicke löschten aus in Thränen.

Wie er nun aber so des Vergangenen gedachte, stand alles so klar und lebendig vor seinem Geiste, daß es ihm mit einemmale däuchte, er habe nur in einem bösen Traum gelegen, und seine Kinder seyen nur weggegangen und müßten jetzo wiederkommen, und er rief: „meine Kinder, meine Kinder, wo seyd ihr, daß ich euch segne?“ und horchte lange,

ob er nicht ihre Stimme vernähme oder das Geräusch ihrer Tritte. Aber kein Laut des Lebens kam zu ihm herauf aus der Gräberwüste, die Sonne ging unter, der Nachtwind strich kühl und feucht an ihm vorüber und raschelte in den dürren, sparsamen Halmen neben ihm. Da senkte er sein Haupt zur Erde, fiel auf die Kniee nieder und verharrte lange also in Schweigen und Gebet. Dann aber erhob er sich, ging hinunter, wo der Eingang zu seinem Grabe war, trug alle seine Schätze und die Schriftrollen, auf welchen er die Geschichte seines Volks und einen Inbegriff seiner höhern Wissenschaft verzeichnet, in das Gewölbe, schritt dann freudig selbst hinein, und als er den Eingang von innen mit großen Felsstücken wohl verwahrt und versetzt hatte, legte er sich in dem stillen Kämmerlein zur Ruhe und entschlief.

Der Herr sandte darauf eine große Wasserfluth, die jegliche Spur wegtilgte von dem gewesenen Geschlechte. Doch als die Wasser sich wiederum verlaufen, lockte die Sonne neue Keime aus dem Boden, neue Kräuter wuchsen auf den Bergen, neue Blumen in den Gründen, neue Bäume streckten ihre grünen Kronen in die Lüfte, und überall war neues Leben. Da kam nun auch ein neues Geschlecht von Menschen, dem alten keineswegs ver-

gleichlich weder an Größe, noch an Kraft, noch an Wissen; und die Zwerglein siedelten sich lustig an auf den Riesengräbern, führten den Pflug darüber, wo sie konnten, und klebten ihre Häuslein daran. Eine dunkle Sage aber erhielt sich unter ihnen von den alten Bewohnern, so daß sie noch heutigen Tages von den Riesen sprechen, die unter ihren Bergen begraben liegen.

Seit dem sind nun tausend und tausend und aber tausend Jahre vergangen, Noth und Trübsal, Irrthum und Verderbniß sind oftmals dagewesen, ja sie hausiren alltäglich unter uns: das Glück und die Weisheit aber haben sich noch nicht zeigen wollen, und der alte König schläft noch immer."

Der Doctor legte sein Papier zusammen und sah schweigend vor sich nieder. Auch bei den andern ward kein Wort laut; jeder nach seiner Art, beschäftigten sich alle im Stillen mit dem eben Vernommenen.

„Ich merke wohl, ich verstehe!" begann endlich der Kammerrath. „Der alte König soll das Gold bedeuten, den wahren König und Herrn der Welt, und das ganze Mährchen will sagen, daß in unserm Gebirge ein ungeheurer Schatz desselben versteckt liege."

„Ein Schatz," rief der Doctor, „ja wohl ein

Schatz, wie ihn euer Verstand, ihr armen Menschlein, weder in seinem Wesen noch in seiner Größe zu fassen vermag! Die Wissenschaft aller irdischen Dinge, die Kenntniß selbst des Verborgensten, das ächte, eigentliche Salz der Erde, und vor Allem der Karfunkelring, in welchem das wahre Geheimniß der Welt, der Zaum und Zügel der wider einander streitenden Erd- und Himmelskräfte verwahrt ist — —"

„Karfunkel, Karfunkelring!" unterbrach ihn der Kammerrath kopfschüttelnd mit einem feinen Lächeln. „Wie kommen Sie auf den Karfunkel, Theuerster? Das ist ein anrüchtiges Wort, womit man sich heut zu Tage nur lächerlich macht. Erzählen Sie uns lieber etwas von den veritablen Schätzen des alten Königs. Es spricht sich schon angenehm von Silberbarren, Goldstangen und Juwelen."

„Ach!" seufzte Caroline, die lange still in sich versunken da gesessen hatte, „könnt' er mir nur mein verlornes Kind zurückgeben, ich begehrte nichts von allen seinen Schätzen, so arm ich auch bin."

Der Professor reichte ihr seine Hand über den Tisch hinüber. Sie sah ihn an und sprach: „Du bist doch allein Schuld an seinem Verluste." Der Professor zog schnell seine Hand zurück. „Hättest du nicht damals," fuhr sie mit weichem Tone fort,

und die Thränen ſtänden ihr dabei in den Augen, „hätteſt du nicht ohne Haarbeutel zum Graf Auer gehn wollen, der zu der Zeit dein Glück machen konnte, ſo hätte ich — es ſind nun gerade drei Jahr! — im Waltherſchen Garten nicht mit dir gezankt; hätte ich nicht mit dir gezankt, ſo wäre unſer Theodor nicht unbemerkt aus der Laube gelaufen; und wäre er nicht aus der Laube gelaufen, ſo hätten wir ihn nicht verloren!“

„Verloren iſt verloren! Sie müſſen nicht mehr daran denken,“ ſagte der Kammerrath.

Unwillig rief der Profeſſor: „Dann wäre er ja in der That für uns geſtorben, während er jetzt wenigſtens in unſrer Trauer, Sehnſucht und leiſen Hoffnung uns noch lebt!“

„Verloren,“ begann der Doctor, verloren iſt nichts, was man nicht ſelbſt aufgiebt. Er lebt! ich ſag' es euch: der Knabe lebt!“

Der Profeſſor ſtarrte ihn an; Caroline wollte reden, allein vor dem Blick, den der Doctor auf ſie warf, erſtarb das Wort auf ihren Lippen. —

„Wäre es möglich,“ fing der Profeſſor endlich an, „hatten Sie vielleicht wirklich — —?“ Jener unterbrach ihn: „Nun, es iſt wahrſcheinlich, daß er noch lebt. Ihr müßt den alten König darum fragen.“

Mit diesen Worten stand er auf und griff nach seinem Hut.

„Erlauben Sie aber,“ rief der Kammerrath, „Sie haben die Hauptsache vergessen, werthester Freund. Auf welche Art gelangt man zu dem alten König?“

Der Doctor sah ihn seltsam lächelnd von der Seite an: „Suchet, so werdet ihr finden. Wolle nur, so kannst du auch. Gute Nacht. Ich habe noch Geschäfte. Auf Wiedersehen!“ Er neigte sich gegen die Professorin und ging schnell zur Thüre hinaus; der Kammerrath aber lief hinter ihm her und bestand darauf, ihn bis an den goldnen Löwen zu geleiten.

„Nun, was denkst du von unserm seltsamen Gaste?“ hob Caroline an, als beide fort waren.

„Was ich denke, darf ich dir nicht sagen,“ entgegnete der Professor. „Du verstehst mich nicht.“

„Ach, rief jene, „diesmal verstehe ich dich sicherlich, und bin ganz deiner Meinung.“

„Meiner Meinung? Und welcher?“ fragte der Professor.

„Nun, hab' ich nicht etwa eben so gut wie du die unheimlichen Irrlichtsflammen bemerkt, die er manchmal aus den grünen Augen schoß? und das

Fläschchen, das gar nicht leer werden wollte, so fleißig ihr auch zuspracht?“

Sie ging mit diesen Worten nach dem Tische, und sah sich danach um, allein das Krystallfläschchen war verschwunden, und doch hatte, wie sie gewiß wußte, der kleine Doctor es nicht wieder eingesteckt.

„Da haben wir's ja!“ rief sie. „Mir kam gleich ein Grauen an, als er die todten Mäuse und Frösche auspackte. Wer schon solche brodlose Künste treibt——! und Verse mag er wohl auch machen!„

Aergerlich sprach der Professor: „Es ist ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen und ganz besondern Gaben, wie mir der Freund aus Upsal schreibt, und wenn er obendrein Dichter wäre — das heißt ein guter, denn ein schlechter ist keiner — so hätte ihm der liebe Gott nur noch eine Himmelsgabe mehr, den Blumenkranz zu dem Fruchtkranze verliehen!“

„Wohl!“ unterbrach ihn Caroline schnell, denn sie sah schon eine weitere Ausführung des beliebten Themas auf seinen Lippen sitzen — „mag er seyn, wer er will! Wenn er nur sonst die Wahrheit gesprochen hätte, daß unser Theodor noch lebt. — Ach! dem Teufel selbst könnte ich um den Hals fallen, der mir Nachricht brächte von meinem Kinde.“

Schnell versöhnt faßte der Professor die Hand seiner Frau; der Wächter draußen meldete die zehnte Stunde an, und nach langer Zeit wieder zum erstenmale gingen sie beide zu gleicher Zeit nach dem Schlafzimmer.

Viertes Capitel.

Die buntesten Träume standen die ganze Nacht an Carolinens Lager und webten ihr wunderliches Geflecht aus goldnen und schwarzen Fäden unablässig um die Stirn der Schlummernden, so daß sie oft auffuhr und sich mit Gewalt emporzureißen strebte; doch immer drückte der Schlaf mit Macht ihre Augenlieder nieder, und sie sank von neuem in das Gewirre der tollsten Bilder zurück. Gegen Morgen aber sah sie sich in einer ganz unbekannten Gegend, von mächtigen Felsen rings umstarrt, über welchen noch höhere Gipfel zum Himmel aufragten; und immer näher drängten sich die Felsen, und immer enger ward der Raum um sie her, und da sie endlich in der Angst einen Berggipfel erklimmt hatte, sah sie wieder neue, noch höhere vor sich; zu ihren Füßen aber wühlte sich ein ungeheuerer Abgrund in die Tiefe. Schaudernd und schwindelnd bedeckte sie ihre Augen; doch eine unsichtbare Gewalt zog ihre Hände hinweg, und sie mußte wider Wil-

len hinabschauen in den Abgrund. Und je länger sie hinabsah, desto heller wurde es drunten, fremdartige Gestalten bewegten sich hin und wieder, und endlich ersah sie mitten unter den Gestalten ihren Theodor, gefesselt an Hand und Fuß; er hob die gefesselten Hände flehend zu ihr empor und bat weinend, ihn zu erlösen aus der Nacht der Tiefe.

Mit einem lauten Schrei erwachte sie in der heftigsten Bewegung. Sie rufte ihren Mann.

Diesem hatte die verborgene Weisheit des alten Königs ebenfalls wenig Ruhe gelassen; zu gleicher Zeit aber war auch die Erinnerung an den Besuch bei dem Minister, der ihm heute bevorstehen sollte, in der Stille der Nacht bei ihm laut geworden, erfüllte sein Herz mit großer Bangigkeit und ließ ihn jetzt, da seine Frau ihn aus dem Schlummer weckte, nichts anders vermuthen, als daß sie ihn antreiben wollte, aufzustehen und sich vorzubereiten zu dem sauern Gange. Er verhielt sich daher anfangs ganz still; doch als er sie endlich laut weinen hörte, richtete er sich schnell empor und fragte sie bestürzt nach der Ursach.

„Ach mein Kind, mein unglückliches Kind!“ rief Karoline, die Hände ringend. „Ich habe ihn gesehen in Ketten und Banden; ich habe seine Stimme gehört, die mich anflehte, ihn aus dem gräßlichen

Abgrund zu erlösen. Ach! in welcher entsetzlichen Lage schmachtet er jetzt vielleicht irgend wo! In welcher Noth, in welcher Gefahr ruft er vielleicht in diesem Augenblick nach seiner Mutter, die ihm nicht helfen, ihn nicht retten kann!“

Sie erzählte ihm schluchzend den Traum, aus dem sie eben erwacht; und wie sehr nun auch dieser ihn selbst bewegte, wie aufrichtig auch der Schmerz seiner Frau ihn betrübte, so regte sich doch, von ihm selbst kaum bemerkt, in dem geheimsten Winkel seines Herzens eine kleine Zufriedenheit: denn über dem Traume ward heute der Besuch bei dem Minister wahrscheinlich ganz vergessen.

Der Kammerrath stellte sich in aller Frühe ein, und fand Caralinen noch in Thränen. Als er die Ursach derselben vernommen hatte, rief er: „Aber wie mögen Sie um solcher Kinderei willen die schönen Augen verderben? Andrang des Blutes nach dem Herzen! leeres Spiel der entzügelten Fantasie! Hirngespinste! — Träume, Schäume!

„Mit nichten!“ fiel der Professor ein. „Wenigstens nicht immer. Träume sind oft wahrhaftige Boten aus dem Reiche der Geister, in die Nacht des Lebens hineinfallende leuchtende Blumen einer höhern Vegetation, ja oft, wenn ich es sagen

darf, eine wirklich abgehorchte Sprache des Schicksals.“

„Ei, ei!“ lächelte jener, „wer hätte in einem so gelehrten Kopfe solche Seifenblasen gesucht! Sind denn der gestrige Thee — ich habe selbst die ganze Nacht nicht schlafen können — unser Gespräch und die schlau hingeworfenen letzten Worte des kleinen Wunderdoctors, sind das nicht hinreichende Data, um die Entstehung jenes Traums zu erklären? Der Charlatan hat übrigens uns alle zum Besten gehabt. Der Kammerrath durchschaut ihn aber. Weil er sich im Anfang ein wenig verrathen hatte, so warf er uns nachher das alberne Mährchen von dem alten König hin, um uns von der Spur seiner wahren Absicht wegzuleiten. Es ist ein Abenteurer, ein Schatzgräber, der nach verborgenen Schätzen die ganze Welt durchläuft — denn zu welchem Ende sonst, frage ich? — und nicht vergebens, wenn die Ringe an seinen Fingern ächt sind. Daß jedoch unser benachbartes Gebirge, die edlen Steine ungerechnet, welche ehedem so häufig selbst die Italiener aus ihrem Vaterlande herbeigezogen, wirklich große, ja ungeheure Schätze in seinem Schooß bewahrt, darüber sind mir bereits früher mancherlei anderweitige Anzeigen an die Hand gegeben worden. Mein Großvater wußte davon besondere Dinge zu erzählen;

und es wäre wohl sogar für einen vernünftigen Menschen der Mühe werth, einmal einen Versuch zu machen."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihn. Der Marqueur aus dem goldnen Löwen brachte ein Billet. Es war von dem Doctor. Er meldete darin seine schleunige Abreise, die ihn selbst unverhofft und unerwünscht überrasche, und äußerte die Erwartung eines baldigen Wiedersehens im Gebirge.

Noch immer hatte Caroline die leise Hoffnung gehegt, daß der Fremde wirklich um das Leben, vielleicht wohl gar um den Aufenthalt ihres Kindes wisse, und wenn er gestern mit dem Geständniß gezögert, ihr heute dafür eine desto freudigere Ueberraschung bereiten werde. Jetzt zerrann diese Hoffnung, dem Nebel gleich, den der Schiffer für die ersehnte heimathliche Küste gehalten; in trostloser Sehnsucht streckte sie wieder ihre Arme hinaus in die weite leere Welt; der Schmerz überfiel sie von neuem mit verdoppelter Gewalt, und sie konnte ihrer Thränen kein Ende finden, bis der Kammerrath endlich mit dem schon lange bereit gehaltenen Vorschlag ans Licht trat, gemeinschaftlich eine Reise nach dem Badeort zu unternehmen, der am Fuße jenes Gebirges lag, wo man dann theils hoffen dürfe, des Wunderdoctors wieder habhaft zu wer-

den, theils auch über den Ort, wo der Schatz liegen solle und über die Möglichkeit eines Versuchs, ihn zu heben, sich näher unterrichten könne.

Ein Sonnenstrahl durch Regenschauer lächelte Carolinens Auge ihm entgegen. Allein eine solche Ausgabe bei ihrer beschränkten Lage! — — Eine neue Wolke verdüsterte das liebliche Gesicht. Der Kammerrath aber, begeistert von jenem Blicke, und ihre Gedanken errathend, schlug eilig alle Bedenklichkeiten mit der Bitte nieder, die Kosten der Reise allein übernehmen zu dürfen. Der Professor konnte sich in seiner Freude nicht enthalten, ihn aufs herzhafteste zu umarmen und machte nur die Bedingung, daß es ihm erlaubt seyn möge, seinen Paradiesvogel mitzunehmen, den er unmöglich fremden Händen anvertrauen könne.

So wurde denn auf der Stelle das weitere verabredet, und sodann im Verlauf desselben Tages alles zur Reise benöthigte mit so bestügeltem Eifer vorgekehrt, daß schon die nächste Morgensonne sie miteinander im Wagen und auf der Straße nach dem Gebirge fand, welchem jedes von ihnen mit verschiedenen Hoffnungen und Wünschen, doch alle mit gleichem Verlangen erwartungsvoll entgegen sahen.

Fünftes Kapitel.

Seit mehrern Jahren hatte der Professor die Mauern der Stadt nur auf kurzen Spaziergängen hinter sich gelassen; jetzt sah er — er saß auf dem Rücksitz — mit einem behaglichen Gefühl die Entfernung zwischen ihnen und ihm in jedem Augenblick wachsen, die schwarzen Thürme immer mehr in grauen Duft sich kleiden, und endlich hinter einer kleinen Anhöhe, die der Wagen hinabrollte, ganz verschwinden. Der Morgenwind wehte ihm frischen, freien Muth entgegen, neue Lebenskraft stieg aus der Erde empor, die noch von dem Segen eines nächtlichen Gewitters dampfte, und der Lerche gleich, die über ihm in den blauen Lüften hing, hätte er in lauten Jubelliedern aufschweben mögen zum Himmel.

Seine Geführten aber hatten noch die ganze Stadt mit allen ihren dortigen Verhältnissen und Bekanntschaften bei sich im Wagen und ergingen sich, von dem heitern Morgen gleichfalls angeregt, mit lebhaften Worten und besonderm Wohlgefallen darin; der Kummerrath machte verschiedene Neuigkeiten frei, die vorgestern der Besuch des Fremden, gestern die Reiseanstalten in seinem Busen gefangen gehalten hatten, und es verdroß den Professor

sehr, da weder seine zahlreichen Ausrufungen, noch mehrere schöne Stellen aus seinen Gedichten, die ihm in der Begeisterung über die Lippen flossen, das Gespräch der beiden zu unterbrechen im Stande waren. Ja als es ihm endlich einmal gelingen wollte, in dem Gehölze, durch welches eben der Weg führte, die Aufmerksamkeit seiner Frau auf die anmuthige Wirkung des Morgenlichts in den Baumgruppen zu lenken, und der Kammerrath einige vorhorrte Fichten darunter gewahrend, sogleich mit einer Abhandlung, über die Möglichkeit, dem Rauchfroß zu steuern, dazwischen fiel, übermannte ihn den Aerger dergestalt, daß er seinen Sitz verließ und auf dem Bock neben dem Kutscher Platz nahm.

Ein neuer Verdruß jedoch harrte seiner schon an dem Ort, wo Mittag gemacht wurde. Denn hier erst, da er die Sorge des Ein- und Aufpackens lediglich seiner Frau und dem Kammerrath überlassen hatte, hier erst also bemerkte er, daß hinten auf dem Wagen über dem Käfig seines Paradiesvogels noch ein anderer befestigt war; und als er näher hinzu trat, krähte ihm der feindselige Hanshahn, die Flügel auf dem Boden streifend, mit besonderer Erbitterung daraus entgegen. Doch schwieg er für diesmal, indem er auf ein Mittel sann, sich dieses seines Widersachers bei erster Ge-

legenheit zu entledigen, und ließ seinen Grimm blos an dem zähen Rinderbraten aus, der unterdessen in der Wirthsstube für die fremden Gäste aufgetragen worden war.

Den wirksamsten Trost für diese und ähnliche Unannehmlichkeiten fand er stets wieder in dem Wechsel der Gegenstände, den ihm die immer mannichfaltiger werdende Gegend, die Nähe des Gebirges verkündend, in rascher Folge vorüber führte, und endlich in dem Anblick dieses Gebirges selbst, das schon am nächsten Morgen von einer Höhe herab sich seinen Blicken offenbarte, wie ein lichtblaues, ausgezacktes Band den Horizont umsäumend. „Dahin! dahin!“ rief er seiner Frau zu, und zeigte ihr mit dem Finger das Ziel ihrer Reise: Caroline schrie laut auf vor Freuden. „Ah,“ sagte der Kammerrath mit zufriedenem Lächeln, „nous y voila donc! und nahm eine Prise. Beide glaubten schon da zu seyn; allein der Kutscher vertröstete sie auf morgen oder übermorgen. „Wenn wir nur erst den großen Wald im Rücken haben!“ fügte er hinzu.

Immer höher hob sich nun das Land umher; ernst und feierlich trat das mächtigere Geschlecht der Berge unter die anmuthigen Hügel; von ihren waldigten Gipfeln blickten hin und wieder die

weißen Trümmer alter Burgen; klare Bächlein gleiteten still durch grüne Matten oder hüpften schäumend und rauschend über Felsenblöcke dahin. Carolinen ergötzte das ungewohnte lebendige Spiel der Farbe und Gestalt, und selbst der Kammerrath fand, zu seiner eignen Verwunderung, eine Art von Behagen daran.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittage, als sie den großen Wald erreichten. In dem letzten Wirthshause hatte man ihnen zwar gerathen, lieber den andern Tag zu Fortsetzung der Reise zu erwarten; der Wirth hatte bedenklich den Kopf geschüttelt, von der Leichtigkeit sich zu verirren, und von seltsamen Geschichten gesprochen, welche dort erst kürzlich wieder vorgefallen waren; allein da der Kutscher durchaus auf dem Weiterfahren bestand, des Weges wohl kundig zu seyn versicherte, und noch vor der Dämmerung das jenseits gelegene Städtchen zu erreichen versprach, so hatte man sich darein ergeben.

Der Tag war heiß; eine erquickende Kühlung wehte ihnen aus den hohen Laubgewölben entgegen; gastlich schien der Wald sie einzuladen in seine Schatten. Aller Furcht und Sorge ledig, fuhren sie hinein. Der Professor, den die Hitze des Tages ein wenig niedergedrückt hatte, sog jetzt den

frischen belebenden Waldduft mit vollen Zügen in sich, der seine ermattete Fantasie wieder mächtig unter der Asche hervorhauchte. Bedeutungsvoll erklang ihm der Ruf der Vögel und das weitschallende Klopfen des Baumspechts; die Bäume ringsumher belebten sich ihm allgemach; sie neigten sich grüßend vor ihm, ihr leises Flüstern ward ihm mit jedem Augenblick verständlicher, und er kam sich endlich auf seinem erhabenen Sitze wie der König und Herr des Waldes vor, der mit seinem Blick alles beherrschte, was sein Auge ersah. — Während dessen begannen die Pferde immer langsamer fortzuschreiten; endlich blieben sie ganz stehen. Der Professor sah sich um und bemerkte, daß sein Mitregent, der Kutscher, sich dem Schlummer überlassen hatte. Nicht unwillig darüber — denn er war ihm wachend doch bei seinen Fantasien, Betrachtungen und Selbstgesprächen, die er gern mit einer lebhaften Gestikulation begleitete, zuweilen behinderlich gewesen — nahm er demselben leise die Zügel der Herrschaft aus den Händen, weniger jedoch um sie zu führen, als um sie zu halten; die Pferde setzten sich von selbst wieder in langsame Bewegung — er wagte nicht, sie anzutreiben — und gingen bedächtig wie und wohin sie es für gut befanden.

Caroline und der Kammerrath bemerkten, in ein interessantes Gespräch über die häusliche Gewinnung des Runkelrübensyrups vertieft, den Wechsel der Regierschaft nicht, und der Professor fuhr, und dichtete ruhig weiter.

Allein nach einer Weile ward der Weg, auf welchem sie fortschritten, stets enger und holprichter, stets näher und näher rückten die Bäume von beiden Seiten; der Professor mußte sich sehr oft bücken, um den herabhängenden Zweigen auszuweichen. Endlich streifte einer derselben dem Kutscher den Hut vom Kopfe, und er erwachte. Brummend und fluchend stieg er ab, ihn zu holen; doch kaum hatte er die Zügel wieder ergriffen und sich umgesehen, als er ausrief: „Aber zum Henker, Herr Professor, wo fahren sie hin? das ist der rechte Weg nicht! — Wer weiß in welchen Spitzbubenschlupfwinkel dieser hier führt!“ — Es war nichts anders zu thun, als gerade wieder umzukehren: die verlassene Hauptstraße konnte nicht weit seyn.

Eine Stunde waren sie bereits wieder gefahren, und immer noch keine Spur davon! Der Kutscher fing von neuem an zu fluchen; der Kammerrath suchte, aus dem Wagen gelehnt, sich zu orientiren, und Caroline schalt ihren Mann aus, über seinen

Vorwitz, hier den Weg finden zu wollen, er, der in seinem Leben noch nie den rechten Weg gefunden habe und überhaupt gar nichts vom Fahren verstehe. Der Kutscher dachte noch einmal wieder umzukehren, aber der Kammerrath bestand darauf, die einmal eingeschlagene Straße zu verfolgen, da sie doch irgend wohin und hoffentlich irgend wohinaus führen müsse, nämlich aus dem Walde.

Die Sonne sank indeß immer tiefer, und färbte endlich nur noch die Wipfel der Bäume mit ihrem immer röther werdenden Golde. Der Wald wollte sich nirgends lichten, sondern ward nur stets dichter und wilder und der Weg stets ungebahnter und schlechter. Endlich lag ein steiler Hügel vor ihnen, über welchen er hinwegtief. Dort oben hofften sie eine Aussicht zu gewinnen. Mit großer Anstrengung, und indem der Kammerrath und der Professor selbst Hand anlegten, gelang es, den Wagen hinaufzubringen; doch ihre Hoffnung war abermals getäuscht; die Bäume verhinderten jede Aussicht, und der Kutscher, der einen erkletterte, brachte bloß die Versicherung zurück, daß, soviel die schon einfallende Dämmerung zu sehen erlaube, ringsum Wald und überall nur Wald zu sehen stehe. Unten im Thale aber, fügte er hinzu, habe sich Licht gezeigt, sey jedoch gleich wieder verschwunden.

Zwischen neuer Hoffnung und neuer Furcht schwebend, steuerte man nun den Berg hinab. Das Licht zeigte sich von neuem, und bald noch eins und noch eins. Man pries sich glücklich, denn ohne Zweifel hatte man ein Dorf erreicht. Allein als sie an den Fuß des Berges gelangten, machte schnell das erwartete Dorf einigen muthwilligen Irrlichtern Platz, die auf einer sumpfigten Waldwiese ihren Tanz hielten. Ihre Zahl mehrte sich zusehends, indem der Wagen zwischen ihnen hin fuhr, ja plötzlich lief von dem Saum des Waldes ein großer Feuermann herüber, und machte sich das Vergnügen, den Wagen in geringer Entfernung eine ansehnliche Strecke zu begleiten.

„Was ist das?“ rief Caroline ängstlich und halb laut.

„Brennbare Dünste!“ erwiederte der Kammerrath mit ungewisser Stimme.

„Ein interessantes Schauspiel!“ sagte der Professor, während unter seiner Mütze die Haare sich empor zu richten anfingen und ein unangenehmer Schauer seinen Rücken hinab lief. „In solchen Gebirgsgegenden indeß eine sehr gewöhnliche Erscheinung!“ fügte er, sich selbst beruhigend hinzu und bestrebte sich zu lächeln.

Es war nun völlig dunkel geworden; eine schwarze Wolke nur, die sich über die Wipfel vor ihnen allmählig heraufschob, sendete von Zeit zu Zeit einige helle Blitze in die Nacht hinein. Der begleitende Feuermann war verschwunden. Der Kammerrath schaute öfters aus dem Wagen und äußerte seine Besorgniß wegen der Koffer. „Ach und mein Paradiesvogel!“ rief der Professor. „Das verwünschte Thier!“ unterbrach ihn Caroline, „das ist eben an allem Unglück Schuld!“ Plötzlich aber wurden sie mit Erstaunen gewahr, daß sich die Gesellschaft, sie wußten nicht wie, um eine Person vermehrt hatte, die neben dem Kutscher saß. Der letztere sprach mit dem unbekannten Reisegefährten, und sie hörten, daß er ihn Herr Professor nannte. Caroline glaubte bei dem Schein der Blitze mit Entsetzen zu bemerken, daß er in der That an Gestalt und Kleidung ihrem Manne glich; als er endlich auch den Mund öffnete, erkannte sie deutlich sogar ihres Mannes Sprache.

Dem Professor, welchem dies alles gleichfalls nicht entging, klappten die Zähne wie im Fieberfrost an einander und ihn däuchte, der ganze Wald fange an sich mit ihm im Kreise herum zu drehen. Mit einem wahren Lachen der Verzweiflung rief er, nach dem Professor No. 2. sich umschauend: „Ein

seltsamer Gebirgsscherz! Zugleich, meine Herren, ein anschauliches Beispiel von der Gewalt des Dichtungsvermögens. Jeder Mensch setzt sich selbst; ich habe mich aber außer mir selbst gesetzt. Es sind meine eigenen poetischen Fantasien, die Sie dort auf dem Bock sitzen sehen, durch die dem Dichter inwohnende Kraft der Objectivirung auf der Stelle, wo ich selbst vorhin saß, verkörpert. Subject im Objecte! Eine wirkliche Menschwerdung des Göttlichen! Ich habe schon lange erwartet, daß mir das einmal widerfahren würde.“

Als er es aber gesprochen hatte, packte ihn mit einemmale ein so gewaltiges Grauen vor seinen eignen verrückten Worten, und vor dem Product seiner Schöpfungskraft hinter ihm, daß er schnell den Rücksitz verließ und sich zwischen seine Frau und den Kammerrath eindrängte.

Indem erhob sich ein unerhörter Sturm und fuhr durch den Wald, daß die Baumwipfel knarrend und krachend sich fast zur Erde neigten. Ferne Stimmen schrien dazwischen in den mannigfaltigsten Tönen. Die Pferde wurden scheu und wollten nicht von der Stelle. Und immer wüthender raſete der Sturm und immer näher kamen die Stimmen, und endlich waren sie ganz nahe und zogen heulend, krächzend, schnalzend, miauend und blöckend über ihnen

durch die Luft. Der Professor Nr. 2. auf dem Bock jodelte laut mit darein. Neben dem Wagen hin aber rauschte, rasselte und klapperte es vorbei wie eine Reiterschaar, und im rothen Licht der Blitze sahen sie fremdartige und entsetzliche Gestalten eilig vorüberziehen. Dem höllischen Getöse widerstanden die Pferde nicht länger; sie rannten, weder des Zurufs noch des Zügels mehr achtend, in vollem Schrecken quer durch den Wald.

Caroline barg in Todesangst das Gesicht in ihre Hände. Der Kammerrath bejammerte laut schreiend seinen Vorwitz, der ihn in solch verwünschtes Gebirge getrieben, das ja doch eigentlich keinem vernünftigen Menschen hold sey! Wenn sie hier nicht den Hals brächen, so müßten sie doch wenigstens alle verrückt werden! Den Professor hatte das Entsetzen gänzlich stumm und starr gemacht. — Plötzlich krachte der Wagen und neigte sich auf die Seite. Die Pferde waren damit an ein Felsstück gerannt: ein Rad war gebrochen. In diesem Augenblick sprang seitwärts aus dem Gebüsch eine seltsame Gestalt hervor, eine Fackel in der Hand, und fiel entschlossen, mit lautem Zuruf den Pferden in die Zügel. Sie standen und zitterten. Die Gestalt näherte sich dem Wagen. Es war eine Frau von hohem Wuchs und ziemlich wildem

Ansehn, doch nicht ohne Spuren ehemaliger Schönheit auf dem braunen Gesicht; sie trug ein buntfarbiges Tuch um die Stirn gebunden, unter welchem hervor das schwarze Haar in zwei starken Flechten auf den Busen niederfiel; ein blautuchner Mantel hing von den Schultern herab; der eine Zipfel war unter dem rechten Arm durchgezogen und unterhalb der Brust befestigt.

„Was wollt ihr hier,“ fragte sie, „so weit ab von der Straße? Wie kommt ihr hieher?“ Der Kammerrath, zuerst wieder des Worts mächtig, entgegnete zitternd: „Auf eine sehr unschuldige Art, Theuerste, und wahrlich ganz wider unsern Willen! Ich wünschte, ich hätte diesen verwünschten Wald nie mit meinen Augen gesehen!“ — „Nun, so steigt nur aus!“ fuhr jene fort. „Wenn unsere Männer zurückkehren, werden sie euch gegen ein gut Trinkgeld wohl den Wagen in Stand setzen und euch aus dem Walde geleiten. Kommt indeß hinüber zu unserm Feuer. Die junge Frau da scheint vor allem einer Herzstärkung benöthigt zu seyn.“ — Sie reichte mit diesen Worten Carolinen freundlich die Hand und half ihr aussteigen. „Nur getrost, Frauchen!“ sprach sie. „Fürchte dich nicht. Du kommst unter ehrliche Leute.“ Der Kammerrath bemerkte zögernd, daß es doch wohl gerathner seyn möchte, bei dem

Wagen zu bleiben: ein Blick aber, den sie aus den schwarzen Augen auf ihn schoß, brachte seinen Mund zum Schweigen und seine Beine in Bewegung. Er kletterte schnell über den Professor hinweg aus dem Wagen. Der Professor folgte ihm, näherte sich dem Kutscher und fragte ihn leise: wer denn der Mensch gewesen sey, der neben ihm gesessen? wie er auf den Bock gekommen, und wo er anjetzt geblieben? „Das weiß der Gott sey bei uns," rief jener, „wenn Sie es nicht wissen! Ich dachte, Sie wären es selbst." Indem aber kam der in Rede stehende um den Wagen herumgelaufen und begrüßte die Gesellschaft, Verzeihung erbittend, daß er es gewagt, ohne ihre Erlaubniß, sich auf den Wagen zu setzen. Er sey gar zu müde gewesen, und da der Kutscher auf sein bescheidenes Anfragen mit dem Kopfe genickt, welches freilich, wie er hinterdrein bemerkt, im Schlummer geschehn sey, so habe er sich stillschweigend ohne weiters neben ihn auf den Bock geschwungen. — Die Frau mit der Fackel beleuchtete seine Gestalt und rief: „Ei, Jonathan, Jonathan, wo kommst du einmal wieder her?" — „Gott grüß euch siebenmal siebenmal, Frau Rebekka!" erwiederte jener freundlich. „Der Mond hat sich auch seine Hörner noch nicht abgelaufen; und die alte Erde taumelt noch immer

ein wenig schief einher: Ihr wißt ja, daß ich der wahre Ueberall und Nirgends bin.“

Bei dem Fackelschein konnte Caroline wahrnehmen, daß seine Aehnlichkeit mit ihrem Manne sich, außer Sprache und Gestalt, auch auf die Gesichtszüge erstreckte. Nur war er ein wenig kleiner und von einer ausnehmenden Behendigkeit der Bewegungen.

Er wandte sich an den Kammerrath mit einer Verbeugung und bot seine Dienste an. Er sey ein privatisirender Kammerjäger, eigentlich aber, seiner Profession ein Universalgenie — fügte er lächelnd hinzu — und die werthe Gesellschaft würde, auf ihrer weitern Reise, in ihm den klaren Profit in der Tasche haben.

Der Kammerrath nickte mit dem Kopfe, denn er wagte ihm, bei seiner Bekanntschaft mit der Rahekka, keine verneinende Antwort zu geben. Der Professor konnte den Menschen noch immer nicht ohne heimliches Grausen ansehen, und doch fühlte er ein lebhaftes Verlangen, ihn näher kennen zu lernen.

Die Fackelträgerin hob die Fackel hoch empor, faßte Carolinen unter den Arm und schritt vorwärts. Die andern folgten. „Hier gilt kein Widerstreben“ flüsterte der Kammerrath dem Professor zu, „das Spitzbubengesindel hat uns in Händen.“ Carolinens

Führerin leitete diese behutsam über die Steine und Baumwurzeln hinweg; an allzurauhen Stellen trug sie auf ihrem Arm sie leicht hinüber. — Der Sturm hatte sich gelegt; kein Blatt rührte sich an den Bäumen, freundlich blickten die Sterne durch die Laubwipfel; lautlos ruhte der Wald.

Bei dem Umbiegen um eine Bergecke standen sie an dem Eingang eines kleinen Thals, rings von buschigen Hügeln und Felsen umgeben. In der Mitte desselben brannte ein großes Feuer. Als sie sich näherten, bemerkten sie eine alte Frau, die vor einigen Töpfen dicht am Feuer huckte; neben ihr drehte ein Knabe den Bratspieß, mit einer Art kleinen Wildprets wohl versehen, welches der Kammerrath für Mäuse oder Hamster hielt. Ein halb erwachsenes Mädchen saß dabei und strickte an einem Netz. Mehrere andere fast nackte Kinder sprangen umher.

„Da ist die Mutter!“ rief das Mädchen, legte ihre Arbeit bei Seite und kam Frau Rebekken entgegen; ein kleiner Knabe folgte ihr. Die Kinder hingen sich an ihre Kleider; sie gab dem Mädchen die Fackel, und nahm den Knaben auf den Arm. „Nun, Heimchen,“ fragte sie jene, „sind die Kinder fein artig gewesen?“ „Mutter,“ sagte das Mädchen hastig, „Nachtigall ist wieder da.“ Die

Mutter lächelte. „Endlich!“ sprach sie. „Nun so geh und bitte, daß sie uns etwas singt!“ Heimchen sprang mit der Fackel in das Gebüsch, sie aber befahl einem jungen Menschen, der eben herzu trat, sich nach dem Wagen zu begeben und dem Kutscher behülflich zu seyn. Er ergriff einen brennenden Kienast und entfernte sich.

Frau Rebekka holte geschäftig einige Teppiche herbei, die sie auf die Erde breitete und ihre Gäste darauf niedersetzen hieß. Dann brachte sie ein Fläschchen, goß daraus einige Tropfen in einen Becher voll Wasser, und Carolinen bittend, davon zu trinken, sprach sie: „Das ist ein gar köstlich Elixir! die Kräuter dazu wachsen nur auf des alten Königs Grabe, und nicht jeder weiß sie zu finden.“

„Auch ihr wißt von dem alten Könige?“ rief Caroline verwundert aus. — „Was sollt' ich nicht!“ entgegnete jene. „Stamme ich doch von ihm.“

Indem leuchte des Kammerraths neuer Diener mit dem Fläschenfutter und einigen Vorräthen heran, die er aus dem Wagen mitgenommen hatte. Der Professor fiel begierig darüber her und ließ den Becher in die Runde gehen. Dem Anblick der fröhlichen Kinder, die alle, trotz der dunkeln Hautfarbe, von ausgezeichnet schöner Bildung waren,

wich seine Furcht allmählig; Hunger und Durst bestanden wieder auf ihrem alten Rechte.

Da klangen Harfentöne von den Felsen hinter ihnen herab, bald mächtig anschwellend in rauschenden Accorden, bald in leisem Geflüster zerfließend in die Nacht. Der Professor setzte den Becher hin und lauschte. Alles was noch von Furcht und Bangigkeit an ihm haftete, löste sich immer mehr, je länger er zuhörte. In süßer Wehmuth und stillem Verlangen erbebte sein Innerstes. Es war ihm, als ob die Klänge sein Herz aus der Brust locken und es mit sich dahin führen wollten auf ihren schmeichelnden Wellen.

Endlich fiel der Gesang einer vollen weiblichen Stimme darein; die Harfentöne schmiegten sich begleitend an sie an:

In Waldes grünen Schatten,
In stiller Nacht,
Ist von des Tags Ermatten
Die Seele mit erwacht.
Was Licht und Leben trennt, das findet,
Das wird in Träumen sich bewußt;
Am letzten Abendstrahl entzündet
Ein Morgenroth sich in der Brust.
In Waldes grünen Schatten,
In stiller Nacht!

Die Sängerin schwieg: die Töne verklangen leise.

Der Professor hatte die Augen geschlossen, um ungestört in dem Nachhall zu schweigen, der noch durch seine Brust zitterte.

Frau Rebekka, die Carolinen gegenüber kniend ihre Blicke unverwandt auf sie geheftet hielt, ergriff jetzt ihre Hand. „Schönes Frauchen, blankes Frauchen," sagte sie, „du hast mir's angethan, meine Augen können nicht von dir lassen."

Die alte Frau, die am Feuer saß, drehte sich um und rief: „Schmeichle ihr nur! du hast's wohl Ursach." — Sie erhob sich und kam auf Carolinen zu. „Sie hat dir groß Leid zugefügt," fuhr sie fort, „und deinen schönen Augen viel Thränen gekostet." Und als Caroline erstaunt nach der Bedeutung dieser Worte fragte, ergriff sie ihre Hand, betrachtete aufmerksam die innere Fläche derselben und rief mit wunderlichen Gebehrden: „Herrliche Linien! klar und eben, unverworren! Prächtiger Baum! goldne Krone! Laß gut seyn, Fräulein, dir steht ein großes Glück zu! Nicht Ehr und Ruhm, nicht Gut und Geld, aber etwas muß es seyn, das höher ist denn alles!" — „Ach," seufzte Caroline, „das wäre nur das Wiederfinden meines Kindes!"

„Dein Kind, dein Kind!“ rief die Alte mit dumpfer Stimme: „Verloren! verloren! Weh dir! weh mir! Tief unten liegt es. Der Abgrund hats verschlungen. Sieh, sieh, da stürzt es! von Klippe zu Klippe, hinunter, hinunter! Ich sah es fallen. Zerrissen, zerschmettert. Fahr hin, schöner Knabe, fahr hin! Brich, Mutterherz!“

Rebekka verhüllete ihr Gesicht mit dem Mantel und schluchzte. „Um Gotteswillen,“ rief Caroline, „was ist das? was wollt ihr? Ihr wißt von meinem Kinde! wo ist es? wo habt ihr's? ist es todt? todt?“ Da fühlte sie sich lind umfaßt, und hinter ihr sprach eine Stimme: „Es lebt!“ Und als sie sich wandte, sah sie eine herrliche Jungfrau, die neben ihr kniete und mild lächelnd ihr in die Augen sah. „Es lebt, dein Kind lebt!“ wiederholte sie, „du wirst es wiedersehen.“

„Ach, Nachtigall, du weißt nicht!“ begann Rebekka schmerzlich, „du weißt nicht — —“ Die Jungfrau unterbrach sie ernst: „Ich weiß alles, aber ich sage euch: es lebt, sie wird es wiederfinden.“ — Sie richtete sich mit diesen Worten empor und stand nun hoch und schlank, von einem lichtblauen Mantel in reichen Falten umschlossen, — sie war auf ähnliche Weise wie Rebekka gekleidet — in heller Beleuchtung des Feuers, auf dem nächtli-

chen Hintergrunde gleich einer himmlischen Erscheinung da.

„Et, das ist ein feines Kind!“ flüsterte der Kammerrath dem Professor zu. Dieser aber antwortete nicht und hörte auch nicht, denn jede Kraft der Sinne schien sich lediglich in seinen Augen zusammengedrängt zu haben, um das Wunderbild zu erfassen und festzuhalten. An der Harfe, die neben ihr lag, erkannte er die Sängerin.

Am Eingang des Thals ward es laut. Die Kinder schrien: sie kommen! sie kommen! Noch einmal neigte sich die Jungfrau gegen Carolinen, und mit der Hand nach dem Himmel hinauf zeigend sprach sie: „Vertraue und hoffe! Wir sehen uns wieder.“ Dann entfernte sie sich eilig und verschwand hinter den Felsen.

Ein kleiner Trupp Männer und Weiber zog das Thal herauf, der zwei beladene Esel vor sich her trieb. Alles lief den zurückkehrenden entgegen. Auch Rebekka sprang auf, küßte Carolinen auf die Stirn und rief: „Leb wohl, blankes Frauchen! vertraue und hoffe! Du wirst bald mehr erfahren.“ — Mit diesen Worten gesellte sie sich schnell zu einem schönen großen Manne unter den Ankommenden, welcher ihr Anführer zu seyn schien.

Der Kammerrath bemerkte, daß einige von den

Männern Waffen unter ihren Mänteln trugen, scheue Furcht regte sich von neuem. Höchst erfreulich klang ihm daher die Nachricht, daß bereits einige Leute bei dem Wagen zurückgeblieben wären, und sie durch ihre Hülfe bald im Stande seyn würden, die Reise fortzusetzen. Wirklich kam auch gleich darauf ein junger Bursche herbeigelaufen, der sie dazu aufforderte.

Der Kammerrath, durch den Anblick der bewaffneten Männer zu ungewöhnlicher Freigebigkeit gestimmt, legte seine Börse auf den Schooß der Alten Frau, um welche der größte Theil der Gesellschaft, in einer fremden Sprache sich mit ihr unterredend, herumstand; dann trieb er so ängstlich und ungestüm zur Abfahrt, daß Caroline weder sich einmal nach der Alten nähern, noch Frau Rebekka aufsuchen konnte, die sich nicht mehr sehen ließ.

Zwei Männer gaben ihnen das Geleite; und als sie den Wagen erreicht hatten, führte einer, mit der Fackel voranleuchtend, sie bis an den Saum des Waldes, wo der Thurm des Städtchens in geringer Entfernung vor ihnen lag.

Im Wagen herrschte große Stille. Der Kammerrath erhielt auf die Bemerkungen, die er dann und wann mit halblauter Stimme wagte, keine Antwort von seinen Gefährten. Caroline war einzig mit

den Worten der Alten, der seltsamen Uebereinstimmung derselben mit ihrem gestrigen Traum, und mit der frohen Verheißung des schönen Mädchens beschäftigt. Dem Professor war zu Muth wie einem Trunkenen; in verworrenem Treiben wogte und schwankte die ganze Außenwelt um ihn her, und es war ihm, als sänke allmählig alles unter seinen Füßen in einen dunkeln Klumpen zusammen, über welchem allein in ruhiger Klarheit das herrliche Bild der Jungfrau fliegend stand.

Selbst der Kutscher und Jonathan, der wieder auf dem Bock Platz genommen hatte, unterbrachen das allgemeine Schweigen kaum durch einzelne Worte, und so erreichten sie endlich das Städtchen und ihr Nachtquartier.

„Schlechte Polizei!“ rief der Kammerrath, als er in den sichern Hafen des Wirthshauses eingelaufen war, „schlechte Polizei! Sollte man's glauben, daß in unserm so hoch cultivirten Staate noch Bigunnerbanden hausen!“

Sechstes Kapitel.

Carolinens erster Blick, als sie am andern Morgen aufgestanden war, suchte die Gesichter ihrer Gefährten, der zweite im Spiegel ihr eigenes: sie

fand zu ihrer Beruhigung, obwohl ein wenig verwundert, daß es noch dieselben und alten wären. Dem Kammerrath schien es eben so zu gehen. Desto mehr aber kamen beiden nach dieser Entdeckung die Abenteuer der verflossenen Nacht wie ein wunderlicher Traum vor, dessen letzte Spuren sie vor den Strahlen der Morgensonne, die eben den Hausgiebeln ihre Ankunft verkündigte, vollends hinschwinden zu sehen erwarteten. Sie fingen eben an, sich gegenseitig darum zu befragen, als der flinke Jonathan hereintrat und sie, ein lebendig vor ihren Augen herumwandelnder sprechender Beweis von der Wirklichkeit des Erlebten, wieder ihren Willen überzeugte.

Der Kammerrath, dem der neue Gesellschafter als eine sehr verdächtige Person erschien, hätte sich gern hier schon seiner wiederum entledigt; allein der Mensch bezeigte, trotz einer auffallenden Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit in manchen Dingen, doch soviel guten Willen und behende Dienstbarkeit, daß selbst die Professorin sich für ihn verwendete, obwohl sie, bei der allzugroßen Aehnlichkeit mit ihrem Manne, sich einer gewissen Scheu vor ihm noch immer nicht erwehren konnte.

Der Tag ging ohne weitere Reiseabenteuer hin und neigte sich schon beträchtlich, als sie von der

Höhe eines Bergrückens auf einmal ein weites Thal im mannigfaltigsten Schmuck der Farben in ihren Füßen liegen sahen und der Kutscher ihnen den weißen Thurm des Badeorts, des ersten Ziels ihrer Reise, tief unten im Grunde zeigte. Jenseits des Thales aber hob sich weithingedehnt das hohe Gebirge, vom Abendlicht in dunkel glühendes Violet gekleidet, mächtig empor.

Der Professor hatte zu Fuß den Berg erstiegen; jetzt gesellten sich, aus Furcht vor der steilen Hinabfahrt, auch seine Frau und der Kammerrath zu ihm, der letztere von Jonathan geführt und, des Schwindels wegen, mit zugemachten Augen.

Und in der That, sie hatten wohl gethan sich lieber ihren Füßen als dem Wagen anzuvertrauen; denn dieser, im letzten Nachtquartier nur nothdürftig hergestellt, erlag fast den Stößen des holprichten Weges zum neuen, eben als sie das Städtchen erreichten, wodurch die Gesellschaft genöthigt wurde, ihren Einzug darin ebenfalls zu Fuß zu halten.

Da man nicht wußte, wie bald es möglich sein würde den Wagen nachzubringen, so griff der Kammerrath nach dem Fischenfutter und seiner Pfeife, der Professor vor allen Dingen nach seinem Paradiesvogel, Caroline nach ihrer Reisetasche und dem Haushahn, und nachdem sie ihrem Mann noch ein

Paar Schachteln unter den Arm geschoben, setzte sie an der Spitze des Zuges sich in Bewegung.

Sie mußten bei der großen Promenade vorbei. Der heitre Abend hatte dort viel elegante Welt versammelt. Die seltsame Karawane zog aller Augen auf sich. Einige Herren, begierig so wohl den Inhalt der beiden großen Käfige, als auch die schöne Trägerin des einen näher kennen zu lernen, kamen aus der Haupt-Allee herüber; und da sie den buntgefiederten Vogel erblickten, erinnerte sich einer von ihnen, seine Abbildung desselben einst gesehen zu haben, und schrie plötzlich: ein Paradiesvogel! ein Paradiesvogel! Dieser Ruf flog schnell die Promenade hinab; hundert Kehlen wiederholten: ein Paradiesvogel! ein Paradiesvogel! Der Professor sah sich mit seinen Begleitern bald überall von Neugierigen umringt, bescheidene und unbescheidene Fragen stürmten von allen Seiten auf sie ein, und nur mit Mühe gelang es ihnen sich Platz zu machen durch das Gedränge. Als sie aber das Ende der Promenade erreichten, hatte das Gerücht von dem wunderbaren Vogel auch schon unter der dort auf dem Platze spielenden Jugend um sich gegriffen; sie wurden also auch hier, nur noch lauter von dem Geschrei: ein Paradiesvogel! ein Paradiesvogel! empfangen und verfolgt; der Haufe wuchs mit jedem

Augenblicke, alle Fenster öffneten sich, die Leute eilten aus den Häusern herbei, das halbe Städtchen kam in Aufruhr, bis sie endlich, eines Gasthofes ansichtig werdend, schnell sich dort hinein retteten. Der Kammerrath bat den Wirth inständigst, die Hausthür zu verschließen. Doch lange noch erschallte es draußen auf der Straße: ein Paradiesvogel, ein Paradiesvogel!

„Ein sauberer Einzug!“ rief Caroline mit zornglühendem Gesicht, als sie sich auf ihrem Zimmer allein sahen. — Der Professor suchte den scheu gewordenen Vogel mit liebkosenden, jedoch ganz leisen Worten zu beruhigen.

„Den Hals dreh' ich diesem abscheulichen Thiere noch heute um!“ fuhr jene fort. „An allem Unglück ist es Schuld!“

Der Kammerrath stopfte eine Pfeife, setzte sich auf das Sofa und sprach: „Die Schuld an allem Unglück ist der Vorwitz. Wer sich in die Gefahr begiebt, der kommt darin um. Ein vernünftiger Mensch bleibt zu Hause und ich in Zukunft auch!“

„Aber ein Beweis ist doch,“ — sagte der Professor, als seine Frau am Schluß einer langen Philippika das Zimmer verließ — „ein Beweis, daß man hier den Werth eines Paradiesvogels zu schätzen versteht.“

Am folgenden Morgen erschien eine Einladung zum Thee von einer fremden Fürstin, die ebenfalls hier das Bad gebrauchte. Die Professorin machte in der Ueberraschung dem goldbebleckten Bedienten einen tiefen Knix.

Doch, setzte diese hinzu, möchten der Herr Professor ja den Paradiesvogel nicht vergessen mitzubringen.

„Siehst du mein Kind," rief der Professor triumphirend, „was es mit einem Paradiesvogel auf sich hat!"

Bestens geschmückt, der Professor mit Haarbeutel und seidenen Strümpfen, begaben sich alle drei gegen Abend nach der Wohnung der Fürstin. Jonathan folgte mit dem Vogel. Als die Flügelthür sich öffnete, schien die zahlreich versammelte Gesellschaft sie schon zu erwarten. Alles drängte sich mit neugierigen Blicken um sie her. Die Fürstin begrüßte sie mit vieler Herablassung, fragte nach dem Zweck ihrer Reise und nach der Art, wie sie zu dem seltnen Vogel gekommen. Darauf wurde ein Tisch in die Mitte des Zimmers geschoben und der Käfig darauf gesetzt, um allen zugleich bequem zu werden. Die Damen überboten einander in Ausrufungen des Entzückens über das prachtvolle Gefieder; ein sehr beliebter Dichter, der sich in der

Gesellschaft befand, bezeigte laut seine ungemeine Zufriedenheit, hier endlich durch den Augenschein die alberne Fabel widerlegt zu sehen, daß der Paradiesvogel keine Füße habe und immer in den Lüften schwebe; einige andere Herrn aber, des Anschauens müde, traten den Professor bescheiden an und ersuchten ihn, doch nun auch etwas von den Kunststücken zum Besten zu geben, die ohne Zweifel in des Vogels Vermögen ständen, und als jener mit einigem Unwillen versicherte, der Werth desselben bestehe in etwas ganz anderm, als in Kunststücken, die er nicht verstehe, zog die Fürstin ihn auf die Seite und sprach: sie wisse wohl, was der Besitz eines solchen Vogels von unschätzbarem Werthe sey, und wie besonders die Eier desselben von wunderbarem Wohlgeschmack und äußerst nährender Kraft wären; wenn er daher einige von diesen Eiern ihr überlassen wolle, so werde sie mit Vergnügen sich zu einer sehr reellen Erkenntlichkeit verpflichtet fühlen. Dem Professor brach der Angstschweiß aus, und kaum hatte er die Entschuldigung hervorgestottert, daß der Vogel in seinem jetzigen Zustande der Gefangenschaft keine Eier lege, da näherte sich ihm eine Deputation der jungen Frauenzimmer in der Gesellschaft, an ihrer Spitze der Fürstin Tochter, eröffnete ihm den Entschluß der

anwesenden Damen, beim nächsten Balle mit Paradiesvogelfedern in den Ohren zu erscheinen, und ihre zuversichtliche Hoffnung auf seine Artigkeit, daß es jeder von ihnen vergönnt werde, sich auf der Stelle eine oder zwei der kostbaren Federn auszurupfen. — Der Professor wußte nicht was er anfangen sollte und war keines Wortes mächtig. Die jungen Frauenzimmer, seine ängstlich verlegenen Bücklinge für höfliche Einwilligung haltend, eilten nach dem Käfig; die andern Damen blieben nicht zurück; jede wollte die erste seyn, ihn zu öffnen und die Rupfung zu beginnen. Der Professor stürzte herbei, und da all' sein Abwehren, all' sein Bitten und Betheuern vergeblich war, machte er in der Verzweiflung endlich mit Gewalt sich Platz, ergriff den Käfig und rennte damit wie ein Besessener zur Thür hinaus, nicht ohne noch das schadenfrohe Lächeln seiner Frau und des Kammerraths im Vorüberstreifen wahrgenommen zu haben.

Von diesem Augenblick an war der Paradiesvogel um seinen ganzen Ruf gekommen. Kein Mensch wollte mehr von einem so unnützen Thiere wissen, das weder Kunststücke machen, noch Eier legen, mit dessen Federn sogar man sich nicht einmal schmücken konnte. Auf der andern Seite hatte

auch dieser Abend dem Professor alle vornehmen Gesellschaften plötzlich verleidet, und obgleich Carolinens muntres und gefälliges Betragen und ihr hübsches Gesicht, noch mehr aber der Reichthum des Kammerraths, von welchem indeß Nachricht eingelaufen war, ihnen die Ehre neuer und wiederholter Einladungen zuzog, so blieb doch während der ersten acht Tage jede Mühe verloren, ihn noch einmal wieder zum Mitgehen zu bewegen.

Zum Unglück fiel bald nach ihrer Ankunft übles Wetter ein; besonders hauchte gegen Abend gewöhnlich ein heftiger naßkalter Wind von dem Gebirge herab, der jeden Spaziergang untersagte. Unter diesen Umständen, ohne Bücher, und da er sein Gemüth viel zu zerstreut fühlte, um an der Vollendung seines neuesten, zu diesem Ende mitgenommenen Gedichts zu arbeiten, blieb dem Professor, in seiner Einsamkeit von langer Weile heimgesucht, nichts als die Zuflucht zu Jonathans Unterhaltung übrig.

Die unheimliche Empfindung, welche die Gegenwart des letzteren im Anfang bei ihm erregt hatte, war allmählich verschwunden und hatte sogar einer Art von Zuneigung gegen ihn Platz gemacht. Jetzt entdeckte er zu seinem großen Erstaunen auch einen in allem, was nicht das praktische Leben be-

rührte, vielseitig gewandten und in den meisten Fächern des menschlichen Wissens wohl bewanderten Geist in ihm, der, wie es schien, oft wider seinen Willen, ja fast ohne sein Wissen in hellen Blitzen aufleuchtete. Allein was dabei des Professors Verwunderung noch höher trieb, war eine gewisse rohe Sinnlichkeit, die, zuweilen in der That an wirkliche Bestialität grenzend, jene geistige Bildung durchbrach und gewissermaßen in Stücken riß. Vorzüglich ward der Ausdruck seiner Begehrlichkeit bei dem Anblick irgend einer Leckerei oder eines Glases guten Weins mitunter in Worten und Bewegungen zur seltsamsten Karrikatur. Diese letztere Neigung jedoch sah ihm der Professor am willigsten nach, da sie mit einer eignen schwachen Seite wunderbar zusammen fiel.

Daher kam es denn auch, daß eines Abends, als jener ihm mit feuriger Zunge eine höchst anlockende Beschreibung von einem trefflichen Weine machte, den der Wirth im Keller habe, er der Versuchung nicht widerstehn konnte, ihn auf der Stelle zu kosten. Jonathan ward gesandt, eine Flasche davon herbeizuschaffen und hierauf freundschaftlich eingeladen, sie mit leeren zu helfen, da der Professor solcher edlen Gabe sich stumm und allein zu freuen durchaus nicht vermochte.

„Du herrlicher Sohn der Erde und der Sonne!“ rief Jonathan, als er das erste Glas getrunken, und hob das zweite gegen das Fenster, durch welches ein brennender Abendhimmel schaute — „Ponderables Feuer! Verkörperter Himmelsgeist!“

Du steigst herab, gesandt aus Himmelsräumen
Vom Vater, der zum Mittler dich geweiht,
Du steigst herab den armen Erdensöhnen
Das Leben mit dem Himmel zu versöhnen!

Der Professor sah ihn erstaunt an. „Woher zum Teufel, Lieber,“ rief er endlich, „woher haben Sie das?“

„Woher?“ entgegnete Jonathan. „Ja, wertheste Herr Professor, wenn ich das wüßte! Es streifen gar mancherlei Dinge durch meinen Kopf, von denen ich nicht weiß, woher ich sie habe. Geht es denn aber uns Menschen überhaupt gerade mit dem Besten, was in uns ist, nicht eben so?“

Der Professor schüttelte den Kopf und trank. Jonathan schenkte ihm schnell ein frisches Glas ein und fragte: „Wie schmeckt Ihnen der Wein?“ Der Professor meinte nie einen bessern getrunken zu haben; Jonathan meinte dasselbe. Gegen diese Uebereinstimmung der Meinungen aber konnte die erste Flasche sich nicht lange halten. Jonathans Vorsicht

hatte schon für eine zweite gesorgt, die er aus dem Nebenzimmer herbeilangte.

Die Unterhaltung stieg indeß mit jedem Glase zu höherer Lebendigkeit. Der Professor fing nach seiner Gewohnheit an, Gedichte zu recitiren, welches Jonathan auf gleiche Weise aus dem Stegreif beantwortete, und ob jenem gleich hierbei sehr auffallende Reminiscenzen aus seinen eignen Gedichten merklich wurden, so verwunderte er sich doch jetzt fast gar nicht mehr darüber; bald nachher, als er seinen Gesellschafter ein Trinklied anstimmen hörte, welches er selbst ganz kürzlich erst gemacht, dünkte ihm dies sogar vollkommen, als müßte es so seyn. Denn immer außerordentlicher entwickelte sich ein so behendes Zusammentreffen ihrer beiderseitigen Empfindungen und Gedanken, daß einer stets dem andern die Worte aus dem Munde nahm und, wie zwischen zwei im magnetischen Rapport stehenden, jedem des Gefährten innerstes Wesen gleich einem aufgeschlagenen Buche vor Augen zu liegen schien, in welchem er sprechend las. Der Professor glaubte sich selbst zu hören, wenn Jonathan redete, und so wieder umgekehrt; und indem die dritte Flasche, die der letztere nebst einer vierten mit ziemlich unsicherm Tritt herbeigeholt hatte, zugleich mit den Dingen um sie her auch das Bewußtseyn der Persönlichkeit

ins Schwanken zu bringen begann, kam es dem Professor in der That vor, als sah' er sich selbst am Tisch sich gegenüber sitzen; ja, als vollends Jonathan nach einer beträchtlichen Pause, die in der Unterhaltung entstand, ihn plötzlich fragte: „Liebster Jonathan, was fehlt Ihnen? warum so nachdenkend?“ — da zweifelte er nicht mehr, daß er wirklich Jonathan und dieser der Professor sey, und antwortete sehr ernst: „Bester Herr Professor, mich beschäftigt eine wichtige Untersuchung. Ich denke eben darüber nach, ob ich wirklich ich bin, und ob es nicht möglich ist zugleich ich und zugleich du zu seyn!

Jonathan zog die Augenbraunen in die Höh', wie der Professor zu thun pflegte, wenn er sprach. „Mein guter Jonathan,“ hub er an, „das sind Fragen, an welchen sich die Weisen aller Zeiten die Köpfe eingestoßen haben. Ich rathe euch, sie nicht weiter zu verfolgen, denn sie führen directe zur Narrheit.“ „In der That,“ fuhr er nach einem Augenblick Nachsinnen lächelnd fort, „wenn ich bedenke, wie ich außer dem Professor, der ich wirklich, auch noch zugleich Jonathan, eigentlich aber eine gewisse dritte Person bin, die ich trotz der kleinen Nüance von Besoffenheit, in der meine Seele schwimmt, euch doch nicht nennen mag, so

macht mir diese Dreieinigkeit den Kopf so schwindlich, daß mein ganzes Wesen mir — —“

„Wie ein Schatten, wie ein Traum vorkommt!“ fiel der Professor ein. „Richtig, Jonathan!“ rief jener, „das war's, was ich sagen wollte. Schatten! Traum! Ich confundire mich sogar dergestalt auch mit andern Dingen der Außenwelt, daß es meinem Bewußtseyn schwer wird, aus diesem Haufen Spreu mich selbst, gleich einem edlen Gerstenkorn, herauszupicken.“

Der Professor nickte beifällig und sprach: „So ist mir auch zu Muth, theurer Professor! Doch muß ich gestehen, von der dritten Person und der Dreieinigkeit, die Sie vorhin erwähnten, finde ich in mir keine Spur, sondern —“ „Das hat auch seine gute Ursach,“ unterbrach ihn Jonathan, „die ich aber, wie gesagt, nicht sagen mag!“ — „Sondern,“ fuhr der Professor fort, „es ist vielmehr eine Zweieinigkeit, ein Doppeltes, was ich in mir fühle, zu welcher Doppelansicht denn, wie mir eben in dieser Stunde der Begeisterung klar wird, meine ganze Natur überhaupt eine große Neigung zu haben scheint: denn doppelt sehe ich diese Flasche, doppelt seh' ich dieses Glas, und doppelt sitzen Sie, geehrter Freund, in diesem Augenblick mir gegenüber!“

„Wie könnt' ich's anders seh'n und fühlen, Geliebter!“ rief Jonathan. „Ich fühle mich eins und doch auch zwei in meiner Liebe zu dir, ja nur indem ich doppelt mich fühle, bin ich eins; denn du bist die Ergänzung meines Wesens, und also bin ich wahrhaft ich und du zugleich!“

„O Ideal der wahren Freundschaft!“ schrie der Professor auf, „du edler Dualismus edler Seelen! du allein nicht verwerflicher, denn du strebst zur Einheit, ja du bist sie selbst! Wie begeisterst, wie entzündest du mich, und hebst mich zugleich mit dem Geliebten hinaus über das Leben in die Unendlichkeit!“

Er erhob sich bei diesen Worten, um über den Tisch seinen Freund zu umarmen, allein er stieß dabei so heftig an den Tisch, daß dieser anfing zu schwanken: Jonathan, welcher ihn halten wollte, verlor darüber selbst das Gleichgewicht und fiel, denselben nach sich ziehend, vom Stuhle. Der Professor jedoch, unerschüttert und nur seinen Zweck im Auge, ließ sich auf der Stelle neben dem Liegenden nieder, richtete ihn auf, und so, beide nebeneinander an der Erde sitzend, umarmten sie sich zärtlich.

Jonathan fischte aus den Gläser- und Flaschentrümmern die einzige ganz gebliebene auf, fand

noch eine Neige darin, trank, und reichte sie dem Professor hin. Wenn jetzt, rief dieser mit einem kleinen boshaften Lächeln, indem er die Flasche an den Mund setzte, „wenn jetzt die Frau Professorin dazu käme, sie würde doch eine ungemeine Freude haben!“

„Ich wünsche nicht, daß es geschehe!“ entgegnete Jonathan. „Die Weiber haben keinen Sinn weder für Begeisterung noch für die Freundschaft, und wenn meine Frau uns also sitzen sähe — es ist dir nicht entgangen, Geliebter, daß ich ein wenig unter ihrem Pantoffel stehe — —“

„Wie überhaupt in unsern schwächlichen Zeit die Idee unter dem gemeinen Leben!“ ergänzte der Professor.

Jonathan fing an zu singen: „Gaudeamus igitur, coelibes dum sumus!“ Jubelnd stimmte der Professor mit ein. Da öffnete sich plötzlich die Thür, und hereintrat die Professorin wirklich, begleitet von dem Kammerrath und dem Doctor Schachtheimer, den sie in der Gesellschaft getroffen hatten. Bei dem Anblick des letzteren kroch Jonathan schnell und ängstlich unter eins von den Betten, die im Zimmer standen; der Professor aber schaute mit großer Freundlichkeit den Eintre-

tenden entgegen und bat, gleichfalls Platz zu nehmen.

„Ums Himmelswillen, was ist das?“ rief Caroline.

Mit lallender Zunge sprach der Professor: „Sie suchen den Herrn Gemahl? Dort ist er unter dem Bett. Belieben Sie zu hören, wie er bellt!“

In der That steckte Jonathan den Kopf unter dem Bette hervor, und knurrte und bellte wie ein Hund. „Du, du!“ rief der Doctor Schachtheimer drohend: sogleich zog jener den Kopf zurück und war still.

Caroline rang die Hände und schien ganz außer sich. Der Doctor aber sprach mit einem schadenfrohen Lachen: „Da hat sich ja das Ideal wirklich einmal zur Erde niedergelassen!“ Und lachend half ihm der Kammerrath den Professor emporheben und zu Bett bringen, wo ihm, unter beständigem Protestiren, daß es sich für ihn nicht schicke, bei der Frau Professorin zu schlafen, endlich die Augen zufielen und er ruhig der morgenden Gardinenpredigt entgegenschlummerte.

Jonathan war, als man nachsah, gleichfalls eingeschlafen. Der Kammerrath beschloß, ihn zur Strafe die Nacht auf seinem Bivouac zubringen zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Der Professor schämte sich den andern Tag vor sich selber, und das triumphirende Lächeln des Kammerraths, so wie die Tröstungen des Doctors, in welchen er nur versteckte Bosheit sah, verletzten ihn um desto empfindlicher, je mehr er fühlte, wie sehr er beiden das Recht dazu in die Hände gegeben hatte. In seinem Unmuth darüber ertrug er die Vorwürfe seiner Frau und ihre schonungslosen Anspielungen nicht mit gewohnter Gelassenheit: es kam oft zu harten Worten, welche die Spaltung zwischen beiden Gemüthern noch mehr vergrößerten. Der Doctor schien geflissentlich bemüht, den kaum glimmenden Funken der Erbitterung durch mancherlei hingeworfene Aeußerungen zur hellen Flamme anzufachen. So entfernten sie sich immer weiter von einander, und entschiedener, als es bis jetzt geschehen, ging jedes seinen eignen Weg.

Da Jonathan gleich am andern Morgen nach jenem Auftritt verschwunden war, und sich nicht wieder sehen ließ, streifte jetzt der Professor ganze Tage lang, Pflanzen und Steine suchend, einsam in der Gegend umher. In dieser Einsamkeit aber trat auf dem düstern Grunde seiner Unzufriedenheit

das Bild der Sängerin im Walde um desto mächtiger und mit erneueter Glut der Farben hervor, und seine ganze Seele war ihm zugewandt in heißer Sehnsucht. — Caroline flog indeß, berauscht von dem Zauber der Gesellschaft und von der Huldigung, die ihr der männliche Theil derselben darbrachte, von Vergnügen zu Vergnügen. Der Kammerrath und der Doctor waren dabei ihre unzertrennlichen Begleiter, und wenn jener oft ziemlich sauer dreinsah, war dieser hingegen unablässig bemüht, ihr neue Triumphe zu bereiten und in allen Stücken gefällig zu seyn.

So hatte er sich unter andern viele Mühe gegeben, ihren Hahn zu einigen artigen Kunststücken abzurichten. Die Gelehrigkeit des Schülers entsprach der wunderbaren Geschicklichkeit des Meisters. Als daher einst, auf seinen Antrieb, die Professorin in einer Abendgesellschaft damit hervortrat, der Hahn manierlich krähend die Stunden anzugeben, gravitätisch aus einem Haufen beschriebener Zettel auf jede Frage eine passende Antwort herauszuscharren verstand, mit liebäugelndem Kopfdrehen den Damen das Futter aus der Hand zu picken mußte, ja als endlich sogar aus einigen ihm untergelegten Eiern in kurzer Zeit lebendige Küchlein zum Vorschein kamen, da ward ihr der ungemei-

sanfte Beifall dafür zu Theil, das kunstreiche Thier selbst aber, zu ihrer Freude und zu großem Ergötzen des Doctors, auf Unkosten des ungeschickten Paradiesvogels bis in den Himmel erhoben.

Auf diese Art schien der Professor sowohl, als seine Frau den eigentlichen Zweck ihres Hierseyns gänzlich aus dem Gesicht verloren zu haben. Sogar die Ankunft des Doctors vermochte Carolinen nicht dem Strudel der Vergnügungen zu entreißen; sie war vielmehr sehr zufrieden, als jener ihr zwar eine gemeinschaftliche Entdeckungsreise versprach, sie aber zugleich bis in den folgenden Monat, als der zu einem Besuch des Gebirges schicklichsten Zeit, vertröstend hinaus schob.

Nicht so der Kammerrath. Ihm schwebten die Schätze des alten Königs unaufhörlich vor Augen, und er hatte während dieser ganzen Zeit nach verschiedenen Seiten hin gehorcht und gefragt. Doch soviel man ihm auch von dem Daseyn eines muthwilligen Bergkobolds zu erzählen wußte, der unter mancherlei Gestalten sich das Vergnügen mache, Reisende zu necken, Vorwitzige zu bestrafen und Dürftige zu beschenken, so wenig wollte man jemals von dem alten Könige und seinem Grabe gehört haben. Ein Fremder, der sich für einen ehmaligen Hauptmann in neapolitanischen Diensten ausgab,

hatte allein einige Kenntniß um die Sache. Ob ihm gleich der Eingang zu dem Grabe des alten Königs nicht minder unbekannt war, als allen andern, so eröffnete er doch dem Kammerrath bei genauere Bekanntschaft, wie er nicht zweifle, mittelst seiner trefflichen Wünschelruthe den rechten Fleck zu treffen. Der Kammerrath erwiederte auf der Stelle Vertrauen mit Vertrauen. Beide verbanden sich zu einem Versuche, der jedoch ohne Zuziehung des Professors und seiner Frau gemacht werden sollte, und sobald das Wetter sich günstig wieß, trat der Kammerrath, unter dem Vorwande einer kleinen Reise nach einem benachbarten Städchen, die Bergwanderung mit seinem Gefährten an.

„Er entläuft uns nicht!“ sprach der Doctor mit einem sardonischen Lächeln, als Caroline scherzend einige Bemerkungen über den so geheimgehaltenen Zweck dieser Reise machte. „Ich halt' ihn fest!“ fuhr er fort, „und früher sollt ihr mit ihm wieder zusammenkommen, als euch lieb seyn wird.“ — In seinen Augen flackerte bei diesen Worten die unheimliche Glut empor, vor der Carolinen graute, und welche sie seit dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft nicht wieder an ihm wahrgenommen hatte. Allein eben mit der Vollendung ihrer Toilette zu dem

heutigen großen Konzert beschäftigt, achtete sie nicht weiter darauf.

Der Doctor hatte, trotz seinem oft geäußerten Widerwillen gegen alle Musik, dennoch ihrem Wunsche nachgegeben und wollte sie begleiten. Jetzt entschloß sich auch der Professor dazu, fast mehr noch durch die Abwesenheit des Kammerraths, dessen Aufmerksamkeiten gegen seine Frau doch nicht aufhörten ihm die Galle zu erregen, als durch das Verlangen bewogen, wieder einmal gute Musik zu hören. Nach der Ankündigung des Konzerts durfte man sich etwas mehr als Gewöhnliches davon versprechen.

Eine Symphonie von Beethoven rauschte ihnen bei dem Eintritt in den hellen Saal entgegen. Sie zog den Professor bald allgewaltig mit sich fort durch das romantische Labyrinth ihrer Harmonien. Die verborgensten Gefühle seines Innern richteten im Sturm der Töne mitklingend sich in seinem Busen auf und entrückten ihn seinen äußern Umgebungen. Desto unwilliger aber fühlte er sich durch eine darauffolgende sogenannte Bravournarie mit ihren Rouladen, Trillern und Staccatos wieder in die Wirklichkeit zurückgerissen, und während der Saal vom Beifallsklatschen wiederhallte, flü-

sterte er aufgebracht dem Doctor zu: „Welche elende Seiltänzerkunststückchen! Welche Entweihung!“

Ein Violinkonzert diente nicht, ihn zu besänftigen, so wenig als eine Scene aus einer beliebten neuern Oper mit ihren Gassenhauermelodien und ihrer armseligen Harmoniespielerei. „Cherubschwert in Knabenhänden!“ zürnte er von neuem: „Heilige Sanskritta in Poissardenmunde!“ — Der Doctor nahm die Baumwolle aus den Ohren und lächelte über des Professors Zorn.

Da schwebten die Kronenleuchter in die Höhe und verschwanden in der Decke des Saals. Halbdurchsichtige Glaslampen traten an ihre Stelle, ringsumher eine rosenfarbene Dämmerung verbreitend; die übrigen Lichter verlöschten; alles ward still. „Sie kommt! da ist sie!“ lief ein Geflüster durch die Menge. Eine hohe verschleierte Gestalt erschien, die Harfe im Arm. Kein Athemzug regte sich. Dem Professor klopfte das Herz in froher Ahnung. Die Harfe erklang, erst leise, dann immer lauter und mächtiger; in rauschenden Akkorden anschwellend bis zum gewaltigsten Fortissimo schlugen die Töne wie Meeresbrandung an jede Brust, daß sie erbebte. Caroline sah sich nach dem Professor um; ihre Wangen glühten. Indem mischte sich der Gesang in das Harfenspiel: da drückte sie die gefalteten Hände an

die hochklopfende Brust, Thränen drangen aus ihren Augen, und sie rief leise: „Sie ist es!“

Auch dem Professor blieb kein Zweifel, daß es die Sängerin im Walde sey. Er vernahm die Worte nicht, die sie sang; nur den entzückenden Tönen lauschte er, die wie Himmelsthau niedersanken in sein lechzendes Herz. Er bemerkte es kaum, daß der Doctor neben ihm auf einmal seinen Sitz verließ, und sich durchdrängend nach der Thür eilte.

Die Sängerin hatte geendet und verschwand. Doch kein Laut regte sich im ganzen Saale; bis endlich die Lichter wieder entbrennten, und die Empfindung, von der alle Herzen voll waren, jetzt erst zum Bewußtseyn kommend, sich in dem ungemessensten Beifall entladete. Die Frage: Wer ist sie? flog nun von Mund zu Mund. Allein obwohl den meisten ein Gerücht von ihrem ergreifenden Gesang und dem mächtigen Harfenton schon früher zu Ohren gekommen war, so hatten doch wenige nur sie wirklich gesehen und gehört, und keiner von allen wußte zu sagen, wer sie sey, noch woher sie stamme.

Caroline stand auf und verließ den Saal. Der Professor folgte ihr. In dem Gedränge aber ward er bald von ihr getrennt, und nur nach langem

Suchen fand er sie in einem Nebenzimmer im Gespräch mit der Sängerin. Bei seinem Eintritt berührte diese Carolinens Stirn mit einem leisen Kuß: „Glaube, liebe, hoffe!“ sprach sie, und entzog sich schnell durch eine Seitenthür seinen Blicken.

Caroline war in der heftigsten Bewegung. Sie verlangte auf der Stelle nach Hause zurückzukehren. An ihrem Busen bemerkte der Professor eine Passionsblume, eine Rosenknospe und eine kleine Ranke von Immergrün. Sie waren, wie sie sagte, ein Geschenk der Unbekannten und von dem unschätzbarsten Werthe. Worin dieser jedoch eigentlich bestand, das wollte sie eben so wenig gestehen, als überhaupt den Inhalt ihres ganzen Gesprächs mit jener. Sie machte sich, in Thränen zerfließend, nur immer selbst die härtesten Vorwürfe, daß sie, in eitler Lust befangen, ihres unglücklichen Kindes ganz vergessen, und bestand darauf, sogleich mit dem morgenden Tage die so lange aufgeschobene Reise ins hohe Gebirge zu unternehmen, um das Grab des alten Königs aufzusuchen, wo sie ja, nach der Verheißung der Unbekannten sowohl als des Doctors, Aufschluß über das Schicksal ihres Theodors finden sollte. Der Professor mußte noch denselben Abend einen gebirgskundigen Führer dingen, und Caroline traf emsig alle Vorkehrungen zur Wanderung.

Der Doctor ließ sich nicht wiedersehen, und war selbst am folgenden Morgen nicht in seiner Wohnung zu finden. Man mußte sich daher entschließen, ohne ihn zu reisen. An seiner Stelle aber fand sich unerwartet Jonathan wieder ein, welcher sogleich bereit war zur Begleitung. Ihm sey, versicherte er, jeder Baum und jeder Stein bekannt im Gebirge, und er werde sie sicher an den rechten Ort führen. Doch warne er sie, weil es jetzt noch Zeit sey: Wer das Reich des goldnen Tages verlasse, der verfalle den unterirdischen Mächten, die keines Menschen Freunde seyen.

Carolinens Entschluß aber stand zu fest, als daß diese Warnung, mit so ungewöhnlichem Ernste sie auch ausgesprochen wurde, ihn hätte erschüttern können.

Achtes Kapitel.

In den Thälern lagerte der Nebel; die Bergspitzen glühten im Frühlicht. Eine dichte Wolkenmasse rollte wie ein Vorhang von der Zinne des hohen Gebirges nieder, und nur durch die Lücken, welche der frische Morgenwind von Zeit zu Zeit hineinriß, schaute dieses, tiefblau, bald hier, bald da hervor wie ein dunkles Geheimniß.

Caroline ging schweigend und in sich gekehrt mit hastigen Schritten voraus. Der Professor folgte ihr frohen Muthes und mit gleicher Eilfertigkeit; denn in seine Segel blies die Hoffnung, durch einige Worte seiner Frau erzeugt, dort im Gebirge die schöne Sängerin wieder zu finden.

„Immer bas! immer bas!“ *) rief ihnen der Führer zu, welcher zuletzt schritt. „Mit solcher Eil kommt man hierlandes nicht weit.“ — Der Weg hob sich immer steiler; sie fanden bald durch ihre gänzliche Erschöpfung des Mannes Rede bestätigt, und mußten sich bequemen, langsamer zu gehen. Jonathan, welcher unermüdlich hin und wieder springend bald der Professorin eine seltene Blume, bald ihrem Manne einen merkwürdigen Stein zutrug, lachte sie weidlich aus.

Es offenbarte sich an ihm heut überhaupt eine ganz besondere Art von Lustigkeit und wilder Laune, die stets ausgelassener ward, je weiter sie in das Gebirge vordrangen. Er war alle Augenblicke einmal von ihrer Seite verschwunden, und begrüßte sie dann unerwartet von der Spitze eines hohen Felsens herab mit gellendem Zuruf, der weit umher den Wiederhall weckte, oder ließ aus dem Wipfel

*) Bas, bei den dortigen Gebirgsbewohnern gebräuchlich für langsam, allmählich.

eines Baums ein wunderliches Conzert von Vogelstimmen erschallen, die er auf das täuschendste nachzuahmen verstand. „Gott grüß euch, Gevatter! Guten Morgen, Base!“ hörten sie ihn oft hinter sich rufen; und wenn sie umschauten, wem der Gruß gelte, sahen sie ihn vor einem mächtigen Felsblock oder einer schlank emporragenden Birke stehen, mit welchen er unter lebhaften Bewegungen leise zu sprechen schien. Dabei kam es dem Professor zuweilen wirklich vor, als neigten die Bäume ihre Zweige gegen ihn, und regten flüsternd ihre Blätter; ja als ihr Weg sie bei einem Wasserfall vorüber führte, schwoll der Waldstrom sichtlich, auf Jonathans Anrufen, zu doppelter und dreifacher Stärke, und brauste mit so gewaltigem Ungestüm über die Klippen herab, daß sie, in Wasserstaub eingehüllt, den Boden zittern fühlten, auf welchem sie standen.

„Sie machen da eine interessante Bekanntschaft!“ sagte Jonathan zum Professor. „Das ist Herr Kühleborn, Undinens Oheim.“*)

Als sie eine Strecke weiter gegangen waren, kamen ihnen einige Bäuerinnen mit eilenden Schritten entgegen. Sie trugen leere Körbe auf dem Rücken und sahen ängstlich und erschrocken aus.

*) S. das reizende Mährchen: Undine, von Fouqué.

„Geht nicht weiter! geht nicht weiter!“ riefen sie. „Das ist heut kein guter Tag. Seht ihr nicht, wie das Gebirge braut?“

Der Professor stutzte und blieb stehen. Doch Jonathan sprach: „Kinderpossen! Was dort oben gebraut wird, das trinken die dort unten; wir nicht.“ Und so schritten sie weiter. Der Führer folgte brummend.

Ueber eine Weile aber begegnete ihnen ein Trupp Holzhauer, die in großer Hast den Berg hinab liefen. „Ihr thätet auch wohl, wenn ihr wieder umkehrtet!“ riefen diese gleichfalls. „Das haust und braust und heult dort oben heut, als ob die Hölle los wäre.“

„Läßt's gut seyn!“ sagte Jonathan: „Wenn die Hölle los ist, so wollen wir sie wieder anbinden. Ich verstehe mich darauf, solche Ungewitter zu bändern zu treiben.“ Allein der Führer meinte, wenn sie ihre Haut zu Markte tragen wollten, so stehe dieß in ihrem Belieben: er habe keine Lust, sich von dem Berggeiste den Hals umdrehen zu lassen. Damit bat er um seine Bezahlung, legte die Reisenothwendigkeiten, mit denen er belastet war, an die Erde, stellte daneben die beiden Käfige mit dem Hahn und dem Paradiesvogel, von welchen

ihre Besitzer sich auch jetzt nicht hatten trennen wollen, und lief aufs eiligste den Holzhauern nach.

Jonathan sparte kein Zureden, um den bestürzten Professor wieder zu ermuthigen und in Bewegung zu bringen; Caroline schien ohnedieß unter allen Umständen zu Fortsetzung der Reise entschlossen. Der Erstere belud seinen Rücken mit dem, was der Führer abgeworfen hatte; Caroline nahm ihren Hahn, der Professor endlich auch seinen Paradiesvogel, und so traten sie ihren Marsch von neuem an.

Der Wolkenvorhang rollte indeß immer tiefer an dem Gebirge herab. Ein fernes Rauschen und Brausen ließ sich vernehmen, das fortwährend näher kam; der Wind, der ihnen frisch entgegen blies, ward zum Sturm; sie hörten das Krachen der Bäume, die er niederwarf, und mußten hinter einen Felsen Schutz suchen vor seiner Wuth.

Plötzlich sahen sie sich rings von einem dichten Nebel umgeben. „Nun sind wir mitten in den Wolken!“ rief Jonathan lachend. „Wer weiß, ob euer Pegasus euch je so hoch getragen hat, Herr Professor.“ — Er kletterte lustig den Felsen hinauf; sie sahen durch den Nebel die schwankenden Umrisse seiner Gestalt in Riesengröße auf der Spitze stehen, und es schien ihnen, als raffte er mit den langen Armen den vorüberziehenden Nebel in unge-

heure Bälle zusammen, die er jauchzend den Abhang hinunterschleuderte.

Während dessen war es um sie her ganz ruhig und still geworden: Jonathan trieb herabsteigend zum Weitergehen. Die Wolken, in denen sie fortschritten, wurden aber bald so dicht, daß man kaum zwei Schritte weit vor sich sehen konnte; sie mußten einander öfters zurufen, um sich nicht zu verlieren. Caroline fühlte sich ermüdet und wünschte ein paar Stunden zu ruhen. Jonathan tröstete sie mit der Versicherung, daß eine von den einzeln im Gebirge zerstreuten Wohnungen in der Nähe seyn müsse. Wirklich hörten sie eine Weile nachher das Läuten der Kuhglocken, bald sogar das Bellen eines Hundes, und steuerten frischen Muthes darauf zu. Allein so wacker sie auch schritten, der willkommene Schall wollte nicht näher kommen, sondern schien vielmehr, bald rechts, bald links ertönend, immer in gleicher Entfernung vor ihnen her zu ziehen. Werden wir bald da seyn? fragte die Professorin oft. „Bald, bald!“ tröstete Jonathan, wobei er allzeit heimlich vor sich hin lachte.

So waren sie bereits ein paar Stunden bergauf und hergab gestiegen; vor ihnen war es ganz still geworden; kein Laut des Lebens ließ sich spüren, keine menschliche Wohnung zeigte sich. Indeß

bemerkten sie, daß der Nebel mit beschleunigter Geschwindigkeit an ihnen vorüber abwärts trieb; es ward heller um sie her, und nach einer Viertelstunde waren sie gänzlich außer den Wolken. Ueber ihnen wölbte sich rein und heiter der blaue Himmel; zu ihren Füßen aber ruhte weithingedehnt das Gewölk, wie ein im krausen Wellenschlag erstarrtes Meer. Die Sonne, die schon tief im Westen stand, strömte ihr rothes Gold über die weiße Fläche, einzelne Bergspitzen ragten wie Inseln daraus hervor.

Jonathan erkletterte, einem Eichhörnchen gleich, den Wipfel einer Tanne, sah sich um, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß er sich verirrt habe, und eigentlich nicht wisse, wo sie sich befänden. Dabei wollte er sich ausschütten vor Lachen über die Vorwürfe, in welche der Professor ausbrach, und über dessen Aengstlichkeit, sprang wie ein Besessener im Kreise umher, ja, als Caroline endlich auch zürnend fragte: was denn nun aus ihnen werden solle in dieser Einöde? da nahm er in seiner tollen Lustigkeit plötzlich den Kopf zwischen die Beine, und kollerte so den steilen Abhang einer Felsschlucht hinab, an welcher sie eben standen. Caroline schrie laut auf vor Entsetzen. Der Professor faßte erbleichend die Hand seiner Frau und

hat, sie möchte doch lieber auf der Stelle mit ihm umkehren, als sich länger der Führung dieses aberwitzigen Kobolds überlassen. Indem aber stand dieser auch schon lachend wieder bei ihnen, kniete vor Carolinen nieder und beschwor sie, nicht zu zürnen: er könne nun einmal heut seinem Hang zum Necken nicht widerstehen; doch wolle er sich jetzt bestreben, vernünftig zu seyn wie ein Professor, und sie ohne weitern Aufenthalt an das Ziel ihrer Reise führen. Damit setzte er sich hin, öffnete den Speisekorb und ersuchte, gleichfalls zuzulangen, um sich zu Fortsetzung der Reise zu stärken: der Weg in die Felsschlucht hinab, der ihnen jetzt bevorstehe, sey ein wenig ermüdend, wofern sie nicht Lust hätten, denselben auf die schnelle und bequeme Art zurückzulegen, die er ihnen eben gezeigt.

Als die Professorin an den Abhang trat, bebte sie zurück vor der jähen Tiefe. Jonathan sprach ihr Muth ein. „Verlaßt euch nur ganz auf mich!“ sprach er, ihr seine Hand reichend. „Es sind nun wohl schon über 320 Jahre her — es war gerade an dem Tage, da Doctor Luther zu Eisleben geboren ward, — seitdem ist es mir nicht wieder begegnet zu straucheln, ob ich gleich seit der Zeit merklich schwächer auf den Beinen geworden bin.“

Er führte Carolinen schnell und sicher, und sie

hatten bereits das Ende des Abhangs erreicht, als sie zurückblickend noch an seinem Anfang den Professor ängstlich herumrutschen sahen. Jonathan kehrte um und holte auch ihn herab.

Indeß brach die Dämmerung mächtig ein. Der Weg war rauh und ungewiß. Jonathan zog eine große papierne Laterne hervor. „Ich habe gute Freunde hier in der Nähe," sprach er, „die uns mit Feuer aushelfen werden. „Als sie um eine Felsenecke bogen, zeigten sich ihnen seitab in einem Winkel einige Irrlichter. Jener pfiff auf dem Finger, und sogleich kam, gehorsam wie ein Hündlein, eins derselben herübergehüpft, an welchem er sein Licht anſteckte. Dem Professor lief es kalt über den Rücken. „Meinen schönen Gruß, Züngelchen, an den Herrn Vater und die Frau Mutter!" rief Jonathan. „Stehe bei Gelegenheit wieder zu Diensten." Der Irrwisch hüpfte zurück, und sie schritten weiter.

Die hohen Felsen, welche sie nahe zu beiden Seiten des Weges begleitet hatten, fingen jetzt an auseinander zu laufen; der Pfad hob sich allmählich wieder, und mit einemmale stand der Mond wie ein leuchtendes Panier über der Zinne der Felsen zur linken Hand.

„Nun wäre mein Licht überflüssig!" sagte Jona-

than. „Allein ich finde es spaßhaft, mit der papierenen Laterne dem Monde zu leuchten, und mich dünkt, es ist dies ein treffendes Bild eurer modernen Aufklärung.

Als sie so über die gewölbte Fläche des Berghangs hingingen, aus welcher hier und da, weißglänzend im Mondenlicht, die alten Stamm- und Wurzelreste gefällter Bäume wie gebleichte Riesengebeine hervorragten, fiel dem Professor die Sage von den Gräbern der Riesen ein, und mit halblauter Stimme erinnerte er auch seine Frau daran.

„Hm," sagte Jonathan ernst, „ist denn nicht die ganze Erde ein ungeheures Grab? Stehen wir denn nicht überall auf dem Staube von tausend untergegangenen Pflanzen- Thier- und Menschengeschlechtern, unter welchen der Riesenkörper der alten Zeit begraben liegt?"

In diesem Augenblick ließ sich unter ihren Füßen ein dumpfes Rauschen und Rollen vernehmen. Jonathan blieb stehen und horchte auf. „Wir sind zur Stelle!" rief er. „Der Schooß der Erde öffnet sich. Meine Hand kann euch nicht zurückhalten, denn euch treibt eine mächtigere. Fahret wohl!" — Ihnen gegenüber zeigte sich ein Licht; es schien ihnen schnell entgegen zu kommen. Jonathan löschte seine Laterne aus, und plötzlich stand vor ihnen ein kleiner

Mann in Bergknappentracht, das roth flakkernde Grubenlicht an der Mütze, in der Hand einen schweren Fäustel tragend. Caroline erkannte sogleich den Doctor Schachtheimer. „Weh, weh!“ schrie Jonathan mit entsetzlicher Stimme. „Wahre deine drei Blumen wohl, Frau, sonst seyd ihr verloren!“ Der Doctor hob den Hammer drohend gegen ihn, da loderte er in einer blauen Feuergarbe hoch empor, schoß mit Blitzesschnelligkeit durch die Felsschlucht hinab, und sie hörten noch lange seinen gräßlichen Weheruf, den der Wiederhall hundertstimmig nachrief; so wie er aber das weißglänzende Wolkenmeer tief unter ihnen erreicht hatte, tauchte er hinein. Ein prasselnder Donnerschlag erschütterte den Boden; in der Wolkenmasse fing es an zu gähren und zu toben, hohe Wogen bäumten sich empor und stießen krachend an einander, rothe Blitze zischten nach ihnen herauf, der Sturm heulte durch die Klüfte, von den Bergen herab stürzten ungeheure Felstrümmer. „Unmächtiger Zorn!“ rief der Doctor, faßte Carolinens Hand und führte sie seitwärts nach dem weitklaffenden Eingang einer Höhle, die sie nun erst bemerkten. Ein hohes Portal von Basaltsäulen baute sich drüber in die Höhe. „Basalt mitten im Granit!“ sprach der Professor, dem trotz seiner Furcht die mineralische Merkwürdigkeit nicht entging

kopfschüttelnd und mit klappernden Zähnen für sich hin.

Der Doctor führte sie im Innern der Höhle weiter und begann: „Ihr befandet euch in schlechter Gesellschaft; denn dieser Jonathan war niemand anders als der närrische Kobold, welcher hier im Gebirge als Währwolf, als Alp, und sonst unter tausend andern Gestalten sein albernes Wesen treibt. Ich sah ihm zu, in jener Nacht im Walde, als er aus einem Feuermanne und einigen andern Ingredienzen seine letzte Gestalt zusammenknetete, um euch zu necken. Da der Wagen eben vorüberfuhr, kamen eure poetischen Ausdünstungen, Herr Professor, mit unter den Teig, und dies mag wohl Schuld seyn an der großen Aehnlichkeit mit euch.“

Der Professor sowohl als seine Frau waren noch bis jetzt nicht recht zur Besinnung gekommen und folgten dem Doctor nur maschinenmäßig. Doch endlich blieb Caroline stehen und fragte: „Aber wohin führen Sie uns, Doctor? das muß ich wissen ehe ich weiter gehe?“ — „Nun, ich meinte,“ erwiederte dieser gelassen, „es wäre euch drum zu thun, etwas von eurem Kinde zu erfahren.“ Caroline rief: „Wenn das ist, dann weiter in Gottes Namen!“ Der Doctor schnitt eine seltsame

Fratze bei diesen Worten, wandte sich und murmelte etwas vor sich hin. Dem Professor klangs, als spräche er: „die alte Erde ist sich selber Gott! Wir brauchen keinen andern.“ Da kam er sich auf einmal erst recht verlassen vor in dieser unterirdischen Einöde, und wie ein vom Zufall hingeworfener Ball, und es war ihm, als würde sein Innerstes starr wie die Felsen um ihn her. Der Doctor aber schien ihn zu errathen und auf andere Gedanken führen zu wollen, kehrte sich um und sprach: „Wie froh bin ich, daß ihr kein Finanzminister oder sonst ein Kameralist seyd: die schöne Ruhe und Stille hienieden möchten sonst am längsten gedauert haben. Wir befinden uns hier in einer mächtigen Gneißschicht, durch welche überall und in allen Richtungen die reichsten Gänge setzen. Seht hier, und hier, und da — —!“ Er strich bei diesen Worten mit ausgebreiteten Fingern langsam über die Felsenwände hin, und überall wo er sie berührte, fingen sie an in rothem, grünem und weißem Lichte zu erglänzen, und das bunte Feuer zündete in verschiedenen Richtungen weiter und bildete leuchtende Adern, die mit wunderbarer Pracht das dunkle Gestein durchzogen. „Ihr seht,“ rief der Doctor lächelnd, „ich verstehe mich auch ein wenig auf's Magnetisiren.“

Immer schneller abwärts ging es nun bei dem Schein dieser bunten Erleuchtung, und immer geräumiger ward es um sie her. Kaum vermochte der Blick die Höhe des Gewölbes über ihnen zu erreichen. Der Paradiesvogel hatte sich seit dem Eintritt in die Höhle schon sehr unruhig bezeigt; jetzt war's, als ob die seltsamen Lichter, die aus den Felsen strömten, ihn ganz wild und toll machten. Der Professor blieb stehen und öffnete den Käfig, den Vogel zu besänftigen: da ersah sich dieser die Gelegenheit, schlüpfte aus der Thür und flog lustig flatternd davon. Der Professor schrie laut auf, warf den Käfig an die Erde, und alles andre vergessend setzte er in großer Eil dem Flüchtling nach. Der Vogel ließ sich von Zeit zu Zeit auf eine vorragende Klippe nieder, ihn erwartend: doch sobald jener nahe genug kam, um ihn ergreifen zu können, entschwang er sich allezeit von neuem seinen Händen. So trieben sie es eine Weile. Endlich fiel dem Professor ein, sich nach seinen Gefährten umzusehen: mit Entsetzen bemerkte er, daß es hinter ihm ganz finster geworden war. Nur vorwärts dämmerten noch die bunten Felsenadern an den Wänden hin. Eine unaussprechliche Angst überkam ihn, da er sich auf einmal so allein und verlassen sah; er wollte rufen und doch wagte er es nicht, denn

ihm war, als müßte er, statt seiner Stimme, irgend einen andern gräßlichen Laut vernehmen. Rings um ihn war Todtenstille; er hörte nichts als das bange Klopfen seines Herzens. So stand er, und durch seine Glieder schlich ein allmähliches dumpfes Erstarren. Der Paradiesvogel schwebte in weiten Kreisen über seinem Haupte, flog dann wieder eine Strecke vorwärts und kehrte von neuem zurück, als wollte er ihn auffordern, ihm weiter zu folgen. Und indem er so hin und wieder flog, löste sich eine Feder aus seinem Fittig und sank herab, und als sie den Boden berührte, da ertönte der Felsen in einem wunderbar lieblichen Dreiklang, welcher durch die weiten Hallen zitterte. Mit diesem Tone kehrte neues Leben in des Professors Brust zurück, er ermannte sich und faßte den Entschluß, sich der Führung seines Paradiesvogels zu überlassen.

Indeß war Caroline ihrem Führer gleichfalls weiter gefolgt. Als sie den Professor in einem Seitengange verschwinden sah, ward sie zwar besorgt, rief ihn bei Namen und wollte ihm nacheilen; allein der Doctor versicherte, jener Gang stoße nach einem ganz kurzen Umwege wieder mit dem übrigen zusammen, und dort würden sie ohne Zweifel den Verlornen wiederfinden, der es nicht wagen werde, allein weiter vorwärts zu gehen.

„Und wenn wir Euch nicht wiederfänden,“ setzte er nach einer Weile lächelnd hinzu: „würde euer Kummer denn so groß, würde euer Verlust nicht zu ersetzen seyn? Ihr paßt ja doch nicht für einander und vertragt euch nimmer.“

Caroline sah ihn mit Erstaunen an, denn seine ganze Gestalt wuchs höher bei diesen Worten, die Bergmannsmütze war verschwunden; ein Reif von blitzenden Steinen wand sich um seine Stirn; seine Augen funkelten. „Alle Schätze dieses unterirdischen Reichs liegen zu deinen Füßen!“ fuhr er fort, ihr die Hand entgegenstreckend: „Wirf diese Blumen weg, die du am Busen trägst, und reiche mir die Hand, so sind sie dein.“ Sie standen, indem er dies sagte, an dem Rande eines Felsenabsturzes. Caroline sah hinunter und erblickte ihren Mann, der nah an einem dunkeln Abgrunde hin, mit elenden Schritten einer vor ihm her schwebenden weiblichen Gestalt folgte. „Du siehst, er hat dich bald vergessen!“ rief der Doctor. „Sprich nur ein Wort; und er verschwindet für immer in jenen Abgrund, und du bist frei und Königin dieses Reiche.“ Caroline schauderte zurück. „Dort in dem Abgrund,“ begann er von neuem, „dort liegt auch dein Theodor. Die Zigeunerin raubte ihn

dir, und Kräuter suchend auf dem Gebirge fiel der Knabe in einen Felsenspalt und hier herab. Dort liegt er nun und schläft den ewigen Schlaf. In meiner Macht steht es, ihn zu erwecken. Stürzt jener hinab, so steigt dieser lebend herauf in deine Arme. Sprich!" — Caroline verhüllte bebend ihr Gesicht. „Mein Kind, mein Kind!" rief sie. „So werd' ich denn nur jenseits erst dich wiedersehen!" Ihr Begleiter lachte laut auf: „Jenseits! jenseits! Eitler Wahn!" Er ergriff einen Stein und schleuderte ihn hinab in den Abgrund; eine graue Staubwolke wirbelte daraus empor. „Sieh da," sprach er, „das sind die Ueberreste eines ganzen untergegangenen, bessern Menschengeschlechts, das dort unten moderte; Staub! Staub alle die Wünsche, Staub alle Sehnsucht, Liebe und Hoffnung dieser tausend und aber tausend nun zerfallenen Herzen, und ihr stolzes Jenseits schlang die Erde in ihren finstern Schooß! — Wirf deine drei Blumen dort hinab, den Staub zu dem Staube, und reich mir deine Hand!" Caroline aber stieß ihn, als er sie ergreifen wollte, mit Abscheu zurück, faßte die Blumen und hielt sie hoch empor: da schwand der Versucher plötzlich aus ihren Augen, sie sah sich allein und stieg muthig den Abhang hinunter, ihrem Mann zu folgen, den sie

noch immer in weiter Ferne der voranschwebenden Gestalt nacheilen sah.

Diese Gestalt aber, welche der Professor mit solcher Hast verfolgte, war keiner andern als der Sängerin, der herrlichen Jungfrau im Walde, die auf einmal an die Stelle seines verschwundenen Paradiesvogels getreten war. Freundlich winkend schwebte das Trugbild vorauf und zog ihn mit aller Kraft des glühendsten Verlangens unwiderstehlich nach. Und wie er nun so aufwärts und abwärts dahin rennte, hörte er es hinter sich dreinrauschen, und vernahm ein Gekrächze wie von Raben. Er blickte empor: ein Schaar Vögel zog über ihn hin. Er bemerkte aber, als er genau zusah, daß es eigentlich keine Vögel waren, sondern Menschenköpfe, an welchen statt der Ohren große Rabenflügel saßen. Sie schrien und krächzten alle durcheinander, und einige, die ihm nahe kamen, riefen ihm zu: Komm mit, wenn du auch unsterblich seyn willst! — Und wieder rauschte und trappelte es hinter ihm her, und ein Trupp mißgestalteter Zwerge zog an ihm vorbei und rief ihm gleichfalls zu: Komm mit, komm mit, zur Unsterblichkeit! — Er sah, daß einige auf Esel-, andere auf Hundsgerippen einhertrabten, andere wieder sprengten auf stattlichen Greifen vorüber; alle aber trie-

ben ein so entsetzliches Geschrei und Geschnatter unter sich, daß er ganz betäubt wurde. Da sie sämmtlich der Jungfrau nachzogen, so hielt er sich die Ohren zu und folgte ihnen so schnell er vermochte.

So gelangten sie auf einen weiten, ebenen Platz, wo schon eine noch größere Gesellschaft ihrer zu warten schien. Im buntesten Gewirr drehte sich hier alles umher. Es war hell wie am Tage, und diese treffliche Erleuchtung ging von einer zahllosen Menge seltsamer, feuriger Thiergestalten aus, die theils an der Decke und an den Wänden in der schnellsten Bewegung durcheinander schlängelten, theils sich unter den tollen Knäuel der übrigen Gesellschaft mischend das sinneverwirrende Getöse und Geschrei durch ihre Stimmen noch vermehrten. „Wir sind die Lichter!“ quäkten die einen: „Wir sind die Dichter!“ schnarrten die andern. „Wir sind Flammen!“ schrien jene. „Wir reimens zusammen!“ jauchzten diese. Und so ging die rasende Litanei immer lauter und schneller fort ins Unendliche: die Wuth zu reimen steckte alles an, der verwegenste Unsinn schwirrte dem Professor um den Kopf, daß er fürchtete verrückt zu werden. Er sah in der Mitte des Raumes das Bild der Jungfrau emporragen und wollte sich Platz machen durch das

Gedränge; da trat einer von den Zwergen an ihn heran, in einer Hand trug er eine Schlange, in der andern einen ungeheuern Frosch, und sprach: „Steht mir doch bei, lieber Herr, und gebt mir einen guten Rath, wie ich diese beiden widerspenstigen Bestien zusammen reimen soll!“ Und ein zweiter sprang herbei und rief: „Possen! ich will euch das ganze Geheimniß zeigen.“ Er hatte in jeder Hand ein Häufchen Erde, und aus diesen Häufchen sproßten zwei Blumenstengel empor, an ihrer Spitze zwei bunte Blumen hervortreibend, wovon die eine mit sehr großen Staubfäden, die andere mit einem gleichen Pistill versehen war: die Blumen neigten sich gegeneinander, und in dem Augenblick ihrer Begattung entstand ein lieblicher Klang. „Da habt ihr den Reim!“ sprach der Zwerg. „Was wollt ihr mehr?“ Der Professor drängte sich weiter durch. Einer von den Greifenrittern sprengte ihn an und sagte: „Wie? ihr wagt es, euch der Herrin zu nahen, und seyd nicht frei? Glaubt ihr, wir wissen es hier unten nicht, daß ihr an einen Vers gebunden seyd, mit dem ihr euch im Leben nicht reimen werdet? Ich rathe euch, macht euch los von ihm, sonst ist's um all eure Poesie geschehen und um die Unsterblichkeit oben-

dein.“ Dem Professor fing es an zu schwindeln, und er eilte, sich von dem Ritter los zu machen.

Da stand endlich das herrliche Frauenbild vor ihm, nach welchem sein innerstes Wesen sich sehnte; er lief darauf zu und breitete in heißem Verlangen seine Arme nach ihm, es zu umfassen. Als er aber ganz nahe kam und seine Augen zu ihm erhob, sah er, daß es nicht die milden Züge der Jungfrau waren, sondern ganz andere, fremde, vor denen er sich entsetzte und zurückbebte. Da streckte die Gestalt ihre Hand aus und berührte seine Stirn, und das Haar auf seinem Haupte ward zur Flamme, die hoch emporloderte. Ein wildes Jauchzen erhob sich; vor seinen Blicken begann alles sich im Kreise zu drehen; die ganze Versammlung sprang und tanzte mit den ausgelassensten Geberden singend und jauchzend um ihn her; er fühlte sich wider seinen Willen mit hingerissen in den tollen Wirbel, und sprang und sang und reimte Unsinn zusammen wie die übrigen. Der Greisenritter machte sich wieder an ihn: „Sieh,“ rief er, „da kommt dein hinkender Vers! Streich ihn aus: hier ist die Feder!“ Er reichte ihm mit diesen Worten einen blitzenden Dolch hin; der Professor faßte ihn, wandte sich um und erblickte seine Frau. Sie schien ihn zu suchen. Auf ihrer Schulter saß der

verhaßte Hahn. In seinem rasenden Wahnwitz sprang er auf sie zu. Caroline aber — denn sie war es wirklich — als sie ihren Mann mit brennendem Kopfe daherstürzen sah, lief ihm entgegen, griff muthig und entschlossen in die Flamme und drückte sie aus. Erst als sie es gethan hatte, ward sie gewahr, daß sie die Handschuh von Asbest, das Geschenk des Doctors, zufällig an den Händen trug.

Der Professor sank, zur Besinnung kommend, reuevoll vor ihr nieder; doch sie hob ihn schnell empor. „Weiter, weiter!“ rief sie, „es ist keine Zeit zu verlieren!“ und zog ihn mit sich fort durch die wogende Menge. Noch lange hörte sie Geschrei und Gelächter hinter sich drein erschallen. Allmählich aber ward es still und einsam um sie her. Nur einzelne belebte Feuerklumpen streiften hoch über ihnen an dem Gewölbe hin, und der Professor dankte Gott in seinem Herzen, also aus der Gewalt der abscheulichen Larven erlöst zu seyn.

Als sie eine kurze Strecke gewandert waren, gelangten sie an einen großen See, und indem sie an seinem Ufer, einen Ausweg suchend, hingingen, zeigte sich ihnen bald noch ein zweiter von noch größerm Umfang. Jener war weiß und klar, dieser blutroth von Farbe. Ein breiter Damm trennte beide. Und als sie so davor weilten, unschlüssig,

ob sie über den Damm hinweg ihren Weg fortsetzen sollten, fuhr ein scharfer Windstoß über die Fläche des weißen Sees, der alsbald anfing zu sieden und zu schäumen und sich in spitzen Wellen erhob; und aus den Wellen drangen klagende Stimmen, die riefen: „Vergelte! Vergelte!“ Darauf fuhr der Wind auch über den rothen See und regte ihn auf, und die rothen Wellen riefen: „Räche, räche!“ — Sie standen, und heftiges Grausen wandelte sie an vor diesen herzzerschneidenden Stimmen.

„Habt ihr das Rufen noch nicht satt?“ sprach plötzlich jemand hinter ihnen, und sich umsehend erkannten sie den Doctor Schachtheimer, der in seiner gewöhnlichen Gestalt, in dem erdfarbenen Kleide mit den goldnen Knöpfen, bei ihnen stand.

„In jenem See,“ fuhr er fort, „seht ihr die Thränen aller schuldlosen Dulder auf der Erde: Sie fordern nun ihren Lohn. In diesem hier schäumt alles ungerecht vergossene Blut, das Blut der Ermordeten, das Blut der Millionen, welche die Eroberer geschlachtet. Und seit vielen hundert und tausend Jahren rufen nun jene ihr: Vergelte! und dieses sein: Räche! räche! hinauf in den Himmel, aber vergebens, denn dort oben ist kein Ohr, das ihren Ruf vernimmt.“

Carolinens Herz erbebte bei diesen Worten; Entsetzen rieselte kalt durch ihre Adern; sie wollte fliehen und fühlte sich wie festgewurzelt an den entsetzlichen Fleck, wo sie standen. Und hinter ihnen erhob sich ein verworrenes Getöse; Geschrei und Jauchzen ließ sich hören: es rauschte, zischte, raschelte und klapperte immer näher herbei, und auf einmal sahen sie sich von neuem mitten unter der abscheulichen Versammlung, welcher sie vor kurzem erst entronnen waren. In höchster Angst ergriff der Professor die Hand seiner Frau und zog sie mit Gewalt auf dem Wege über den Damm mit sich fort. Allein die Höllenbrut folgte ihnen auf dem Fuße; das feurige Gewürm, Schlangen, Salamander, Molche und Drachen stürzten sich in den Thränen- und Blutsee, daß die Wogen zischend und prasselnd emporspritzten, und kamen schwimmend mit ihnen zu gleicher Zeit auf die andre Seite. Ueberall, wohin sie sich wandten, traten die scheußlichen Larven in ihren Weg. „Wie reimt sich das? Nun reim' uns das! Wir reimens nicht zusammen!“ so schallte es ihnen im Chor von allen Seiten entgegen; ein gräßliches Hohngelächter folgte hinterdrein. Carolinen verginnen die Sinne; sie vergaß des schützenden Blumenstraußes an ihrer Brust; ihre Hand hatte auch die Kraft nicht mehr

sich zu erheben und ihn zu fassen. Sie fühlte sich schaudernd dem Wahnsinn nahe; der Professor sah in Todesangst den Augenblick kommen, wo das wüthende Heer ihn wieder mit sich fortreißen würde in den Strudel seines rasenden Treibens. Da richtete der Hahn auf Carolinens Schulter sich in die Höhe, schlug mit den Flügeln und krähte dreimal mit lauter Stimme. Ein Donnerschlag krachte durch die Gewölbe. Im Nu war das ganze Gewirr um sie her zerstoben und verschwunden. Sie fanden beide allein nebeneinander in tiefster Nacht.

„Gieb mir deine Hand, Caroline," sagte der Professor nach einer langen Pause, „wenigstens wollen wir miteinander sterben." Caroline aber, die in dieser Stille schnell Besinnung und Entschlossenheit wiedergefunden hatte, faßte ihre drei Blumen und hielt sie in der Hand empor. Aus jedem Blumenkelch brach ein lichter Schimmer durch die Nacht. Sie sahen sich um. Der weiße und rothe See hinter ihnen war verschwunden; vor ihnen öffnete sich ein weites Felsenthor.

Sie schritten hindurch: ein geräumiger Gang empfing sie, weiter in die Tiefe führend. Kein Laut regte sich, als der Wiederhall ihrer Tritte. Schweigend setzten sie ihren Weg fort, und obgleich, wie rasch sie auch schritten, der lange Gang gar

sein Ende nehmen wollte, spürten sie doch nicht die geringste Ermüdung; ihre Kräfte schienen vielmehr mit jedem Schritte zuzunehmen. Ein leises Lüftchen, das von Zeit zu Zeit balsamische Düfte auf seinen Fittigen tragend, ihnen entgegenhauchte, erquickte sie wunderbar und belebte ihre Brust gar heimnichvoll mit dem süßen Schauer einer freudigen Erwartung.

Endlich erweiterte sich der Gang; es begann heller zu werden vor ihnen, und indem der Weg eine kleine Beugung machte, standen sie mit einemmal an dem Eingang eines ungeheuern Doms. Eine breite Treppe führte wohl mehr als hundert Stufen hinab, und aus dem Grunde herauf strebten, von den mächtigsten Felsblöcken übereinander gethürmt, rings an den Wänden zahllose Riesenpfeiler in die Höhe, auf denen die unabsehliche Wölbung ruhte. Ein sanftes Dämmerlicht, aus dem Gestein hervorströmend, erfüllte den Raum. In der Mitte des letzteren schien sich, so weit ihr Auge reichte, ein langhingedehnter Hügel zu erheben; schimmernde Farben bedeckten ihn, und vor ihnen, nicht weit von dem Ende der Treppe, lief er in zwei dicht nebeneinander hoch emporragende Felsenstücke aus. Mit klopfenden Herzen stiegen sie hinab. Und als sie den Boden erreicht hatten, wurden sie inne, daß

der Hügel nichts anders sey, als eine liegende Menschengestalt von ungeheurer Größe, in kostbare bunte Teppiche und Gewänder eingehüllt, und was sie für zwei hohe Felsstücke gehalten, das waren die emporragenden Füße derselben. Da merkten sie nun wohl, daß sie wirklich in dem Grabe des alten Königs sich befanden: eine frohe Ahnung hob ihre Brust und wehrte dem Grauen, welches sie bei dem Anblick des Riesenkörpers ergreifen wollte.

Sie wurden gewahr, daß hier und da aus den Klüften des Gesteins lichte Nebel quollen, welche dann die mannichfaltigsten und seltsamsten Formen annahmen, ja zuweilen sich in menschliche Bildungen gestalteten, die mit bedeutender Geberde, den Finger an den Mund legend, an ihnen vorüberstreiften; doch ließen sie sich dadurch nicht irren, sondern schweigend zwar, aber rasch und muthig drangen sie immer weiter vor.

Da kamen sie an eine Stelle, wo große Haufen Gold und Silber aufgeschichtet lagen, und mitten darunter saß auf einem hohen steinernen Sessel eine Figur, die einen mächtig großen Fliegenwedel hin und her bewegte, damit einen Schwarm geflügelter Menschenköpfe, wie sie deren früher schon gesehn,

vom den Goldhaufen hinwegscheuchende. Die wunderlichen Vögel schienen durch einige Oeffnungen oben in dem Dome herabzukommen, und manche Gesichter darunter däuchten ihnen recht bekannt. Und als sie näher traten, sahen sie mit Erstaunen, daß die Figur auf dem hohen Sessel niemand anders war, als der Knauserrath.

Er schien sie gleichfalls zu erkennen: sein Gesicht verzog sich gar jämmerlich, Thränen rollten ihm über die Backen, die Lippen bewegten sich schnell, als ob er spräche, aber sie vernahmen keinen Laut. Dabei fuhr sein Arm mit dem Fliegenwedel immerfort perpendickelartig hin und wieder. Sie machten ihm Zeichen, herabzusteigen, allein er schüttelte traurig mit dem Kopfe, und seine Thränen flossen von neuem. Da sie nun kein Mittel sahen, ihn zu befreien, so mußten sie ihn wenigstens vor der Hand seinem Schicksal überlassen, und konnten nichts, als ihn schmerzlich bedauern, obgleich sie wohl ahnten, daß es eine gerechte Strafe seiner Habsucht sey.

Sie hatten nun das ungeheure Gewölbe in gerader Richtung durchschnitten: das gegenseitige Ende zeigte sich nahe vor ihnen. Ihre Blicke richteten sich wieder auf die liegende Riesengestalt. Sie un-

trschieden die auf der hohen Brust gefalteten Hände; wie ein Staubbach, der über Felsen stürzt, floß der Bart in weißen Wellen an den mächtigen Schultern nieder, und dahinter sahen sie endlich das gewaltige Haupt, die Augen geschlossen, die königliche Binde um die Stirn, auf reichen Polstern ruhen. Mit ehrfurchtsvollem Schauer standen sie von fern und betrachteten das ernste Gesicht, welches selbst in dem starren Schlummer von überirdischer Hoheit strahlte.

So war denn nun in der That erreicht, was sie so lange kaum zu hoffen, so lag denn in frischer Wirklichkeit vor ihnen, woran sie kaum wie an die Verheißung eines herrlichen Traums zu glauben gewagt hatten! Sie zweifelten nun nicht länger, daß auch das Uebrige in Erfüllung gehn, und hier ihnen Nachricht werden würde von ihrem verlornen Kinde. Und indem Caroline sich nun wandte und forschend umhersah, woher diese Kunde ihnen kommen möchte, da erblickten sie nicht weit davon zwischen zwei Pfeilern ein Ruhebett, von zwei steinernen Sphinxen getragen, auf welchem ausgestreckt die Gestalt eines Knaben lag. Zitternd vor Freude und vor ängstlicher Erwartung, mit ungestüm klopfendem Herzen, faßte sie ihres Mannes Hand, und zog ihn mit sich

fort. Und als sie näher kamen, und als sie dem Knaben ins Gesicht schauten, siehe! da erkannten sie die geliebten Züge ihres Theodor!

Aber das Gesicht war bleich und starr, die Augen waren geschlossen. Laut weinend sank Caroline auf ihre Kniee und streckte die Arme nach ihm aus. In der bangen Ungewißheit, ob er schlummere, oder ob er wirklich todt sey, wagte keins von ihnen den Knaben anzufassen, denn sie fürchteten, die theure Gestalt vielleicht in Staub zerfallen zu sehen bei der Berührung.

Rath und Hülfe suchend, in höchster Angst, sendete Caroline ihre Blicke umher, und sie ward gewahr, daß jeder der steinernen Sphinxe einen goldnen Ring im Munde trug: wie ein Lichtstrahl fiel der Gedanke in ihre Seele, die Kraft dieser Ringe zu erproben. Sie sprang auf, ergriff einen derselben und berührte mit dem darin gefaßten rothen Steine leise die Stirn des Knaben. Da hob sich seine Brust, eine schwache Röthe, ein Morgenroth der höchsten Seligkeit für Carolinen, erblühte auf den blassen Wangen, er schlug die Augen empor, schaute um sich und lispelte: Mutter, liebe Mutter, bist du da?

Im Uebermaß der Wonne warf sich Caroline von neuem vor dem Bett nieder und bedeckte des Knaben Hände und sein Gesicht mit Thränen und heißen Küssen.

„Seltsame Dinge habe ich geträumt!“ fuhr dieser ganz leise fort. „Ich glaubte fern, fern von euch zu seyn, und siehe! da bist du, und da ist der Vater auch! — Der Professor nahm ihn in seine Arme, hob ihn empor und drückte ihn an seine hochklopfende Brust. Dann aber schnell, als fürchte er ihn abermals zu verlieren, winkte er seiner Frau, und sie traten mit einander den Rückweg an, ohne sich weiter nach den kostbaren Getäfelschaften, nach den Pergamentrollen und nach den Schätzen umzusehen, die rings zwischen den Pfeilern aufgestellt schimmerten; denn den kostbarsten Schatz trugen sie ja als ihre Beute mit sich davon!

Als sie an die Stelle kamen, wo der Kammerrath auf seinem steinernen Stuhle saß, fiel es Carolinen ein, auch hier die Wirkung des Ringes zu versuchen, den sie noch in der Hand trug. Sie strich damit über den Stein hin: der Kammerrath warf freudig den großen Fliegenwedel weg, kletterte von dem Sessel herab und vereinigte sich mit ihnen. Er wollte sogleich anfangen zu sprechen und zu er-

zählen, allein Caroline drückte ihm die Finger auf den Mund und zog ihn hinter sich drein.

So stiegen sie die breite Treppe hinauf, legten den Gang zurück und schritten durch die weiten Hallen. Der Professor trug seinen Knaben; Caroline ging, die eine Hand des Kindes in der ihrigen haltend, nebenher; der Kammerrath folgte. Finster, öde und stille war es überall; mit großen Pausen nur grollte tief unter ihnen ein dumpfer Donner. Der Schimmer der drei Blumen erleuchtete ihren Pfad.

Endlich nach langem Steigen bemerkten sie vor sich in der Höhe einen lichten Punkt, der immer größer ward: die Blumenkelche hörten auf zu leuchten, und sie sahen mit Bangigkeit einem neuen Abenteuer entgegen. Allein bald wurden sie mit Freuden gewahr, daß das Licht vor ihnen die Oeffnung der Höhle war, durch welche der Tag hereinbrach. Ein lesser Wind hauchte durch das Gewölbe: köstlich athmeten sie wieder die Luft der Oberwelt. Nur wenige Schritte noch, und sie standen oben im Freien und begrüßten mit Entzücken den blauen Morgenhimmel, und schlugen ihre Blicke dankend zu ihm auf.

Und da sie sich abwärts nach der bekannten Felsschlucht wandten, sahen sie auf einer Klippe, an welche die ersten Strahlen der Morgensonne schlugen, die Jungfrau stehen, anstatt der Harfe eine hohe Lilie in der Hand. Ueber ihrem Haupte kreiste der Paradiesvogel, im Sonnenglanz die wunderbare Pracht seines Gefieders entfaltend. Freudig streckte der Professor die Arme ihr entgegen. Jedes irdische Begehr aber nach der herrlichen Gestalt war aus seiner Brust gewichen; in reiner Begeisterung loderte sein Herz zu ihr empor, und wie eine milde Frühlingssonne stand sie fortan über seinem Leben, jede schöne Blüthe desselben von ihr stammend und ihr geweiht.

Sie neigte freundlich den Lilienstengel gegen Carolinen und rief: „Bewahre deinen Ring, du hast ihn dir erworben!“ — Aus der Felsschlucht wallten leichte Morgennebel an der Klippe hinauf, umhüllten sie und stiegen, eine goldne Wolke bildend, in die blauen Lüfte empor. Als der Felsen wieder im Sonnenlicht strahlte, war die Jungfrau verschwunden. Der Paradiesvogel aber kehrte zu dem Professor zurück und setzte sich vertraulich auf seine Schulter.

„Wenn sie nur wenigstens vorher noch für eine

reichlichsten Collation gesorgt hätte!“ seufzte der Kammerrath leise. Auch der Knabe fing an über Hunger und Durst zu klagen. Es war daher allen eine willkommene Erscheinung, als sie auf der Stelle, wo Jonathan sie gestern verließ, dem Speisekorb mit den übrigen Sachen wiederfanden. Erquickt begann nun der Kammerrath zu erzählen von seinem Abenteuer: wie er, von dem verruchten Italiener, der ohne Zweifel der Böse selbst gewesen, durch manchen teuflischen Spuk hindurch in die Tiefe geführt und endlich von ihm verlassen, den ungeheuren Dom erreicht habe; wie ihm bei dem Anblick der unermeßlichen Schätze das Herz aufgegangen, als er aber zum Lohn für so viel Angst und Noth sich nun die Taschen füllen wollen, unsichtbare Hände ihn ergriffen und auf den steinernen Sessel gebannt hätten, um die abscheulichen Larven fortzuwedeln. Besonders beklagte er sich bitterlich über eine derselben, die seinem, während eines Erbschaftprocesses mit ihm verstorbenen, Stiefbruder ganz ähnlich gesehen, und ihm auf eine entsetzliche Weise zugesetzt habe.

Indem er nun noch so sprach, erhob sich ein heftiger Wirbelwind, der sie in eine Wolke von Staub und welken Blättern einhüllte, und endlich einen dürren Baumzweig zu des Professors Füßen

zurückließ. Karoline bemerkte einen daran gebundenen Zettel, hob ihn auf, und auf dem Zettel fand sie die Worte: „Joachim seinem Daniel!“ Lächelnd über das seltsame Geschenk gingen sie weiter; allein immer schwerer ward es in Karolinens Händen, und als sie den Badeort am Fuß des Gebirges erreicht hatten, da sahen sie mit Erstaunen, wie der Zweig von gediegenem Golde war, und der Kammerrath wehklagte, daß er nicht für sich auch wenigstens eine Ladung von den dürren Blättern mitgenommen.

Schon der folgende Tag fand sie auf der Heimkehr. Mit einer ganz andern Empfindung sahen jetzt Karoline durch die reifenden Thäler, und die mannichfachgestalteten Berge kamen ihr vor, wie die Buchstaben einer unbekannten Schrift, in welcher die Natur eins ihrer schönsten Geheimnisse niedergelegt. — Dankbar und mit Wehmuth blickten sie scheidend auf den blauen Gebirgszug von der Anhöhe zurück, wo er sich ihnen zuerst gezeigt; der Kammerrath jedoch konnte seine Freude nicht meistern, als sie sich wieder in der flachen Ebene befanden, und die Thürme seiner Vaterstadt ersehend, schwur er hoch und theuer, dieß sey seine letzte Gebirgsreise gewesen in diesem Leben, und auch in

jenem, hoffe er, werde ihn der liebe Gott mit Bergen verschonen.

In dem Haushalt des Professors aber schlugen Friede, Freud' und Einigkeit von nun an ihre Wohnstatt auf; jeden Gegensatz, jeden Widerspruch zwischen ihm und seiner Frau glich die gemeinschaftliche Liebe zu ihrem Kinde aus: in ihr hatten die lange getrennten Herzen sich wieder gefunden. So gar der Hahn und der Paradiesvogel vergaßen ihrer alten Feindschaft, wurden treue Gefährten, und pickten friedlich nebeneinander ihre Körner aus einer Schüssel.

Der Kammerrath meinte, das alles gehe nicht mit natürlichen Dingen zu, sondern rühre von dem Zauberringe her, und er wolle nur wünschen, daß seine Kraft von langer Dauer seyn möge. Und Caroline nickte freundlich mit dem Kopfe und sprach lächelnd: Amen!

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

Fünfter Band.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1826.

Inhalt.

Der Todesengel. 1814. S. 1
Vergib uns unsre Schuld. 1814. — 79
Der schwarze See. Ein Nachtstück. 1815. — 159
Das Gastmahl. 1815. — 211
Das Schwert und die Schlangen. Ein Mährchen in acht Kapiteln. 1816. — 255

Der Todesengel.

1814.

Meister Trymms, des Goldschmidts, Haus schaute nach dem freien Platz hin vor dem Dome. Der Wind hatte in der Nacht draußen sein wildes Spiel, heulte durch die Thurmluken und warf den Regen an die Fenster. Maria saß mit Frau Susannen, ihrer Amme, beim Spinnrad und sang:

Der Wind fährt über die Haide,
Wohl über ein offenes Grab:
Zwei blutige Herzen voll Leide
Die schaufeln sich dort hinab.

»Was habt ihr denn heute mit euerm traurigen Liede?« unterbrach sie Susanne. »Singt was Lustiges, daß die Zeit vergeht.«

Maria holte tief Athem. »Mir ist heut so bange,« sprach sie, »als stünd' mir ein Unglück zu.«

»Es ist heut der Sterbetag eurer Mutter,« entgegnete Susanne, und blickte nach einem Bilde von Mariens Mutter empor, welches an der Wand hing. — »Da seyd ihr von jeher traurig gewesen. Doch denkt auch daran, daß ihr eine Braut seyd, so mögt ihr wohl fröhlich werden.«

»Eine Braut, die ihren Bräutigam nicht kennt,« seufzte Maria.

Indem trat Meister Trymm langsam zur Thür herein, stellte die Lampe auf den Tisch, und ließ sich schweigend in den Lehnstuhl nieder.

»Was fehlt euch, Vater?« rief Maria: »Ihr seht so bleich aus.«

Meister Trymm antwortete nicht, sondern schaute starr vor sich hin. »Wieviel ist es an der Zeit?« fragte er über eine Weile. — »Acht Uhr vorbei!« erwiederte Susanne. — »Acht Uhr!« wiederholte er nachdenklich. »Vier Stunden also noch sind diesem Tage gegeben!«

»Wollt ihr nicht zu Nacht essen?« fragte Susanne. »Oder ich sollte wohl sagen, zu Mittag: denn ihr steckt ja seit zwei Tagen wieder ohne Unterlaß in dem geheimen Kämmerlein, und vergeßt Essen und Trinken bei euern über- oder unterirdischen Dingen.«

Meister Trymm schwieg eine lange Weile; endlich streckte er die Hand nach seiner Tochter aus und sprach: »Maria, mein Kind, komm' zu deinem Vater!«

Maria stand schnell auf und ergriff die dargebotene Hand freudig, obwohl heimlich verwundert über des Vaters ungewohnte Milde und Freundlichkeit.

»Uns steht heute Wichtiges bevor,« hub er hierauf

an. »Das Schicksal klopft an unsere Thür; die Zeichen stellen sich wunderbar, doch kann ich nicht erforschen, ob uns zum Heil oder zum Verderben. Allein halt' ich sie mit dem Traum in der vergangenen Nacht zusammen, da ich meinen Tod sichtbar über unsere Schwelle schreiten sah, so kann ich nicht anders glauben, als daß die Sanduhr abgelaufen und heute noch mein Ende nahet. Vielleicht, daß in diesem Augenblick, wo ich mit dir spreche, der Todesengel schon zu meinem Haupte steht!«

Das bange Gefühl, welches Marien schon lange das Herz zusammenpreßte, brach jetzt in Thränen hervor, und die Amme rief: »Was ist denn das heute für ein schwarzer Tag? Beinahe kommt mir selbst ein Grausen an vor eurem Todesengel.«

Da schellte es draußen an der Hausthür. Maria schauderte sichtbar zusammen; Meister Trymm fuhr erschrocken auf, und Susanne nahm zögernd die Lampe und ging, nach dem späten Besucher zu sehen. In dem Gemach blieb's todtenstill, daß man den Holzwurm picken hörte. Die Hausthür ward endlich aufgeschlossen, eine fremde Stimme ließ sich vernehmen, hastige Schritte kamen die Treppe herauf, und Susanne trat herein, einen Brief in der Hand.

»Da kommt euch Nachricht,« rief sie, von eurem alten Freunde in Braunschweig. Der Bote begehrt,

euch selbst zu sprechen.« Und hinter ihr herein schritt ein junger Mann von hohem Wuchs, wohl gekleidet, verneigte sich, und sprach zu Meister Truman sich wendend: »Herzlichen Gruß vonnus von euern werthen Freunde; was sein und mein Begehr an euch ist, das werdet ihr in dem Briefe finden.«

Der Alte brach den Brief, und überlas ihn schnell; sein Gesicht erheiterte sich, seine Augen funkelten, er sprang auf, ging mit großen Schritten ein paarmal hin und her, und las dann wieder. »Das war es also,« rief er aus, »das war's? Nun, Gott sey gepriesen! Ja, das kann wichtig werden. Die Zeichen standen uns zum Heil. Seyd mir willkommen!«

Er hieß Susannen das Nachtessen beschicken, Marien für des Gastes Bequemlichkeit sorgen. »Ihr begehrt bei mir zu arbeiten?« fuhr er dann wieder zu dem Fremden gewendet fort, doch öfters noch in den Brief schauend. »Nun wohl, seht zu, ob's euch bei mir gefällt. Meister Eckard weiß viel Gutes von euch zu sagen. Ihr seyd gern gesehen.«

»Seitdem ich so viel von euren kunstreichen Arbeiten vernommen,« entgegnete der Fremde, »besonders seit ich den goldnen Becher gesehen, den ihr für Herzog Christian gefertigt, hatte ich nirgend Ruhe: ich mußte euch selber kennen lernen.«

»Das werdet ihr nicht sonderlich Gewinn haben,« lächelte der Alte. »An einem rechten Kunstwerk ist allzeit mehr, als an dem Künstler selbst. Zudem ist die Zeit schon ziemlich lange vorbei, wo ich mich solchem Treiben einzig ergeben hatte. Kinder vergnügen sich an der Schaale, der reife Verstand sucht nach des Lebens goldnem Kern.«

Indeß sie also sprachen und der Fremde mit Verwunderung des Alten letzte Worte vernahm, ging Maria, ihres Vaters Befehl vollführend, ab und zu, und musterte mit verstohlenen Blicken den späten Gast. Es war ihr, als erhübe sich ein seltsamer Streit in ihrem Innern, sie fühlte sich von ihm zugleich angezogen und zurückgestoßen, und so oft sie das schöne, aber bleiche Gesicht, von dunkeln Locken umgeben, und die düster glimmenden Augen betrachtete, konnte sie sich des Gedankens an den Todesengel nicht erwehren, von dem der Vater erst gesprochen.

Seine Augen hafteten über Tische, wenn er sich unbemerkt glaubte, einigemal auf ihr. Sie fühlte, wie das Blut ihr nach den Wangen stieg, und, gleich als erschräk' es vor seinen Blicken, plötzlich wieder nach dem Herzen zurückfloh.

Meister Trymm war zerstreut und eilte, und hatte kaum das Gebet gesprochen, als er Susannen befahl,

den Gast, der müde sehr werde von der Reise, nach seinem Schlafgemach zu geleiten. Er aber griff nach dem Schlüsselbund, hieß seine Tochter zu Bette gehen, und begab sich nach dem Laboratorium.

Der Freund in Braunschweig hatte auf höchst wichtige Entdeckungen und in der That dem ächten grün und güldischen Löwen auf die Spur gekommen, wie er dieß vermöge ihres Vertrags und ihrer Freundschaft in dem Briefe mitgetheilt, und Meister Lymmen brannte das Herz vor Verlangen, die Wahrhaftigkeit jener Versuche durch den Schmelztiegel zu erproben, und vielleicht selbst das Werk zur Auferstehung zu bringen.

Als Frau Susanne von der Begleitung des Gastes zurückkam, floß ihr Mund über von dessen Lobe; sie konnte kein Ende finden, seine Schönheit und Freundlichkeit zu preisen; Maria aber seufzte und schwieg, wandte Müdigkeit vor, und schlich nach ihrem Kämmerlein. Doch der schöne Todesengel hielt noch lange den Schlaf von ihren Augenliedern fern.

Also war nun Meister Trymms Hausstand, der sich seit dem Tode von Mariens Mutter immer mehr und mehr ins Enge gezogen hatte, wieder um eine Person vergrößert. Meister Trymm, der, andern Dingen ergeben, wenig Lust mehr zu Betreibung seiner Kunst verspürte und dennoch ihrer bedurfte, war froh, einen willigen und geschickten Arbeiter gefunden zu haben, dessen Schultern er die lästige Sorge für den Lebensunterhalt gänzlich auferlegen konnte; Frau Susanne freute sich, daß nun wieder ein neuer Trieb in das abgestorbene Leben kommen sollte; Maria aber, der Einsamkeit und Beschränktheit seit lange gewohnt, fühlte durch die Gegenwart des Fremden sich in ihrem bisherigen Wesen seltsam gestört und behindert. Das widerstreitende Gefühl, welches sie bei seinem ersten Anblick ergriffen hatte, wollte auch bei öfterm Beisammensein nicht von ihr lassen, und obgleich sein bescheiden ehrerbietiges Betragen, sein stiller Eifer, ihr zu dienen und gefällig zu seyn, die Neigung, die sie wider Willen zu ihm hinzog, mit jedem Tage vermehrte, so hielt doch die geheime Scheu, die sich allzeit abwehrend vor ihn stellte, mit jener gleichen Schritt, ja es schien, als ob beide wechselseitig auseinander Kraft und Wachsthum schöpften.

So kam es denn, daß Wolf, der neue Haus-

genosse, schon geraume Zeit mit Marien unter einem Dache lebte, ohne daß außer Gruß und Gegengruß, oder etwa einem halblauten Dank für einen stumm geleisteten kleinen Dienst, irgend ein Wort zwischen beiden gewechselt worden wäre. Ihm auf seiner Seite war Maria vom ersten Augenblick an, als ein wundervolles Heiligenbild erschienen, dem in stiller Andacht und frommer Ehrfurcht zu dienen, sein Leben bestimmt sey, das ihm nun erst zum wahren Leben aufgegangen dünkte. Die Vergangenheit, die ihm theils bei einem strengen Vater, theils nach dessen Tode, in drückender Abhängigkeit von der Außenwelt ziemlich freudenleer verstrichen, kam ihm jetzt vor, wie ein starrer Winter, seine Gegenwart aber wie ein herrlicher Lenz voll schwellender Knospen und Blüthen, voll Sehnsucht und heimlicher Ahndung, über dem Mariens Augen wie ein klarer blauer Himmel standen, erweckend und belebend. Es war ihm, als ob ein neues Licht die Welt verklärte, und er wunderte sich oft selbst über die Bedeutung, die alles um ihn her gewonnen hatte. Besonders aber schien ihm in der Kunst ein neuer Morgen aufgesproßt. Die Art, wie er sie bisher betrieben, genügte ihm nicht länger. Er fühlte, daß sie höhere Zwecke haben müsse, als lediglich die Dienerin des armen Lebens zu seyn; er ahnte den gemeinsamen Ursprung, das

gemeinsame Ziel aller Künste, und es ergriff ihn ein heißer Trieb, etwas Würdiges hervorzubringen, und was in seinem Innern glühend lebte, auch außer sich darzustellen.

Um desto verletzender mußten daher jetzt gerade die wunderlichen Reden Meister Trymms auf ihn wirken, der an allen Dingen zu tadeln fand, und was jenem das Höchste dünkte, mit Geringschätzung ansah, oder spottend in den Schlamm irdischer Verhältnisse herabzuziehen suchte.

»Das klingt gut,« — sagte er einst, als Wolf einmal seine Gedanken laut werden ließ; — »es ist aber eitel Klang, und nicht ein Kind mag sich daran satt essen. Und wenn ihr euer ganzes Leben an eure sogenannte Kunst setzt, kein Mensch bezahlt's euch! Sie danken's euch nicht einmal. — Es ist aber nur Spielwerk,« — fuhr er fort, — »der bunte Staub gleichsam auf den Flügeln der Welt und weit entfernt von dem innersten Wesen, das freilich nur wenigen Auserwählten gegeben ward zu ergründen.«

Mit solchen und ähnlichen Worten erregte er oft in Wolfs Innerm Widerstreit und Unzufriedenheit, die sich zuletzt aber allzeit gegen ihren Urheber kehrten, vor dessen entweihendem Blick jener nun Gedanken und Empfindungen sorgfältig in seiner Brust

verschloß und treu seinem Streben und seiner Liebe ergeben blieb.

So waren wohl drei Monden hingegangen, als Meister Trymm, eines Abends sich zu Tische setzend, freundlich zu seiner Tochter sprach: »Nun, Maria, rüste dich, deinen Bräutigam zu empfangen. Er wird in wenigen Tagen hier seyn.« Maria erbleichte und schwieg, und indem sie nach einer Weile die Augen schüchtern emporschlug, sah sie, daß Wolf mit gesenktem Haupt und starrem Blicke regungslos wie ein Steinbild auf seinem Stuhl saß.

»Du kennst ihn zwar nicht,« fuhr der Alte fort, »allein ich kenne ihn und hoffe, du wirst zufrieden seyn mit meiner Wahl. Er ist von stattlichem Ansehn, ist wacker und, vor allen Dingen, er ist reich. Ich denke, einer solchen Dreieinigkeit kann der Himmel in der Ehe nicht fehlen.«

Wolf stand hastig auf und verließ das Gemach. Meister-Trymm fuhr in dem Lobe des Bräutigams fort und ordnete mancherlei zu seinem Empfang an. Maria hörte mit gepreßtem Herzen zu und als ihr Vater endlich, wie er pflegte, gleich nach dem Essen hinweggegangen war, umfaßte sie ihre Freundin Susanne, legte den Kopf an ihre Brust und brach in Thränen aus.

»Armes Kind,« rief Susanne, »ich weiß wohl,

was dir das Herz bricht. Ach deine Mutter dort, — sie zeigte auf das Bild an der Wand, — »sie wußte auch davon zu sagen. Gott behüte dich vor ihrem Schicksal!« — Und damit sie noch einmal umarmend, ging sie hinweg. Maria aber, von einem ihr unbekannten Gefühl bedrängt und verwirrt, warf sich Trost und Hülfe suchend vor dem Bilde der geliebten Mutter auf die Kniee und streckte die Arme flehend nach ihm aus.

Das Bild schaute mit trüben, wehmüthigen Blicken auf sie nieder und wie das zitternde Licht der Lampe darüber hinlief, kam es ihr vor, als finge es an zu leben und sich zu regen, und je länger sie hinsah, desto gewisser ward es ihr, ja es schien endlich die Lippen zu öffnen und mit ihr zu sprechen, so daß sie ein leichter Schauder überlief. Indem öffnete sich hinter ihr die Thür, Maria sprang erschrocken empor, und vor ihr stand Wolf, die Blicke zur Erde gesenkt. Maria schlug gleichfalls die Augen nieder, als sie ihn gewahrte, ihr Herz klopfte, als wollt' es aus der Brust springen, und so standen sie beide eine Weile sich gegenüber. Endlich trat Wolf näher und sprach, mit zitternder Stimme: »Ich komme, euch Lebewohl zu sagen. Ich muß fort und bitte euch, ihr wollet dieses Kreuzlein, das ich für euch gearbeitet, auch von mir annehmen und meiner zuweilen gedenken.«

Er überreichte ihr dabei ein kleines Crucifix von Silber und Ebenholz und von der kunstreichsten Arbeit. Maria zögerte, es anzunehmen. »Ich bitte euch, nehmt es doch von mir,« sprach er flehend. »Für euch war es von Anfang an bestimmt; der Gedanke an euch hat sich unter der Arbeit tausendfach damit vereinigt und verschmolzen, ja ihr allein einigen Werth gegeben, und niemand anderm kommt es zu.«

Maria nahm es aus seiner Hand, unter ihren gesenkten Augenliedern drängten sich Thränen hervor und mit leiser Stimme sprach sie: »Ihr wollt von uns scheiden?«

Als er ihre Thränen sah, ergriff er ihre Hand und bedeckte sie mit heißen ungestümen Küssen; bei ihrer Berührung aber schlug die langverhaltene Leidenschaft in unbändiger Flamme empor. Er gebot seinem Herzen nicht länger, umfaßte Marien und rief: »Mein bist du, Maria, mein! Kein anderer soll dich besitzen! Du bist mein, und sollt' ich dich durch ein Verbrechen erkaufen!« — Maria sah ihn erschrocken an, und vor der wilden Glut, die aus seinen Augen brach, zurückbebend, suchte sie ängstlich sich von ihm loszumachen. Da warf er sich vor ihr nieder und bedeckte sein Gesicht, und indem Maria von Angst, Liebe und Mitleid gleich heftig bewegt,

sich in der Verwirrung zu ihm herabneigte, ihn aufzuheben, schaute er empor, ihre Lippen begegneten sich und im ersten Kusse zuckte ihr Leben in einander.

In demselben Augenblick entstand an der Wand, wo das Bild von Mariens Mutter hing, ein heller heftiger Schall wie von einem Schlage. — Maria riß sich erschrocken aus Wolfs Armen, auch Wolf sprang auf und schaute mit verstörten Blicken um sich. Es war, als ob eine bange Ahnung sich wie eine Kluft zwischen beide würfe: keins wagte mehr dem andern zu nahen.

»Das ist mein Schicksal,« sprach Wolf mit Bitterkeit, »das überall störend und zerreißend in mein Leben greift.«

Susanne kam herein, des Vaters Rückkehr meldend, und da Wolf noch immer wie ein Gebannter auf seinem Platz blieb, nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn schnell durch eine Seitenthüre mit sich fort.

Meister Trymm trat mit ernster Miene in das Zimmer und nachdem er sich gesetzt hatte, sprach er: »Das war ein seltsamer Schlummer, der mich heute beim Lesen überfiel, als ich kaum angefangen. Mir träumte von deiner Mutter.« Er sah bei diesen Worten nach dem Bilde empor. »Was ist das?« rief er aus, stand auf und trat mit der Lampe vor das Bild.

Maria blickte hin, und sah nicht ohne Entsetzen, daß es, auf Holz gemalt, mitten von einander gesprungen war, und die geliebten Züge der Mutter in seltsamer Entstellung erschienen. Meister Tromm schüttelte bedenklich den Kopf und sprach: »Das trifft wunderlich zusammen. Gott wende Unglück von uns!«

Die Ankunft des Bräutigams verzögerte sich indeß von Tag zu Tage; von Wolfs Abreise war die Rede nicht mehr, und das Verhältniß der Liebenden ging im Verborgenen den gewöhnlichen Gang, und wurde immer vertrauter. Denn obwohl die Scheu, welche Wolfs erster Anblick erzeugt hatte, Marien auch jetzt noch, oft in seinen Armen selbst, überfiel und sie emporschreckte, ja obgleich das Bild der Mutter ihr jeden Tag mit einer stillen Warnung entgegen zu treten schien, so diente dieß der einmal erwachten Leidenschaft, weit entfernt, ihr ein Hinderniß zu seyn, vielmehr nur zu Vergrößerung ihrer Gewalt, und die Liebe drang schmerzlich und nicht ohne Kampf, aber eben darum nur desto tiefer in Mariens Herz.

Eines Sonntags, da Meister Tromm am Fenster stand, und Maria eben aus der Kirche kam, traf es

sich, daß sie einen Handschuh verlor, und Wolf, der nicht weit hinter ihr ging, lief geschwind hinzu, ihn aufzunehmen, und so kamen beide neben einander auf das Haus zu. Frau Susanne aber wollte die Gelegenheit benutzen und sagte: »Nun, Meister, schaut! Das gäb' ein feines Paar.«

Meister Dymm sah sie finster an. »Nimmermehr!« fuhr er heraus. »Meiner Tochter steht Großes bevor; der Bursche aber ist zur unglücklichen Stunde geboren.«

Indessen waren jene beiden ins Haus getreten, und eine alte halb wahnsinnige Frau aus der Nachbarschaft, die bei dem Volke für eine Wahrsagerin galt, blieb eben vorbeigehend unter dem Fenster stehen, richtete sich an ihrer Krücke empor und rief: »Gebt doch wohl Acht, Nachbar, daß euch der Wolf nicht das Lämmlein frißt!«

Meister Dymm schwieg, allein er betrachtete von nun an die Liebenden im Stillen; und überraschte sie eines Tages Hand in Hand im vertraulichen Gespräch, so entbrannte heftig gegen Marien, und auch Wolf würde ihm nicht entgangen, sondern auf der Stelle aus dem Hause verwiesen worden seyn, wenn er nicht seiner noch so nothwendig bedurft hätte.

Ein reicher Kaufmann der Stadt nämlich hatte,

an einer schweren Krankheit darniederliegend; dem heiligen Stephan, seinem Schutzpatron, ein silbernes Altarblatt gelobt, und nach seiner Genesung zu Verfertigung desselben den Meister Trymm ersehen, dieser aber die ganze Arbeit Wolfen überlassen. Wolf war mit Eifer und Liebe daran gegangen, und der Alte hatte ihn noch mehr dadurch aufzumuntern gesucht, daß er ihm mehrmals während der Arbeit versprach, den Lohn redlich mit ihm zu theilen, die Ehre aber ihm ganz allein zu überlassen. Das Werk war jetzt schon weit vorgerückt und der Vollendung nahe. Es stellte den Märtyrertod des Heiligen in hocherhobner Arbeit dar, und zeigte bei einem großen Reichthum an Figuren eine sehr geschickte Anordnung und höchst kunstreiche und vortreffliche Ausführung.

Da nun Wolf unter diesen Umständen nicht entfernt werden konnte, so mußte sich Meister Trymm damit begnügen, daß er Marien allen Umgang mit ihm untersagte, und Frau Susannen die strengste Aufsicht anbefahl. Wolf aber stand in der Gunst der letztern viel zu hoch, als daß sie den Liebenden in der That ein ernstliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. So gewann ihr Umgang durch den leichten Zwang und die nöthige Verheimlichung nur neue Reize, und der Frühling der Liebe trieb, mitten unter winterlichen Umgebungen und vom Sturm

bedroht, in ihren Herzen seine üppigsten Blüthen empor, alle Sinne mit süßem Duft berauschend.

Doch nur kurze Zeit war diesem Frühling gegeben, und kein Sommer sollte ihm folgen. Die Ankunft des Bräutigams fiel plötzlich wie ein tödtender Nachtfrost in jenen Blüthenhimmel.

Meister Trymm trat eines Nachmittags mit einem Fremden herein in reicher Kleidung, von vornehmem Anstand, dem Ansehn nach nicht über die dreißiger Jahre hinaus, den er freudig als den lang' Erwarteten ankündigte. Mariens Herz erbebte bei seinem Anblick. Sie zitterte. Der Fremde schritt auf sie zu, und indem er freundlich ihre Hand faßte, sprach er sanft: »Ihr scheint zu erschrecken vor mir. Erinnert ihr euch eines Freundes nicht mehr, der euch als ein Kind schon liebte und oft auf seinen Armen trug? Wahrlich, so viel auch die Knospe schon versprach, so überrascht mich doch die Anmuth der Rose, die daraus emporgeblüht.«

Maria war keines Wortes mächtig, und ihr Vater sprach: »Laßt ihr nur erst Zeit, sich selbst in dem neuen Verhältniß wiederzufinden. Sie ist des Umgangs mit Männern nicht gewohnt.«

Der Freund zog einen Ring hervor und steckte ihn an ihren Finger. Es war ein Rubin in Form eines Herzens. »So vergönnt mir wenigstens,«

dachte er, daß dieser Ring durch seine Farbe und Gestalt ein Wörtlein von mir zu euch spräche. Dann auf entfernte er sich mit ihrem Vater und ließ sie in großer Verwirrung zurück. So hatte sie sich den Bräutigam nicht gedacht.

Herr Walter war ein fürstlicher Diener und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Eine Verirrung seines Herrn hatte ihn mit Meister Trymm bekannt gemacht, der gemeinschaftliche Hang zu geheimen Wissenschaften beide enger miteinander verband. Bei einem Besuch vor mehreren Jahren sah er Marien, und obwohl sie damals erst acht Jahre alt war, machte doch das wunderschöne, freundliche und freundliche Kind einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß selbst eine lange mit seinem Herrn unternommene Reise denselben nicht tilgen konnte, und er, nach seiner Rückkehr das Verhältniß einer treuen Genossin in Freud und Leid verspürend, sich geradezu an Meister Trymm mit dem Begehren nach seiner Tochter Hand wendete, welchem Antrag auch dieser um so freudiger zu Willen gewesen war, da er seinem durch alchemistische Versuche bereits gar sehr zurückgekommenen Hauswesen mittelst eines reichen Schwiegersohns wieder aufzuhelfen hoffte.

Maria stund noch auf demselben Platze, wo der Bräutigam sie verlassen hatte, als Wolf mit verstör-

sein Gesicht und mit wildem Blick hereinstarrte. »Maria,« rief er, »ist es wahr? — Maria schwieg. Er fasste ihre Hand und ward des Ringes inne. Da liess er sie plötzlich los, wandte sich ab und sprach mit leiser Stimme: »O, ich Unglücklicher, so ist es denn entschieden! — Fahr hin, Seligkeit!« sagte er heftiger fort. »Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich auf.« Er ergriff einen Sessel, wie um sich daran zu halten, sank darin nieder und legte, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, seinen Kopf auf den Sitz. Maria wußte nicht, was sie beginnen sollte; sie bat ihn, aufzustehen und gab ihm die süßesten Namen; da er aber immer noch regungslos in seiner Stellung verharrte, kniete sie endlich neben ihm nieder, und den Arm um seinen Nacken schlingend, rief sie schluchzend: »Ich bin ja dein, auf ewig dein!« — Wolf schaute sie lange an, dann drückte er wild seine Lippen auf ihren Mund: »Ja, du bist mein,« sprach er. »Wer will dich mir entreißen?« — Er sprang auf und zog sie mit sich empor. — »In deinem Herzen ist mein Leben festgewurzelt; wer dich von mir reißt, der tödtet mich! — Leben um Leben dann! Wohl; es gilt!«

Maria, die aus seiner wilden Gebehrde Arges fürchtete, hielt ihn ängstlich fest. Er aber sprach mit einem seltsamen Lächeln: »Sey ruhig, Kind, ich

will bei seinem Vater um dich werben.« Er küßte sie noch einmal auf Stirn und Augen und verließ das Gemach.

Maria zitterte nun vor der Rückkehr des Bräutigams, indeß er kam bloß, um ihr Lebewohl zu sagen. Ein wichtiges Geschäft rief ihn noch desselben Tages von hinnen, doch hoffte er in zwei oder drei Wochen zurück zu sein; der Tag der Vermählung wurde in ihrer Gegenwart festgestellt und ihr Schweigen dabei für ihre Einwilligung genommen.

In dieser Zeit traf es sich, daß das Altarblatt eben vollendet worden war, und Wolf überlieferte es seinem Meister am andern Morgen nach des Bräutigams Abreise. »Es ist gut und wohlgerathen,« sprach Meister Erasmus, nachdem er es lange aufmerksam betrachtet, und wollte sich hinwegbegeben, allein Wolf stellte sich ihm düster in den Weg, und hielt um seiner Tochter Hand an. »Was ihr dort gesehen,« fügte er hinzu, »bezeugt euch sattsam, daß ich ein Weib ernähren kann. Maria liebt mich und ich vermag nicht ohne sie zu leben. So stehe ich nun zwischen Himmel und Hölle: ich flehe zu euch, rettet mich von dem Abgrund, den ich zu meinen Füßen schaue. Sprecht ihr nein, so bin ich verloren — und ich nicht allein!«

Der Alte blickte ihn verächtlich an, sein Gesicht

überlief rothe Glut, dann wurde er wieder bleich. »Man muß in der Welt über manch Ding hinweg,« sagte er endlich spöttisch lächelnd, »so werdet ihr auch über mein Nein hinwegkommen. Meine Tochter ist zu etwas Besserem bestimmt, als die Frau eines armen Goldschmidts zu werden. Du aber, mein Bürschlein, bist als ein armer Schlucker geboren, und wirst nimmermehr auf einen grünen Zweig kommen mit all deiner Kunst! Es war eine unglückliche Stunde, die dich zur Welt kommen sah!« Und damit ließ er Wolfen stehen, durch dessen Brust seine Worte wie glühende Schwerter zuckten.

Von diesem Augenblick an schlich Wolf herum wie ein Träumender, erschien nicht mehr bei Tische, ließ sich überhaupt wenig im Hause sehen, sondern streifte außerhalb der Stadt in Sturm und Schneegestöber umher, und so oft Maria ängstlich besorgt ihn fragte, was geschehen sey, gab er immer nur zur Antwort: »Sey ruhig, es soll alles noch gut werden.«

Indessen hatte Meister Trymm das Altarblatt abgeliefert; es war in der Kirche aufgestellt worden; von allen Seiten kamen Leute herbei, es zu beschauen und zu bewundern, und dem kunstreichen Verfertiger wurde großes Lob und reicher Lohn zu Theil. Meister Trymm aber, seines Versprechens uneingedenk, fand für gut, beides allein für sich dahin zu

nehmen, und Wolfen wie einen gemeinen Arbeiter mit einem geringen Stück Geld abzufinden. Obwohl nun diesem in seiner jetzigen Stimmung weder Ehre noch Geld der Beachtung werth schien, so konnte ihm doch das unredliche Verfahren nicht entgehen, sondern schärfte den Stachel, den des Alten zurückweisende Antwort in seine Seele geworfen, und trieb den Groll gegen ihn, der in seinem Innern glimmend lag, in rascher Glut empor. — Allein mit einemmale sollte die ganze Lage der Dinge eine gewaltsame Aenderung erleiden.

Eines Morgens stellte sich Meister Trymm nicht zum Morgenimbiß ein, wie er doch sonst pflegte; das Bett stand noch unbenützt in seiner Kammer, und ob er gleich wohl öfters schon ganze Nächte in seinem Laboratorium zugebracht hatte, so machte doch jetzt sein langes Ausbleiben Marien besorgt, und sie wagte sich endlich, da es gegen Mittag ging, in Susannens Begleitung nach dem Hinterhause, in welchem sich die geheime Werkstätte befand, und pochte an die Thür. Doch keine Antwort, keine Spur des Lebens innerhalb, wie lange sie auch horchten, wie stark sie auch klopften. Vergeblich wurde nun das ganze Haus durchsucht, Mariens Besorgniß wuchs zur Angst auf, und da auch Wolf nirgend zu finden war, mußte Susanne endlich den Beistand eines Nachbars erbit-

ten, um die Thür des Laboratoriums mit Gewalt zu öffnen.

Nur einmal in ihrem Leben hatte Maria, fast noch ein Kind, das Innere desselben gesehen, da ihr Vater einst den Schlüssel stecken lassen; sie erinnerte sich, daß der Anblick zweier riesenhafter Todtengerippe, mit großen Schwertern in der knöchernen Faust, sie damals voll Entsetzen zurückgescheucht hatte, und in die bange Erwartung, mit welcher sie jetzt der Oeffnung entgegen sah, mischte sich ein geheimer Schauder.

Die von innen verschlossene Thür wich endlich der Axt und wurde geöffnet. Unter einem schwarzen Vorhang, welcher im Hintergrunde des Gemachs den Eingang zu einem zweiten deckte, quoll ein dicker Rauch hervor, in demselben Augenblick schlug auch die Flamme in die Höh', und die Todtengerippe zu beiden Seiten grinseten, in Rauch und Feuer gehüllt, den Eintretenden gräßlich entgegen. Der Nachbar trat erschrocken zurück, Maria bebte und faßte Susannens Arm. Da kam plötzlich Wolf herbei, ein Gefäß mit Wasser in der Hand, mit dem Geschrei: »Feuer! Feuer! um Gotteswillen!« drängte er sich bei ihnen vorüber, riß schnell den brennenden Vorhang herab, der Nachbar lief auch hinzu, und sie gewältigten das Feuer mit leichter Mühe. Doch als

sie nun beide in das hintere Gemach drangen, stürzte Wolf sogleich wieder heraus, eilte auf Marien zu, die zitternd an der äußern Thüre stand, ergriff ihre Hand in höchster Angst, und rief mit wild rollenden Augen: »Maria, um Gotteswillen hilf mir, rette mich, bete für mich! Ich kann ihn nicht ansehen!« — Zu gleicher Zeit vernahm Maria den Angstruf: »Um Jesu willen! er ist todt!« sie hörte das Geschrei Susannens, die indeß auch hinzugeeilt war, lief, sich losreißend, nach der hintern Thüre, sah ihren Vater mit gräßlich entstelltem Gesicht leblos am Boden liegen, und sank ohnmächtig nieder. Susanne und der Nachbar wußten nicht, wem sie zuerst beispringen sollten, und liefen in der Verstürzung von einem zum andern, bis endlich dieser hinweilte, um Hülfe herbei zu schaffen, und jene Wolfen, der in starrer Betäubung dastand, ihr beizustehen antrieb, worauf er, wie aus einem Traume erwachend, Marien hastig auf seine Arme nahm, sie nach ihrer Kammer trug, und dort zu den Füßen ihres Bettes knieend liegen blieb, bis es Susannen gelungen war, sie wieder ins Leben zurück zu rufen.

. . . . . .

Als sie die Augen aufschlug, sprang er empor: »Das ist mein Himmel!« rief er, »und keines andern bedarf ich weiter!« Und als Susanne von ihm wi-

langte, er solle nun seinem Meister zu Hülfe eilen, sprach er: »Verlangt mein Leben! nur das nicht! Ich kann ihn nicht ansehen.«

Alle Bemühungen, auch Meister Trymm wieder zum Leben zu erwecken, waren unterdeß fruchtlos gewesen. Er war todt. Nach der Meinung des herbeigerufenen Arztes mußte er erstickt seyn, und die Besichtigung des Laboratoriums machte es wahrscheinlich, daß der Tod ihn am Heerde bei Bereitung irgend einer verderblichen Materie getroffen, sein Fall den Tisch mit der brennenden Lampe umgestürzt und dadurch den darauf liegenden Teppich entzündet habe, an welchem das Feuer nun langsam fortglimmend sich bis zu dem Thürvorhang verbreitet und endlich durch den bei Eröffnung der Thür entstandenen Luftzug plötzlich in heller Flamme aufgeschlagen sey.

An seinem Begräbniß-Tage kehrte Herr Walter, Mariens bestimmter Bräutigam, von seiner Reise zurück. Er geleitete wehmüthig seinen Freund zur Ruhestätte, und da er bald inne wurde, wie nun die Sach' im Hause stand, trat er ernst, doch freundlich vor Marien und sprach: »Es war des Vaters Wille, mich mit eurer Hand zu beglücken, nicht bevor, wie ich jetzt erst sehe. Fern sey es von mir, euch Zwang auflegen zu wollen. Das Glück der Ehe

gedeihet nur im Sonnenschein der Liebe. Möge es euch immer wohlgehen! möget ihr allezeit glücklich machend auch glücklich sein! — Maria sah eine Thräne in seinen Augen blinken, er reichte ihr noch einmal die Hand und schied von dannen.

Der Schreck hatte Marien eine Unpäßlichkeit zugezogen. Wolf wich nicht von ihrem Bett, und sogar am Begräbnißtage hatte Susanne ihn nicht vermocht, es zu verlassen, um seinem Meister das letzte Geleit zu geben. In dem Gefühl, daß Maria nun sein, daß nun jedes Hinderniß seiner Liebe entfernt sey, schien er allein wie in einem besondern Elemente leben zu wollen und jede Berührung mit der Außenwelt, ja selbst jeden andern Gedanken als feindlich zu vermeiden und zurückzustoßen. Ueberhaupt wurde mit jedem Tage auffallender eine seltsame Unruhe an ihm bemerklich, die wie ein böser Geist sich an seine Fersen heftete. Oft mitten im Gespräch verstummte er, saß in sich selbst versunken, die Blicke starr auf einen Fleck gerichtet, ohne Regung da; dann jagte ihn plötzlich wieder irgendein unbedeutendes Geräusch empor, er schaute mit wild rollenden Augen erschrocken um sich, das Entsetzen lag auf seinem Gesicht und

schüttelte seine Glieder wie im Fieberfrost, und in Marien regte sich wieder das unheimliche Gefühl bei seinem Anblick, welches nur eine Zeitlang geschlummert hatte. Doch in solchen Augenblicken flüchtete er allezeit an ihre Brust, wie zu einem rettenden Asyl; in ihren Armen schien er sich berauschen, in den Wogen der Liebe untergehend ein gänzlich Vergessen seiner selbst suchen zu wollen; und im Sturm der Leidenschaft, in halbem Wahnsinn riß er das schwache Mädchen mit sich fort.

Der Winter war indeß vergangen. Ein warmer Morgen lockte einst Marien mit dem Geliebten aus dem engen Garten am Hause ins freie Feld. Der Frühling begann zu erwachen und schaute aus tausend Knospenaugen schüchtern hervor; zu ihren Füßen und in den Lüften regte sich überall junges Leben, die blauen Berge traten Marien wie alte Bekannte entgegen, die Bäume, traute Gespielen ihrer Kindheit, nickten ihr freundliche Grüße zu, und in der Luft, die um ihre Wangen kos'te, wehte der leise Athem der Erinnerung. Es war noch alles wie sonst und doch wieder wie so ganz anders als damals, da sie als fröhliches Kind, als unschuldige Jungfrau auf diesen Wiesen spielend und träumend sich erging! Ihr Herz bebte in süßer Wehmuth und schmerzlicher Lust. Sie zog den Gefährten zu ihrem

Lieblingsplätzchen nieder, das schon im neuen Gram beraubt, legte den Kopf an seine Brust und erleichterte das volle Herz in sanften Thränen. Wolf schlang den Arm um sie, blickte düster hinaus in die freundliche Gegend und küßte von Zeit zu Zeit heftig ihre Hand.

»Wirst du mich auch immer lieb haben?« sagte Maria endlich leise.

»Bis in den Tod!« entgegnete Wolf.

»Wirst du auch allzeit bei mir bleiben?« fuhr Maria fort.

Wolf schwieg und schlug die Augen nieder. »Wenn mir dein Vater wollte!« sprach er endlich dumpf und leise.

Maria hob den Kopf und sah ihn verwundert an. Indem erschallte dicht hinter ihnen eine krächzende Stimme: »Laßt euch nicht von ihm umfassen, Jungfrau! Er macht euch blutig.«

Wolf sprang erschrocken empor. Die wahnsinnige Nachbarin stand vor ihm und schaute ihm grinsend ins Gesicht. — »Waschet deine Hände,« fuhr sie fort, »sie sind noch roth.«

»Wahnsinnige Hexe,« schrie Wolf außer sich, »was willst du von mir?«

Die Alte zog unter ihrem Brustlatz einige Veilchen hervor, reichte sie ihm hin und sprach: »Ich

will dir Blumen schenken, die auf einem Grabe gewachsen sind; daß du mir das Lämmlein da nicht frißt. Halte sie wohl unter Gewahrsam, denn sie plaudern gar wunderliche Dinge. Was der Winter begraben, bringt der Frühling ans Licht. Sieh dich wohl vor.«

Marien überfiel ein Grauen vor der Alten und ihren Worten. Wolf faßte mit verstörtem Gesicht ihren Arm. »Fort« rief er, »laß uns gehn! die Hexe macht mich selbst noch wahnsinnig.«

Mit gellender Stimme hub die Alte an zu singen:

»Drei Klaftern in die Erde
Hat sich der Fuchs versteckt:
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch gefunden,
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch entdeckt.

Am Himmel stehn zwei Augen,
Die sehen alles klar.
Es kommt ein lichter Morgen
Und was die Nacht verborgen,
Es kommt ein lichter Morgen,
Wird alles offenbar.

Wolf zog Marien hastig mit sich fort, aber noch lange hörte sie das grässliche Krähen hinter sich ihm erschallen.

Seit diesem Auftritte stieg Wolfs Unruhe mit jedem Augenblicke zu größerer Heftigkeit. Bald lag er zu Mariens Füßen und barg den Kopf in ihren Schooß, bald sprang er wieder ängstlich horchend auf, schaute aus dem Fenster, als erwartete er jemand, und lief dann nach der Hausthüre, um zu sehen, ob sie verschlossen sey, und so trieb er es den ganzen Tag. — Am folgenden Morgen war er nirgend zu finden. Auf dem Tisch in seiner Kammer lag ein Zettel mit folgenden Worten: »Ich bin nicht mehr sicher in deiner Nähe. Ich muß fort. Bleibe mir treu, Maria, sonst muß ich verzweifeln. Ich kehre bald zurück, dich als mein Weib heim zu führen. Gott beschütze dich!« —

Maria erstarrte in ihrem innersten Leben, als ihr Susanne den Zettel überbrachte. Sprachlos, ohne Thränen, saß sie und schaute unverwandt das unglückliche Papier an. Erst als sich Susanne in Klagen und Schmähungen gegen Wolfen ergoß, kehrte ihr die Sprache zurück. »Er kommt wieder,« rief sie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, »ich weiß es, er muß wiederkommen!« — »Nun wenigstens,« fiel Susanne

beruhigend ein, »wenigstens wird er uns doch bald Nachricht von sich geben.« —

Allein träge schlich eine Woche nach der andern bei der Harrenden vorüber, und Wolf kehrte nicht wieder und gab keine Nachricht. Und da die sechste vorüber war, mehrte sich Mariens stiller Schmerz und ihre bange Sehnsucht, denn unter ihrem Herzen fing ein junges Leben an sich zu regen.

Scheu entzog sie sich von nun an jedem fremden Blick und hätte sich gern vor sich selbst verborgen. Nur am frühsten Morgen verließ sie täglich das Haus, und ging nach dem nahen Dome, dort zu beten. Und so oft sie an dem Altarblatt von Walfens Hand vorüber ging, fühlte sie die Pfeile, die des Heiligen Brust durchbohrten, auch tief in ihrem Herzen.

Als sich ihr Zustand nicht länger verbergen ließ, entdeckte sie sich Susannen. Die geringe väterliche Verlassenschaft wurde verkauft, und beide zogen nach der fürstlichen Residenz, wo Susanne Verwandte hatte. Hier wurde Maria von einem Knaben entbunden und nannte ihn nach seinem Vater, Rudolph.

In strenger Eingezogenheit lebten die beiden Frauen von dem Ertrag ihres kleinen Vermögens

und von der Arbeit ihrer Hände lediglich der Erziehung des Kindes. In Mariens Brust war allmählig die Hoffnung auf Wolfs Wiederkehr fast ganz erloschen und alle Liebe ihres Herzens, jede Kraft ihres Gemüths von nun an dem Knaben zugewendet, der, in wunderbarer Mischung des Vaters und der Mutter Züge in sich vereinend, unter ihrer Pflege und Obhut anmuthig und herrlich emporwuchs. »Das Kind ist zu schön und zu klug,« sagte Frau Susanne manchmal, »als daß es lange leben könnte!« — »Wenn es Gott zu sich nimmt,« entgegnete Maria allezeit, »so ist's zu seinem Heil, und ich hoffe zu seiner Gnade, daß er mich dann bald wieder mit ihm vereinen wird.«

Oft wenn sie dem Knaben in die großen blauen, von schwarzen Wimpern umschatteten Augen schaute, flossen die ihren über von schmerzlicher Sehnsucht, nur einmal, einmal noch den Geliebten zu sehn, daß sie ihm seinen Sohn zeigen möchte. Aber es kam nicht. »Hättet ihr doch damals Herr Walthern Gehör gegeben!« sprach Susanne dann wohl. »Er war doch auch ein schöner Mann, und in seinen blauen Augen war so viel Treue und Gutmüthigkeit, und sie schickten sich besser zu euern, als Wolfs schwarze düstre. Gleich und gleich! so hab' ich mein Lebtag gehört; aus so ungleicher Paarung aber

konnte kein Heil erwachsen.« — Maria seufzte und schwieg.

So waren mehr als drei Jahre seit Wolfs Verschwinden still und ohne besondres Ereigniß vorüber gegangen, Mariens einzige Gesellschaft, Susanne, ihr Kind und die Erinnerung an seinen Vater, ihre einzige Erholung, wenn es die Jahreszeit erlaubte, ein Spaziergang nach einer einsam gelegenen Meierei unfern der Stadt.

Hier saß sie einst auf einem Hügel hinter dem Garten, der kleine Rudolph lief hin und wieder und trug ihr Blumen zu, die sie ihm in Kränze zusammenflocht, als er auf einmal mit einem Lilienstengel auf sie zugelaufen kam. — »Wo hast du die schöne Blume her?« fragte Maria verwundert. »Da,« sprach der Knabe, »der Mann da hat sie mir geschenkt.« Maria blickte hin und ein jugendliches, aber stark von der Sonne verbranntes Gesicht, mit wild um den Kopf hängenden schwarzen Haaren, guckte aus den Gebüschen hervor. Maria erschrak und stand hastig auf. »Bleibt, Madonna, bleibt!« rufte der fremde Jüngling — »ihr habt nichts zu fürchten.« Er trat heraus, kreuzte die Arme über

sie Beifall und blieb so in demüthiger Stellung stehen. Maria betrachtete ihn mit Verwunderung. Es war eine schlank aufgeschossene Gestalt und doch schien er kaum den Knabenjahren entwachsen.

»Erlaubt ihr, mich zu nahen?« sprach er endlich mit sanfter Stimme. — Maria lächelte. Da schritt er auf sie zu, ließ sich vor ihr auf die Kniee nieder und sprach: »In meinem Vaterlande ist ein Bild der heiligen Jungfrau, auf welchem sie von Blumen ringsumgeben dargestellt ist, einen Lilienstengel in der Hand. Als Knabe habe ich oft zu ihm gebetet. Ich sah euch unter den Blumen sitzen, und daß auch die Lilie euch nicht fehlen möchte, hab' ich sie aus jenem Garten schnell geholt.«

»Wer seyd ihr denn?« fragte Maria erröthend und verlegen, »und was führt euch hierher?«

»Ich heiße Antonio,« entgegnete er lächelnd, »und was mich hieher geführt, das war mein Stern; ich habe gefunden, was ich suchte. Denn ihr seyd es oder keine. Ihr seyd Maria.«

Indem kam Susanne langsam den Hügel herauf. Antonio sprang empor, und einen von Mariens Kränzen ergreifend rief er: »Das ist der Oelzweig, den ich heim bringe! Alle Noth hat nun ein Ende. Gehabt euch wohl, Madonna, und wenn ihr glücklich seyd, so gedenkt meiner!« Er zog sich schnell in

bei Gabrisch zurück, Maria sah ihm voll Erstaunen nach, und da sie nach ihrer Heimkehr, der seltsamen Erscheinung nachdenkend, am Fenster stand, glaubte sie ihn in der Dämmerung noch langsam vor ihrer Wohnung vorbeischreitend zu erkennen.

Eine Ahnung regte sich in ihrem Busen, die sie, oft getäuscht, sich selber kaum gestehen mochte, und die geheime Hoffnung, sie vielleicht dort erfüllt zu sehen, trieb sie am andern Tage unablässig zu einem neuen Spaziergang nach der Meierei an. Doch schon um Mittag schwärzte sich der Himmel, ein Gewitter stieg auf und löste sich in einen anhaltenden Regen.

Es war Abend geworden, Maria mit dem Knaben allein, der heut gegen seine Gewohnheit gar nicht zu Bett gehen wollte. Sie hatte sich einen Augenblick nach einer anstoßenden Kammer begeben und ihn in der Stube spielend zurückgelassen, als er ihr schnell nachgelaufen kam, sie bei der Hand ergriff und freudig ausrief: »Komm, Mutter, komm, der Vater ist da!« Ein freudiger Schreck durchzuckte Marien. »Was träumst du, Kind!« rief sie, doch der Knabe zog sie ungestüm nach der Thür. Sie erblickte einen Mann von hohem Wuchs und Anstand, in reicher Kleidung. »Das ist der Vater nicht, mein Kind!« sprach sie und sich gegen jenen wendend:

»Wen sucht ihr, und was ist zu eurem Dienste?« Doch dieser breitete die Arme gegen sie aus und rief mit bebendem Tone: »Maria, du kennst mich nicht mehr?« Da erkannte sie Wolfs Stimme; Gegenwart und Erinnerung, Freude und Leid griffen zu gleicher Zeit gewaltsam an ihr Herz, ihre Kniee brachen ein und sie wäre niedergesunken, wenn nicht Wolf hinzuspringend sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

»Maria,« rief er schmerzlich aus, »dein treues Auge meinen Anblick nicht ertragen?«

Maria schlug die Augen auf, sah ihn an, legte dann den Kopf an seine Brust und weinte heftig. »Du bist lange geblieben!« sprach sie sanft.

»Ach, warum erinnerst du mich!« rief er. »Das war eine gräßliche Zeit, die hinter mir liegt. Ich habe mit ihr gerungen wie mit einem Tiger. Jetzt aber ist mein blauer Himmel wieder offen und ein neues Leben beginnt.«

»Nun siehst du, Mutter,« hob jetzt Rudolph an, »ich wußte wohl, daß es der Vater war. Es hat mir's jemand diese Nacht gesagt, daß er heute kommen würde.«

»Und dieser schöne Knabe?« rief Wolf, »Maria, dieser Knabe?« — — —

„Er ist dein,“ sprach Maria leise und erröthend.

Da schloß Wolf den Knaben in seine Arme, hob ihn hoch empor und küßte ihn auf Mund und Stirne, und zwei große Thränen perlten über seine braunen Wangen. Er umfaßte die Mutter und das Kind zugleich; seine Augen bald hierhin, bald dorthin gewendet, schienen sich in ihrem Anschaun zu berauschen und er konnte seiner Lust daran gar kein Ende finden.

Der Knabe lächelte freundlich und schlang, ledig aller Furcht und Scheu, seine Aermchen dem Vater und der Mutter um den Hals.

„O ihr Engel," sprach Wolf, „ihr sollt und werdet mich zurückführen in mein verlornes Paradies! Daß Gott mir diesen Knaben schenkt, das ist mir ein Zeichen, daß ich wiederum seiner Gnade theilhaftig werden soll."

Susanne trat jetzt herein, und auch sie erkannte Wolfen nicht, denn mehr noch als seine stolzere Haltung, veränderte Kleidung und sein sonneverbrauntes Gesicht, machte ihn ein starker Knebelbart an Kinn und Oberlippe unkenntlich.

Als die ersten ungestümen Wellen der Freude und Ueberraschung sich gelegt hatten, begehrte Frau Susanne zu wissen, warum er sie und auf so lange Zeit verlassen, und wo er indeß gewesen sey.

„Es giebt mancherlei,“ entgegnete Wolf mit schnell verdüstertem Gesicht, „was man wohl thun, aber nicht so bald auch aussprechen kann, und wenn jedes Warum eine genügende Antwort aus dem Menschen zerren wollte, möchte die höllische Meute leicht sein bischen Verstand in Fetzen reißen.“

„Ich führte sonst Hammer und Grabstichel,“ fuhr er nach einer Weile fort,“ jetzt führe ich das Schwert. Ich war sonst ein armer Schlucker und sollte es bleiben,“ — er schlug ein wildes Gelächter auf, — „nun, er hat gelogen, denk' ich! — Doch weg damit! Ihr zwingt mich, Galletropfen in meinen Freudenwein zu gießen.“

„Nun, nun,“ sprach Frau Susanne, „ich begehre ja nichts weiter zu wissen. Wenn ihr nur von nun an bei uns bleibt.“

Er schloß von neuem seinen Knaben in die Arme, herzte und küßte ihn und rief: „Gott hat mir hier ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade gegeben. Das wüste Leben hat nun ein Ende. Ich will mir eine Heimath suchen, auf daß ich mein Weib heimführen möge.“

Der lockende Schlag einer Nachtigall ließ sich dicht unter dem Fenster vernehmen. „Das ist mein Antonio!“ sprach Wolf zu Marien. „Du hast ihn gestern gesehen. Es ist ein wackrer Bursch, ein

treu ergeben, und auch du kannst ihm vertrauen. Er ruft mich. Ich muß fort.«

Maria wollte ihn nicht aus ihren Armen lassen und Frau Susanne rief: »Noch immer keine Ruh und Rast!« — »Noch ist es mir nicht vergönnt,« entgegnete Wolf, »zu kommen und zu gehen, wie meinem Herzen gelüstet. Der Tiger ist noch nicht todt. Doch morgen Abend bin ich wieder hier und hoffe länger zu bleiben.«

Er nahm Abschied von Marien und dem kleinen Rudolph, und da er schon an der Thür war, wandte er sich noch einmal, kehrte wieder zurück, küßte dem Knaben auf die Stirn, drückte Mariens Hand an seine Brust und an seine Lippen und rief: »Ich bin solches Glücks nicht werth!« und verließ darauf eilig das Gemach.

Als Susanne von seiner Begleitung zurück kam, sprach sie kopfschüttelnd: »Er hat sich viel verändert und will mir nicht recht gefallen; ja wenn ich so sein ganzes Wesen bedenke, wird mir fast unheimlich zu Muth.« Aber Maria hörte nicht, was sie sprach, denn sie kniete vor dem Bilde der Mutter Gottes, welches auf einem kleinen Hausaltar in der Ecke des Zimmers stand, und sendete heiße Gebete zu der hohen Vertrauten aller nun geendeten Noth und Schmerzen. In dem Gefühl des Danks und der

Freude war in diesem Augenblick jedes andre untergegangen, und nur wie fernes Wetterleuchten zuckte von ihr selbst kaum bemerkt, ein leises Weh vorbebend an dem heitern Himmel ihrer Seele hin.

Wolf kam nun fast mit jedem Abend. Er war größtentheils sanft und selbst heiter, und wie in einem warmen Frühlingstage, nach anhaltendem Sturm und Regen, die Bäume freudig ihre Blätter entfaltet, und die Strahlen der lange entbehrten Sonne begierig einsaugt, so gab sich sein Herz der Gegenwart seiner Liebe hin. Nur zuweilen schien ihn eine ängstliche Mahnung an seine übrigen Verhältnisse, oder eine schreckende Erinnerung aus der Vergangenheit zu überfallen, was sich dann durch ein plötzliches düsteres Verstummen, seltsame Unruhe, oder auch wohl durch eine wunderlich lustige Laune und eine Art wilden Scherzes kund gab, die Maria nicht an ihm gewohnt war, und sie jederzeit bis ins Innerste mit bangem Grauen erfüllte.

Dem kleinen Rudolph schloß er sich mit der innigsten Neigung an, und seine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage. Er spielte mit ihm, er erzählte ihm Mährchen und Geschichten, und der Knabe fand im

so mehr Gefallen daran, da seine geistige Entwicklung seinen Jahren weit voraus gegangen war.

»Soll ich dir auch etwas erzählen?« sprach er einst zu seinem Vater. »Von dem frommen Knaben, den Gott zu sich nahm? Oder von dem bösen Räuber? Dem zerbrach eine große Perle, die er geraubt hatte, und sein Mund that sich auf zum Fluch, da sah er in der Perle ein Bild, das stellte den Sohn Gottes vor am Kreuze. Du kennst es doch?« — Er lief nach der Kammer und kehrte mit einem kleinen Crucifix in der Hand zurück: es war dasselbe, welches Maria einst von Wolfen empfangen. — »Sieh, das ist Gottes Sohn am Kreuze!« fuhr der Knabe fort. »Und der Räuber ging in sich und bereute seine Uebelthaten, und betete und that Buße zwanzig Jahr, und Gott hat ihm verziehen um seines Sohnes willen.«

Wolf nahm das Crucifix, drückte es an sein Herz und küßte es; Thränen stürzten aus seinen Augen, und er saß lange Zeit stumm in sich selbst versunken. Endlich hob er das Kreuz in seinen gefalteten Händen hoch empor, blickte zum Himmel und sprach leise: »Um deines Sohnes Jesu Christi willen!«

»Kennst du es wohl noch?« hub Maria nach einer Weile an.

»Ach, das war eine glückliche Zeit,« entgegnete

er, wo da ich noch an dem Kranzlein arbeitete; und Andacht, Liebe und Begeisterung wie eine heilige Dreieinigkeit in meinem Herzen wohnten! Mit meinem Blute möcht' ich sie zurück erkaufen; dort aber steht der Engel mit dem Flammenschwert und weigert die Rückkehr dem Gefallenen.«

Frau Susanne hielt das Gespräch bei der Vergangenheit fest, erinnerte Wolfen an manche kleine Begebenheit aus der ersten Zeit seiner Liebe, und wollte dabei, seine heutige sanfte Stimmung benutzend, einen nochmaligen Versuch machen, ihm einige Erklärung sowohl über sein bisheriges Leben und Treiben, als über die eigentliche Quelle der Geschenke zu entlocken, die er fast bei jedem Besuch mit freigebigen Händen austheilte, die von Marien aber um so mehr mit einem geheimen Widerwillen angenommen wurden, da sie in der That sehr reich und kostbar waren. Allein er wich allen Winken, Wendungen und versteckten Fragen auch dießmal geflissentlich aus, und sogar der Ort seines jetzigen Aufenthalts blieb fortwährend ein Geheimniß. Er kam allezeit in der Dämmerung, wohl bewaffnet, und entfernte sich früher oder später, doch immer vor Mitternacht. Das Haus, worin Maria wohnte, lag in der Vorstadt. Als Susanne beim Weggehen fragte, ob er sich denn nicht fürchte, in der finstern Nacht

über Feld zu gehen, zumal da wieder stark von dem schwarzen Jäger gesprochen werde, und er sich sogar, wie verlauten wolle, in hiesiger Gegend habe spüren lassen, sah er sie kopfschüttelnd an und sprach: »Mit dem ist's vorbei! — Auch hat wohl,« setzte er nach einer Weile hinzu, »der Mensch weit mehr sich vor Räubern zu fürchten, als vor den bösen Trieben seines eigenen Herzens, die wie Gewappnete ihn auf der Straße des Heils überfallen, und ihm sein teuerstes Kleinod, den Frieden seiner Seele rauben.«

Schon einigemal war bei heiterem Wetter die Meierei von der Stadt zum Ort ihrer Zusammenkunft bestimmt worden, und so geschah es auch heute für den andern Tag, da der Knabe großes Verlangen danach bezeigte. Am folgenden Tage indeß wandelte Marien eine seltsame Abneigung an, mit dem Knaben hinauszugehen, die noch dadurch bestärkt wurde, daß dieser schon vom Morgen an sich geklagt hatte, und nur Susannens Zureden und des kleinen Rudolphs anhaltende Bitten besiegten endlich diesen Widerwillen, welchem nicht bloß, wie sie wohl fühlte, des Kindes Unpäßlichkeit zum Grunde lag, von dem sie sich aber sonst durchaus keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Wolf und Maria saßen auf dem Hügel hinter der Meierei. Ein lauer Wind wehte von dem

bewölkten Himmel; der Abend spielte mit Wolkenschatten und goldenen Lichtern in dem matten, grünenden Thale, und wiegte sich auf dem Spiegel des Flusses, der seine Wogen mit leisem Rauschen am Fuß der Anhöhe vorüber trieb. Stiller Friede breitete sich über die Landschaft und zog auch in Wolfs Busen ein. Er umschlang Marien, der Knabe spielte zu beiden Füßen. Er theilte ihr seine Hoffnung mit, sein bald, wenn auch fern von hier, eine Heimath zu erwerben, wohin er sie führen könnte; er sprach von ihrer häuslichen Einrichtung, und schmückte das Bild der Zukunft mit reichen Farben aus. Da erhallte ein Gesang über ihnen wie aus der Luft herab. „Meine Nachtigall!“ sprach Wolf lächelnd. Maria schaute empor und erblickte den Antonio, der sich singend in den höchsten Zweigen eines schlanken Baums schaukelte. Er sang

Es wehen die Lüfte: wohin?
Es ziehen die Wolken: wohin?
Es schlägt die Sehnsucht die Flügel auf,
Gedanken und Wünsche beginnen den Lauf,
Es steht nach der Ferne wohl Allen der Sinn,
Und wissen doch Alle nicht recht, wohin.
Wohin? Wohin?

Bald darauf kam er herunter, begrüßte seinen

Herrn und Marien, und machte sich mit dem kleinen Rudolph zu schaffen, dem er Blumen zutrug, Kränze flocht, in den dichten Laubkronen der Bäume schlanke Ruthen aussuchte, und so, bald dahin bald dorthin laufend, sich immer weiter mit ihm entfernte. Wolf und Maria, im vertraulichen Gespräch befangen, bemerkten es nicht. Plötzlich sah Maria zwei bewaffnete Männer von wildem Ansehn aus dem Gebüsch hervortreten. Sie machte Wolfen aufmerksam; er wandte sich rückwärts, und halb erschrocken, halb erzürnt, wie es schien, sprang er empor, und ging schnell den beiden Männern entgegen. Obgleich Maria wegen der Entfernung nichts von ihrem Gespräch verstehen konnte, so merkte sie doch aus ihren heftigen Geberden, daß sie mit einander stritten. Sie ahnte Schlimmes und wollte aufstehen, den Antonio herbei zu rufen. Indem erschallte von dem Ufer des Flusses herauf ein ängstliches Geschrei. Im selben Augenblick vermißte sie mit Schrecken den kleinen Rudolph. Ihre Blicke flogen suchend nach allen Seiten. Auch Wolf hatte das Geschrei vernommen; sie sah, daß er sich umdrehte, die Hände voll Entsetzen zusammenschlug, und dann wie ein Pfeil den Hügel hinab nach der Gegend hin rennte, wo es herzukommen schien. Sie folgte ihm eilig, und machte sich Bahn durch das Gesträuch, welches ihr die Aussicht hinderte.

Als sie ins Freie trat, sah sie, wie Antonio sich aus dem Wasser ans Ufer emporrang, und mit Wolfs Hülfe, der gerade hinzukam, den kleinen Rudolph nach sich zog. Sie schrie laut auf, und flog hinab. Der Knabe schlug eben unter Wolfs Händen die Augen wieder auf. Sie warf sich über ihn und hob ihn an ihre Brust; Wolf faltete die Hände, und schaute dankend zum Himmel empor; gleich darauf aber, als würde das Gefühl des Verlustes, der ihm gedroht, erst lebendig in ihm, riß er den Dolch aus seinem Gürtel, und sah sich mit funkelnden Augen nach Antonio um. »Unglücklicher,« rief er, »was hast du gemacht!« Erschrocken fiel ihm Maria in den Arm; Antonio erzählte, wie er mit dem kleinen Rudolph am Ufer nach bunten Steinen gesucht, wie der Knabe plötzlich ausgeglitten und in den Strom gefallen, und wie er ihm auf der Stelle nachgesprungen sey, und ihn bei den Haaren erhascht habe. »Als ich das Kind schreien hörte,« setzte er hinzu, »und mich umsahe, war mit's fast, als säh' ich eine schwarze Faust, die den Knaben in die Fluth hinunter zog; allein hier gab es nicht Zeit, sich zu fürchten, und ich hätte das Kind wohl dem Teufel selber abgerungen!« Maria schauderte. Wolf reichte ihm die Hand, und Antonio drückte sie an seine Brust. Der kleine Rudolp weinte, und zitterte vor Frost in den triefenden

Meiereiu. Hier war nicht Rath noch Hülfe zu schaffen; die Leute in der Meierei waren alle noch auf dem Felde, und es blieb nichts übrig, als sich schleunig auf den Weg nach der Stadt zu machen. Wolf zog Antonio'n bei Seite und redete heimlich mit ihm; dann nahm er den Knaben auf den Arm, und trat mit Marien die Rückkehr an.

Je näher sie der Stadt kamen, und je mehr der Knabe klagte, desto hastiger beschleunigte Wolf seine Schritte, so, daß Maria ihm zuletzt nicht mehr zu folgen vermochte. Und da er an die ersten Häuser kam, dachte er nur an sein Kind, und vergaß seine bisherige Vorsicht gänzlich, und schritt die große Straße hinab nach Mariens Wohnung. Alle Leute aber, die ihm begegneten und den stattlichen Kriegsmann sahen mit dem weinenden Kinde auf dem Arm, blieben verwundert stehen, und schauten der fremden Erscheinung nach.

Als er das Haus erreichte, sandte er Frau Susannen gleich nach einem Arzte aus, entkleidete selbst den Knaben, und brachte ihn zu Bett. Hierauf empfahl er Marien, die indeß auch gekommen war die größte Sorgfalt, nahm Abschied von ihr, weil ihn ein wichtiges Geschäft rufe, und konnte sich gar nicht von dem Knaben trennen, zu dem er mehrmals wieder zurückkehrte, und ihn küßte und lieb-

reise. Er versprach, den folgenden Tag wiederzukommen.

Den kleinen Rudolph überfiel nun nach starkem Frost glühende Hitze. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß eine bedeutende Krankheit bevorstehe, die zwar durch den heutigen Vorfall nicht veranlaßt, in ihrer Heftigkeit aber ohne Zweifel dadurch vermehrt worden sey.

Maria erinnerte sich ihrer Abneigung vor dem Spatziergang, die sie nun auf eine so traurige Weise gerechtfertigt sah, und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe. — Sie brachte mit Susannen die Nacht schlaflos am Bette des kleinen Kranken zu, der in einem unruhigen Schlummer lag, und von den ängstlichsten Träumen gequält zu werden schien. Er sprach im Schlafe, und fuhr oft laut schreiend in die Höhe, bat dann, auf Augenblicke wachend, seine Mutter, ihm die Hand zu geben, und fragte nach seinem Vater.

Den andern Tag kam Antonio und brachte die Nachricht, daß sein Herr nothgedrungen einige Zeit abwesend seyn werde, doch hoffe er, nicht länger als acht Tage. Er schien unruhig und traurig, und als er scheidend Mariens Hand ergriff und sie küßte, fühlte sie eine Thräne darauf fallen.

Die Krankheit des kleinen Rudolph wuchs indeß

mit jedem Tage. Ein wüthendes Fieber hatte seine ganze verzehrende Gluth über ihn ausgegossen; er lag meist ohne Besinnung, und der Arzt fing an bedenklich den Kopf zu schütteln. In einzelnen hellen Augenblicken verlangte er beständig nach seinem Vater. »Schicke doch nach dem Vater, liebe Mutter,« — sprach er oft mit matter Stimme, — »daß er kommt und sieht, wie krank sein Kind ist.« — Ein andermal sagte er: »Ist denn mein Vater bös' auf mich, daß er nicht mehr zu mir kommen will. Was hab' ich denn gemacht?«

So verging ein Tag nach dem andern in Angst und Sorge und schmerzlichem Verlangen. Schon war der siebente verstrichen, und Wolf säumte noch immer mit der Rückkehr. Auch Antonio kam nicht mehr. In den bangen Nächten, die Maria, abwechselnd mit Susannen, bei dem Kranken verwachte, lag sie oft stundenlang auf den Knieen vor dem Bilde der Mutter Gottes, und flehte in Thränen und heißem Gebet, daß nur dieser Kelch vor ihr vorüber gehe. Das Leben des Kindes war durch tausend Adern mit ihrem Herzen verwachsen, und wenn jenes sich losriß, mußte dieses verbluten.

In der Nacht von dem achten zum neunten Tag erwachte der Knabe mit einemmale aus der Bewußtlosigkeit, in welcher er seit mehr als acht und vierzig

Stunden ununterbrochen gelegen hatte! er versuchte sich empor zu richten; Maria unterstützte ihn. Er sah befremdet in dem Gemach umher und sprach: »Bin ich denn noch hier?« — »Weine doch nicht, mein Mütterlein,« fuhr er nach einer Weile fort, als er Mariens Thränen sah, — »mir ist recht wohl; ich bin gesund. Ich war in einem schönen Garten, es standen viel herrliche Blumen darin, kleine Engel spielten mit mir, und pflückten die Blumen für mich; ich wollte sie dir mitbringen. Wo sind denn die Blumen?« — Er sah sich danach um. Maria konnte ihm nur durch Schluchzen antworten. Er legte sich wieder auf sein Kissen zurück. — »Hier ist's so finster!« sprach er. »In dem Garten war schöner Sonnenschein. Komm mit, liebe Mutter; ich gehe wieder hin. Komm mit!« — Er schloß die Augen und lag stille. Nach einer Weile schlug er sie wieder auf und sagte: »Wenn der Vater nicht bald kommt, wird er mich nicht mehr finden. Laßt ihn doch holen. Er soll auch mitgehen.« — Nun schloß er die Augen von neuem und schien einzuschlafen. Maria schöpfte frische Hoffnung, da sie ihn so ruhig schlummern sah. Allein gegen Morgen zeigten sich leise Zuckungen, die durch seine Glieder flogen, und bald immer häufiger und stärker wurden. Maria weckte Susannen. Der Knabe lag mit halb offenen

Augen, doch, wie es schien, gefühl- und bewußtlos. Die Zuckungen ließen allmählich nach; Maria saß, von Angst und Nachtwachen erschöpft, fast ohnmächtig im Lehnstuhl; Susanne trat von Zeit zu Zeit leise an das Bett und horchte auf den Athemzug des kleinen Kranken; alles war still. Da, eben als das Morgenroth den Fenstern gegenüber sich entzündete, wurden die halb gebrochenen Augen des Knaben noch einmal lebendig, und schauten glänzend um sich. Er strebte sich aufzurichten, Susanne wollte ihn unterstützen, aber er sank kraftlos zurück. »Ist der Vater noch nicht da?« sprach er mit kaum vernehmlicher Stimme. — »Ich gehe. Komm bald nach, Mutter!« — Maria horchte und eilte an das Bett. Sein Blick hob sich mühsam nach ihr, um seinen Mund flog ein leises Lächeln; er athmete tief auf, seine Augen brachen. Das Leben war noch einmal empor geflammt, ehe es sich dem Tod ergab; jetzt aber zog der bleiche Friedensbote siegend ein, und breitete sich ernst und starr über das freundliche Kindergesicht.

Ein dumpfer Schrei des Schmerzes rang sich aus Mariens Brust; sie taumelte in den Lehnstuhl zurück, und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Susanne neigte sich über den Knaben, und drückte ihm sanft die Augen zu, dann kniete sie weinend vor dem

Bette nieder, faltete die Hände und betete. Maria aber hatte keine Worte und keine Thränen; ein schneidendes Weh zuckte durch Kopf und Brust, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; doch weinen konnte sie nicht. — Indem fielen der Morgensonne erste Strahlen in das Gemach; Maria hob die Augen empor, und da sie die Sonne so freundlich und doch so kalt herein schauen sah in ihren unendlichen Jammer, konnte sie den Anblick nicht ertragen, sprang auf und verhüllte die Fenster, dann aber warf sie sich über den Leichnam ihres Kindes, küßte die bleichen Lippen, und der starre Schmerz löste sich endlich in Thränen und Klagen.

»Gott hat ihn zu sich genommen,« sagte Susanne, »in den himmlischen Garten, den er ihm schon voraus gezeigt. Er wandelt in Licht und ewiger Freude, wir aber sind noch in Nacht und Trübsal befangen.«

»So bitte Gott mit mir,« entgegnete Maria, »daß ich meines Kindes letzten Wunsch erfüllen, und ihm bald folgen darf!«

Als es gegen Abend ging, entkleideten beide unter tausend Thränen den Knaben, wuschen ihn, und zogen ihm ein weißes Kleidchen an; darauf schnitt Maria alle Blumen von ihren Blumenstöcken, die sie sonst geliebt und gepflegt, und streute sie auf sein Lager; einen Kranz aber von Rosmarin, Myrthen

und Rosen wand sie um sein Haupt. Der Tod hatte das leise Lächeln am seinem Mund, den letzten Abschiedsgruß an die Mutter, nicht auszulöschen vermocht, und so lag er nun wie im Schlummer, von süßem Traum bewegt, und mitten unter den Blumen nicht wie eine verwelkte, sondern nur wie die schönste und zarteste, die ihren Kelch geschlossen vor der rauhen Nacht des Lebens. Da ihn Maria nun so liegen sah, konnte sie es nicht glauben, daß er wirklich todt seyn sollte; es war ihr jeden Augenblick, als müßte er jetzt die Augen aufschlagen, und sie faßte seine kalte Hand, und beugte sich über ihn, und lauschte auf einen Athemzug. Aber das Leben und die Liebe, die sonst dem mütterlichen Herzen entgegengeklopft hatten in der kleinen Brust, waren auf immer hinauf geflohen zu dem ewigen Vater, von dem sie stammten; kein Athem regte sich mehr darin, keine Wärme kehrte in die starren Glieder zurück, und der Schmerz überfiel Marien von neuem mit verdoppelter Gewalt.

Da klopfte es leise an die verschlossene Thür. Susanne ging zu öffnen, und herein trat Wolf. Maria schrie laut auf bei seinem Anblick, und wandte sich händeringend ab. »Was ist hier vorgegangen?« fragte er bestürzt. »Was weint ihr? wo ist mein Kind?« — Niemand antwortete ihm. »So ist er

wirklich krank?« fuhr er endlich fort. »Ach! ich wußte es wohl, mir war so bange.« Er sah in dem Zimmer umher und schritt dann auf das Bett zu. Indem erblickte er die Blumen auf dem Bett; eine gräßliche Ahnung zuckte durch seine Brust, er stand und wagte nicht weiter zu gehen; nur seine starren Blicke flogen hinüber. Susanne trat an ihn heran, faßte seine Hand und sprach: »Sey ein Mann, Vater! Dein Kind hat dich verlassen. Es ist bei Gott.« Da stürzte er nach dem Bette hin, und sah die bleiche Lilie unter den Rosen, taumelte seitwärts an die Wand und verhüllte das Gesicht mit seinem Mantel. So verharrte er lange Zeit. Endlich nahte sich ihm Maria und schlug den Arm um seinen Hals; er hob den Kopf, sah Marien an, dann zum Himmel empor, Thränen brachen aus seinen Augen, er neigte sich schluchzend auf ihre Schulter; dann zog er sie mit sich an das Lager des Kindes, und küßte die starren kleinen Hände und die bleichen Lippen unzähligemal. Maria kniete nieder und betete. Er warf sich neben sie, und faltete gleichfalls seine Hände zum Gebet. Allein plötzlich versiegten seine Thränen, eine wilde Glut loderte in seinen Augen auf, er schlug sich heftig mit der Faust an die Brust und rief mit dumpfer gepreßter Stimme: »Nein, ich kann nicht beten! ich will nicht beten! ich darf nicht beten!

Gott hat mich verworfen; er nimmt mir das Kind! Er will nicht meine Reue, noch mein Gebet! — Nun, du unerbittlicher Richter dort oben,« fuhr er fort und sprang auf, »so laß das Rachschwert auf meinen Nacken fallen! ich halte still.« Er trat wieder an das Bett und betrachtete die Leiche: — »Ich hielt das Kind für ein Geschenk von Gott, für ein Zeichen seiner wiederkehrenden Gnade und Versöhnung. Ach, ich fühl' es, die Liebe zu diesem Kinde hätte mich wieder zum Menschen gemacht, sie hätte mich gerettet diesseits und jenseits! — Ich Wahnsinniger, hätt' ich's verdient? Ach, ich habe das Kind getödtet durch meine Nähe! Gott hat es weggenommen aus meinen blutbefleckten Händen, daß nicht mein Hauch seine Seele vergifte. Den letzten Stern hat er ausgelöscht an seinem Gnadenhimmel, und zeigt mir sein Antlitz in dunkler Nacht.«

Maria nahte ihm ängstlich und ergriff seine Hand. Er entzog sie ihr rasch. »Fasse diese Hand nicht an,« rief er, »du Reine! Ich bin ein Ungeheuer, von Gott verworfen und verflucht. Meine Nähe bringt Verderben. Fasse meine Hand nicht; sie zieht dich mit in den Abgrund. Der Himmel ist verschlossen; die Hölle thut sich jauchzend auf. Sieh, diese Hand,« — er faßte Mariens Arm und zog sie einige

Schritte nach dem Fenster mit sich fort, seine Stimme arbeitete sich keuchend aus der Brust, — »diese Hand hat deinen Vater umgebracht!« — Gott der Barmherzigkeit! schrie Susanne. Wolf stürzte wie ein Rasender aus dem Gemach.

Marien hatten seine letzten Worte bis ins innerste Leben erstarrt; sie stand wie ein steinernes Bild des Entsetzens. Susanne näherte sich ihr endlich besorgt, und führte sie nach dem Lehnstuhl. Sie ließ alles mit sich geschehen, saß ruhig und stumm, nahm an nichts mehr Antheil, und antwortete auf keine Frage Susannens. Eben so ließ sie diese am folgenden Tage alle Anstalten zu dem Begräbniß des Kindes treffen und bekümmerte sich nicht weiter darum. Nur als der Sarg zugemacht und fortgetragen werden sollte, stand sie auf, küßte ihr Kind noch einmal, und schien zu beten, bis der Sarg geschlossen war; darauf kehrte sie zu ihrem Sitz zurück. Dort blieb sie fortwährend ruhig und stumm, die starren Blicke auf einen Fleck gerichtet; jede Verbindung ihrer Seele mit der Außenwelt war abgebrochen, und nur mit Mühe konnte Susanne sie bewegen, einige Nahrung anzunehmen.

Wolf ließ mehrere Tage nichts von sich hören; endlich erschien Antonio und brachte die Bitte seines

Herren, daß es ihm vergönnt seyn möchte, Marien noch einmal zu sehen, wenn sie anders seinen Anblick noch ertragen könne. Da schien Maria wie aus einem schweren Traum zu erwachen; ein leises Roth ging an den blassen Wangen auf. »Er soll kommen!« sprach sie. »Ich will ihn nicht verlassen.«

Und da Antonio, mit schmerzerfüllten Blicken sie betrachtend, noch vor ihr stehen blieb, reichte sie ihm wehmüthig lächelnd die Hand. Sein Mund hastete mit einem langen Kusse auf der Hand, dann drückte er sie an seine Brust und eilte rasch hinweg.

»So wollt ihr auch jetzt noch nicht von ihm lassen?« rief Susanne aus. »Nach allem was er euch gestanden?« — »Ach der Unglückliche!« sprach Maria. »That ers nicht um meinetwillen? Drum bin ich fest an ihn gebunden; der Himmel hat sich von ihm abgewandt, die Welt stößt ihn aus, nirgends auf der weiten Erde ist ein Plätzchen, da er sein Haupt ruhen könnte, als an dieser Brust; drum will ich ihn nicht verlassen, ich will bei ihm bleiben, ich will ihn schützen vor Verzweiflung und seine Seele retten.«

Bald darauf trat Wolf herein. Maria stand auf und ging ihm mit wankenden Schritten entgegen; doch als sie ihm in das bleiche und entstellte Gesicht schaute, blieb sie unwillkührlich stehen und bedeckte ihre Augen

mit der Hand. — »Auch du wendest dich von mir, Maria?« begann Wolf. „Ach, laß mich nur einmal noch in diesen Himmel schauen, da jener mir verschlossen, nur einmal noch laß mich deine Stimme hören, dann will ich ja gehen.“

»Nein, Wolf,« sprach Maria leise, „wohin du gehest, ich gehe mit; ich bleibe bei dir bis ich sterbe.“ — Sie reichte ihm die Hand: er ergriff sie hastig und drückte sie an seine Brust; dann schaute er zum Himmel empor und rief: „Dank sey dir, Gott der Gnade, du bist kein unversöhnlicher Richter! — Maria, du rettest mich von Verzweiflung; du wirst mich auch wieder auf den Weg leiten zu Gott.“ — Seine starren Züge belebte ein Strahl von Hoffnung und Freudigkeit. Er entdeckte Marien, daß seines Bleibens nun hier nicht länger sey, und wenn ihr Entschluß fest stehe, ihn zu begleiten als sein rettender Engel, so solle sie morgen sich bereit halten; er werde kommen sie abzuholen.

Sie sprachen noch einige Worte über die Reise; er gedachte sich nach Italien zu wenden. Doch die gewohnte Vertraulichkeit war entwichen! ihre Blicke mieden sich; eine unsichtbare Hand drängte sich zwischen ihre Herzen. Wolf fühlte schmerzlich den bangen Zwang und schied bald von dannen.

Maria fragte Susannen, ob sie mitgehn oder

bleiben werde. „Ich hätte es freilich lieber gesehen, ihr wärt auch geblieben,“ erwiederte Susanne, „doch da ihr nun einmal euer Loos gezogen, so will ich's mit euch theilen, gleich viel, ob es schwarz oder weiß ist. Ihr werdet einer treuen Freundin wohl bedürfen.“

Am folgenden Tage war Susanne geschäftig, alles zu verwahren und zuzuschicken zu der Reise. Martin half ihr dabei, doch verfiel sie während dieses Geschäftes öfters wieder in denselben Zustand von Geistesabwesenheit, der Susannen schon früher geängstigt hatte. Mitten in dem, was sie eben thun wollte, hielt sie plötzlich inne, blieb ohne Regung stehen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, und schien, gänzlich in sich selbst verloren, nichts mehr zu wissen von dem, was außer ihr war.

Da alles bereit stand, kleidete sie sich an zum ausgehen. Wo wollt ihr hin? fragte Susanne. Heftiger als sonst ihre Art war, rief sie: „Du fragst? Soll ich denn nicht Abschied nehmen von meinem Kinde?“ — In dem Augenblicke erhob sich ein großes Getümmel auf der Straße. Susanne öffnete das Fenster und schaute hinaus. Ein Trupp Bewaffneter, von einer Menge Volk umgeben, bewegte sich in langem Zuge die Straße herauf; mit jedem Augenblick mehrte sich der Haufe, aus allen Fenstern und

Thürm schauten Neugierige, und weit voraus flog von Mund zu Mund die Nachricht: „sie bringen den schwarzen Jäger! sie haben den schwarzen Jäger gefangen.“ Auch Susanne wandte sich zu Marien und sprach: „den schwarzen Jäger haben sie gefangen.“ Maria erschrak, sie wußte selbst nicht warum. Indeß war der Zug immer näher gekommen; Susanne lehnte sich weit zum Fenster hinaus und immer weiter; auf einmal aber fuhr sie taumelnd zurück, schlug die Hände über ihrem Haupte zusammen und schrie voll Entsetzen: „Gott sey uns gnädig! Er ists! er ists! Da bringen sie ihn!“ — Maria flog nach dem Fenster: ihr erster Blick fiel auf Walfen, der mit gebundenen Händen, von Soldaten umgeben, vorüber geführt ward. Er hob die Augen nach ihr — mit einem gräßlichen Schrei stürzte sie zur Erde nieder.

Maria war aus der langen Ohnmacht erwachend in eine schwere Krankheit gefallen. Den so kurz hintereinander wiederholten Schlägen des Schicksals hatte die Natur endlich unterlegen.

Als der erste Eindruck des Schreckens vorüber war, fing Susanne an zu fürchten, daß die öftern

Besuche Wolfs nicht unbemerkt geblieben seyn und deshalb sie sowohl als Maria in das gerichtliche Verfahren gegen jenen verflochten werden könnten. Schon vor einiger Zeit hatte sie Herr Walthern, Mariens ehemaligen Bräutigam, auf der Strasse begegnet, doch ohne dessen gegen Marien zu erwähnen; jetzt erfuhr sie auf ihre Nachfrage, daß er nach einer langen Abwesenheit vor kurzem zurückgekehrt und bei Hofe und in der Stadt hoch angesehen sey. Sie entschlossen sich nach einigen Tagen ihn aufzusuchen, ihn zu Mariens Schutz und, wenn es möglich, zu Wolfs Rettung aufzufordern.

Herr Walther erschrak heftig, als er das Schicksal Mariens vernahm. Er befragte Susannen über alle nähere Umstände und versprach, bei entstehendem Verdacht sein ganzes Ansehen zu ihrem Besten zu verwenden, ja sich selbst im Nothfall mit Gut und Leben zum Bürgen ihrer Unschuld zu stellen; zu Wolfs Rettung hingegen sey wenig Hoffnung, doch wolle er ohne Verzug um eine Unterredung mit dem Gefangenen anhalten.

Dies geschah noch an demselben Tage. Als Herr Walther in das Gefängniß trat, saß Wolf auf seinem Strohlager, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Bei dem Geräusch des Eintretenden hob er den Kopf und sah jenen lange starr an, dann legte er die Hand

an die Stirn, wie einer, der sich auf etwas besinnt: ein Strahl von Freude dämmerte in seinen Augen auf. »Seyd ihr nicht Herr Walther?« begann er mit matter Stimme. »Ach ja, ihr seyd es, ich besinne mich nun auf alles. Es gab eine Zeit, da ich euch nicht gern sah; jetzt erfreut mich euer Anblick. Euch sendet Gott. Nun darf ich nicht mehr in Sorgen seyn um Marien; ihr habt sie einst auch geliebt und werdet euch ihrer annehmen.« — Herr Walther gab ihm das feierliche Versprechen, daß er für sie sorgen werde, wie für eine geliebte Schwester, und bezeigte dann sein Verlangen, ihn zu retten wenn es möglich sey. Wölf schüttelte den Kopf. „Mein Leben könnt ihr nicht retten,« sprach er, „und sollt es auch nicht versuchen, wenn euch das Heil meiner Seele lieb ist. Gott hat es verworfen; es muß vertilgt werden von der Erde. Ich will die Strafe dieselbe dulden, daß der Tod mich rein wasche von meiner Schuld und Gott mir Barmherzigkeit angedeihen lasse jenseits.«

Da er Walthers Wunsch bemerkte, die Geschichte seiner letztern vier Jahre zu vernehmen, erwies er sich nach einem kurzen Bedenken bereit, ihm zu willfahren, indem er äußerte, daß er ja nun nichts mehr zu verschweigen habe.

Er erzählte hierauf seinen ersten Eintritt bei

Meister Trymm, das Erwachen seiner Leidenschaft für Marien und seiner Begeisterung für die Kunst, und wie Meister Trymms Geringachtung der letztern und ausschließende Anbetung des Goldes zuerst den Samen des Widerwillens gegen denselben in seine Brust geworfen, der später, da der Alte seiner Absicht auf Marien inne geworden, unter dessen beständigen verächtlichen Aeußerungen über seine Armuth, schnell um sich greifend empor gewachsen, sich bald in Haß verwandelt und endlich das Verbrechen als Frucht getragen habe; wie Walthers Ankunft ihn in Verzweiflung gestürzt, die unerträgliche Vorstellung von Marien in eines Fremden Armen ihn unablässig wie ein böser Geist verfolgt, Mariens weiche Seele, zu jedem Widerstand unfähig, ihn ihre endliche Einwilligung als gewiß befürchten lassen, und wie ihm durch Vorspiegelung der Hölle der Tod des Vaters als einzige Rettung erschienen sey.

»Der Alte hatte mir,« fuhr er in seiner Erzählung fort, »wie er denn öfters gegen mich mit seiner geheimen Wissenschaft zu prahlen pflegte, einstmals ein silbernes Büchslein gezeigt, darin war ein graues Pulver, dessen Dämpfe, wie er sagte, auf der Stelle tödteten. Nun mußte es sich begeben, daß ich in einer Nacht, da ich auf meinem Lager keine Ruhe finden konnte, mich hin und wieder treibend auf den

Hof des Hauses gerieth und in dem Hintergebäude, wo des Meisters Laboratorium befindlich, durch die halb vermauerten Fenster noch Licht schimmern sah. Eine Menge wild durcheinander wirrender Gedanken erhub sich alsobald in meinem Kopfe; es war mir als hört' ich leise Stimmen vor meinen Ohren, die mich zu etwas antrieben, ohne daß ich recht vernehmen konnte, zu was; mein Herz klopfte wie ein Hammer und fast einem Betrunkenen gleich taumelte ich die Treppe hinan, die zu der geheimen Werkstatt führte. Der Alte trat eben heraus, einen Korb und eine Laterne in der Hand. Ich drückte mich schnell in einen Winkel, und er ging an mir vorüber die Treppe hinab nach dem Kohlengewölbe. Die Thür war offen geblieben: ich schlüpfte hinein. Einen deutlichen Willen hatte ich nicht.«

»Da ich bei dem düstern Schein einer Lampe, die von der Decke herabhing, die wunderlichen Geräthschaften rings umher an den Wänden und die Todtengerippe mit den blanken Schwertern sah, da stutzte ich; mir däuchte, ich hörte die Gerippe vernehmlich fragen: was willst du hier? — ein kalter Schauder überlief mich. Doch gegenüber stand noch eine Thür offen und es trieb mich mit Gewalt dahin; ich ermannte mich; trotzig wollt' ich antworten: was gehts euch an? aber die Stimme blieb mir in der

Kehle stecken. Ich hätte gern laut gelacht über mich selber, aber ich konnte nicht. So ging ich mit schwankenden Schritten nach dem zweiten Gemach. Hier war der Heerd. Mancherlei Geräth lag umher, ein kleiner Tiegel, zu irgend einem Versuche vorgerichtet, stand auf dem Heerde, doch war noch kein Feuer darunter. Indem ich nun so umherschaute, fiel mir plötzlich, auf einen Sims stehend, das silberne Büchslein in die Augen. Ich fuhr zusammen bei diesem Anblick, eine große Angst überkam mich; ich hielt mir die Augen zu und wollte fort, und doch statt fortzugehen griff ich im selben Augenblick nach dem Büchslein; es war geöffnet, ich wußte selbst nicht wie, und ich schüttete des grünen Pulvers ein gut Theil in den Tiegel. Darauf aber wandte ich mich, und so schnell ich konnte, denn es ward mir dunkel vor den Augen, tappte ich nach der äußern Thür, schlüpfte hinaus und verbarg mich nicht weit davon. Ich hörte den Alten zurückkommen und hörte, wie er die Thür von innen verschloß; da sprach ich halblaut zu mir selbst: »er verschließt sein Grab!« und erschrack über meine eigne Stimme. Ich schlich nach meiner Kammer und warf mich auf mein Bett; doch wie hätte ich zu schlafen vermocht? Sobald es Tag war, sprang ich auf und lief hinaus vor das Thor. Von meinem damaligen Zustand er-

innere ich mich nichts weiter, als daß ich mich freute, weil die Sonne nicht schien. Da ich endlich nach Hause kehrte, sah ich schon von weitem dicken Rauch aus dem Schornstein des Hintergebäudes emporwirbeln; ich lief hinzu, löschte das entstandene Feuer und fand den Alten mit gräßlich entstelltem Gesicht todt vor dem Heerde liegen.«

Er erzählte weiter, wie dieses gräßliche Gesicht ihm allzeit vor Augen gestanden, ihm nirgend Ruh noch Rast gelassen, wie seine Angst immer unerträglicher geworden und ihn endlich sogar von Marien hinweggetrieben. Sich selber zu entfliehen war er hierauf in Kriegsdienste getreten, und das für ihn ganz neue Leben, der tägliche Wechsel der Gegenstände und Begebenheiten hatten wirklich die Erinnerung des Begangenen, die ihn verfolgte, wenn auch nicht vertilgt, doch wenigstens betäubt. Bald darauf aber kam es zum Frieden; der größte Theil der geworbenen Mannschaft wurde entlassen. Dies Loos traf auch Wolfen und seine Gefährten. Allein durch den langen Krieg verwildert, an rastloses Umherschweifen und sorglosen Erwerb gewöhnt, mochten viele Soldaten sich nicht wieder in die Schranken des bürgerlichen Lebens fügen, und führten daher ihr bisheriges Handwerk auf eigne Faust weiter. Wolf fürchtete in der Ruhe die Rückkehr des Zustandes,

dem er mit Mühe entflohen; er wollte auch so arm, als er gegangen, nicht wieder zu Marien zurückkehren: die verächtliche Art, mit der ihn der alte Trymm behandelt hatte, um seiner Armuth willen, so wie dessen Vorhersagung, daß er nie auf einen grünen Zweig gelangen werde, lagen ihm noch oft zu Sinne, und er wollte die letztere durch die That zu Schanden machen. So schloß er sich also an einen von jenen Haufen an, machte sich in kurzem durch Muth, Entschlossenheit und Klugheit bemerklich und ward endlich von seinen Gefährten zum Anführer erwählt, in welcher Eigenschaft er mit ihnen einen großen Theil von Deutschland durchzog und bald unter dem Namen des schwarzen Jägers berüchtigt wurde.

Obgleich er selber niemals seine Hände mit Raub und Mord befleckte, regte sich doch sein Gewissen von Zeit zu Zeit, und nur indem er sich noch tiefer in den Strudel des wilden Lebens stürzte, vermochte er seine leisen Mahnungen zu beschwichtigen. Ein alter Mönch, dem er aus den Händen seiner Leute Eigenthum und Leben gerettet, warf zuerst wieder den Gedanken an Gott und an die Möglichkeit einer Versöhnung mit dem Himmel, durch Reue und Gebet, in seine Brust. Zugleich erwachte die Sehnsucht nach Marien mit neuer Heftigkeit; er fühlte,

daß nur ihre Hand ihn wieder auf den Weg zu Gott leiten könne, und so entfernte er sich endlich in Antonios Begleitung heimlich von seinen Gefährten. In seiner Abwesenheit riß wilde Zügellosigkeit die Zurückgelassenen zu Greuelthaten fort, wie er sie nie gestattet haben würde, die aber dennoch lediglich auf seine Rechnung kamen. Der Arm der Gerechtigkeit bewaffnete sich gegen ihn, und da er um Mariens und seines Kindes willen seine Vorsicht vergaß, ward es leicht, ihn zu fangen.

»Was sich noch sonst begeben, das mich angeht,« — so schloß er seine Erzählung, — »das wißt ihr, oder werdet es von Marien erfahren. Zwei Bitten habe ich nur noch an euch: die erste, daß ihr euch meines wackern Antonio annehmt, wenn er sich, wie ich gewiß glaube, noch wieder bei Marien sehen läßt, und ihn auf den rechten Weg zurück geleitet; die zweite, daß Ihr mir noch einmal euern Anblick gönnt, und mir dann Mariens Verzeihung mitbringt. Ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß ich sie jenseits wiedersehen werde und bald, das weiß ich gewiß.«

Da er hierauf noch großes Verlangen bezeigte, Mariens jetzigen Zustand zu erfahren, so begab sich Walther sogleich auf den Weg zu ihr. — Er fand sie

in der höchsten Glut der Krankheit, ohne Bewußtseyn; Susanne hielt ihr Ende für nahe, auch der Arzt gab wenig Hoffnung, und Walther mußte sich mit schmerzlicher Wehmuth gestehen, die größte Wohlthat, die Gott ihr senden könne, sey allein der Tod.

Bei Gott aber war es anders beschlossen. Die Kraft des Lebens besiegte die Krankheit: sie genas; doch nur zu einem halben Daseyn. In ihrer Seele war die Erinnerung alles dessen, was in den letzten vier Jahren geschehen, gänzlich ausgelöscht, nur ihre frühe Jugend und die erste Zeit ihrer Liebe stand ihr in lebhaften Farben gegenwärtig, und sie sprach von Wolfen als von ihrem Bräutigam, der bald kommen werde, sie abzuholen. Ruhig saß sie den ganzen Tag in ihrem Stuhle, flocht Kränze von den Blumen, die ihr Susanne täglich zutrug, mit welchen sie sich dann schmückte, und sang zuweilen Lieder, die sie oft sonst gesungen. Susanne mußte sie an- und auskleiden und sie nähren wie ein Kind. Niemals bezeigte sie ein Verlangen, das Zimmer zu verlassen. »Er könnte ja kommen,« sagte sie, »und mich nicht finden.«

Walther hatte, durch ein Geschäft entfernt, seit dem Anfang ihrer Genesung sie nicht gesehen. Jetzt kehrte er zurück, und sein erster Gang war zu Marien.

Er fand sie in einem weißen, leinenen Hauskleide

mit blaßgrünen Schleifen geziert — sie litt keine andre Farbe — das reiche lichtbraune Haar floß aufgelöst über Schultern und Busen herab; auf dem Kopf trug sie einen Blumenkranz, ein andrer lag noch nicht ganz vollendet auf ihrem Schooß; ein Körbchen mit Blumen stand neben ihr. Sie schaute empor, als Walther eintrat, sah ihn an, und dann gleichgültig wieder auf ihre Arbeit nieder. Walther stand bestürzt und erschrocken. Nach einer Weile hob sie den Kranz in die Höhe und sprach: »Der ist für meinen Bräutigam, wenn wir zur Kirche gehen.«

»O so findet ihr sie wieder!« rief Susanne weinend aus. Walther senkte den Kopf auf seine Brust; ein herber Schmerz schnitt tief durch sein Innerstes; er hörte nicht was Susanne noch weiter zu ihm redete. — Maria hub mit leiser Stimme an zu singen:

Es saß ein Mägdlein seine
Verlassen an dem Raine,
Bis auf den Tod betrübt.
Es zog der Wind vorüber;
Sie fragt' ihn: Kommt mein Lieber?
Doch Wind nicht Rede giebt.

Der Mond schleicht aus dem Walde,
Sie fragt ihn: Kommt er balde?

Doch stumm ist Mondenlicht.
Sie hört das Wasser rauschen;
Sie will auf Nachricht lauschen;
Doch Nachricht bringt es nicht.

Der Morgen lugt von Bergen,
Sie fragt: Siehst du ihn nirgend?
Doch Morgen schweigt vor ihr.
Da kommt der Tod gegangen,
Spricht: Dort ist dein Verlangen,
Dort oben! Komm mit mir!

»Das ist nur so ein Lied,« sprach sie endend und sah Walthern an. »Mein Bräutigam kommt bald. Meint ihr nicht, daß er kommen wird?« — Walther wandte sich ab, ihr seine Thränen zu verbergen.

Da öffnete sich die Thür, und Antonio trat herein. »Da bin ich!« rief er. »Ich konnte es nicht länger ertragen: ich mußte euch sehen.« — Er trat mit leuchtenden Blicken vor Marien; aber Maria sah ihn starr an und schwieg. Er schlug zurückwankend die Hände zusammen voll Entsetzen. Maria senkte die Augen nieder und fing wieder leise an zu singen:

Der Wind fährt über die Haide
Wohl über ein offenes Grab.

»Aber um Gottes Willen,« sprach Susanne, »was wollt ihr hier, Antonio? Sie werden euch fangen und euch thun wie eurem Herrn.«

»Immerhin!« erwiederte Antonio. »Was soll das Leben mir noch jetzt?«

Maria heftete ihre Blicke von neuem auf ihn, schüttelte den Kopf und legte die Hand an die Stirn; dann winkte sie ihn zu sich und sagte: »Du bist wohl auch ein Verlassener auf der Welt! Geh mit dem Manne dort; der sieht gut und freundlich aus.«

Walther eröffnete ihm den Wunsch seines Herrn, daß er für ihn sorgen und ihn retten möge, und bat ihn, ihm zu vertrauen. Antonio kniete vor Marien nieder, küßte ihre Hand, dann sprang er auf und wandte sich zu Walthern: »Auch sie wünscht es: ich bin euer. Macht mit mir, was ihr wollt!« Und da jener Marien in tiefes Nachdenken, wie es schien, versunken sah und befürchtete, des Jünglings Anblick möchte die Erinnerung ihres entsetzlichen Schicksals aufregen, die Gottes Hand erbarmend mit wohlthätigem Vergessen gedeckt, so begab er sich schnell mit ihm hinweg.

Er führte ihn zu Wolfen, der sich freute, seinen treuen Antonio noch einmal wiederzusehen. Antonio

fand seines Schmerzes kein Maaß. Wolf tröstete und ermahnte ihn, sich selbst als warnendes Beispiel aufstellend. Er war sehr bleich und entstellt, und der Gefängnißwärter sagte Walthern, wie seine Kräfte mit jedem Tage mehr dahinschwänden, und er den Urtheilsspruch, so nahe er auch sey, wohl kaum erleben werde.

Auch Maria wurde, ohne eigentlich krank zu seyn, doch allmählich immer schwächer. Ihr sonstiger Zustand blieb derselbe. So oft Walther sie besuchte, nie zeigte sich die leiseste Erinnerung, daß sie ihn früher gekannt. Ihre Sehnsucht nach dem Bräutigam aber wuchs mit jedem Augenblick, und in der letzten Zeit schienen ängstliche Zweifel in ihrer Seele zu erwachen, ob er auch wirklich kommen werde. Walther trug bange Besorgniß, daß ihr vollständiges Bewußtseyn zurückkehren möchte. Allein der Tag der Vereinigung war nahe.

An einem Morgen erwachte sie sehr früh, stand auf und begehrte von Susannen ihr bestes Kleid. Ihr Auge leuchtete mit ungewohntem Glanze; auf ihrem Gesicht ruhte stille Verklärung. »Heut kommt mein Bräutigam,« sprach sie; nun weiß ich es gewiß. Ein Engel war diese Nacht bei mir und hat es mir gesagt.« Susanne kehrte sich ab und schluchzte; denn heut gerade war der Tag, an dem Wolf zum Tode gehen sollte.

»Ach, der kleine Engel war wunderschön!« fuhr Maria fort. »Ich habe die goldnen Locken und die blauen Augen mit den dunklen Wimpern wohl sonst schon gesehn. Er nannte mich Mutter, und mein Herz schwamm in Freude und Wonne.«

Sie ließ sich schnell ankleiden, trieb Susannen, ihr frische Blumen zu holen, und flocht dann emsig an einem neuen Kranze. — Die Sonne ging auf. Maria blickte hin und sagte: »So sah ich sie schon einmal durch die Fenster lugen, aber damals — ach! es ist wohl schon lange her! — damals war mein Herz voll Trauer; heute scheint die Sonne in meinen Freudentag.«

Indem ward es laut auf der Straße. Das Geräusch nahm zu; verworrene Stimmen ließen sich vernehmen. Maria horchte auf. »Der Bräutigam kommt!« rief sie. »Ich bin bereit.« — Susanne schaute aus dem Fenster. Der Todeszug, Wolf in seiner Mitte, kam eben langsam die Straße herab. — Jetzt war er dem Hause ganz nahe gekommen. Da setzte Maria den Blumenkranz auf ihr Haupt, stand auf, nahm das kleine silberne Crucifix vom Tische, und mit dem lauten Ruf: »Ich komme!« eilte sie zur Thür hinaus, die Treppe hinab, auf

die Straße, ehe Susanne sie aufhalten, ehe sie ihr folgen konnte. Sie drang durch die Menge, alles wich erstaunt zurück und machte willig Platz. So gelangte sie in die Mitte, ersah Wolfen, und lief mit freudeglühendem Gesicht auf ihn zu und rief: »Da bin ich, Wolf! nun laß uns gehen.« Sie schlang die Arme um seinen Hals. »Sieh, dort steht unser Kind!« flüsterte sie. »Es wartet auf uns.« Ihre Hände gleiteten herab. Wolf fühlte sie in seinen Armen erstarren. Ihr Haupt sank zurück; er sah sie erbleichen und sah ihr Auge brechen. Ohne Schmerz, ohne bittre Erinnerung, im Entzücken des Wiedersehns, war ihre Seele von dannen geschieden, und nur im letzten Augenblick erschien das Bild ihres Kindes, um als ein leitender Engel sie hinüber zu führen in die Wohnung des Friedens. —

Wolf legte sie sanft auf den Boden nieder und warf sich neben ihr zur Erde, den letzten Kuß von ihren Lippen zu nehmen. Rings umher war Grabesstille. Niemand regte sich. Nur wenige Augen blieben ohne Thränen. Als endlich Wolf nicht wieder aufstand, ging einer von den Begleitenden hinzu, und wollte ihn aufheben: da sahen Alle, daß auch er kalt und starr war. Gott hatte, versöhnt, im Tode sie vereinigt.

Walther brachte es durch sein Ansehn dahin, daß beide nebeneinander in einer abgelegenen Ecke des Kirchhofs begraben wurden, und pflanzte eine Trauerweide auf das Grab.

Vergib uns unsre Schuld.

1814.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte zu Magdeburg Herr Vollrad, ein angesehener Kaufmann, der theils seinem Fleiße, theils der Heirath mit einer reichen Wittwe, den Genuß eines beträchtlichen Vermögens verdankte. Da seine Ehe kinderlos blieb, hatte er die verwaiseten Kinder eines armen Verwandten in sein Haus aufgenommen, und erzog sie als die seinigen. Bald darauf starb seine Frau. — Georg und Klara vergalten ihm seine Sorge für ihr Wohl durch die herzliche Liebe, die sie gegen ihn und durch die innigste Zuneigung, die sie zu seiner Freude von frühster Kindheit an gegen einander hegten.

Da Georg siebzehn Jahr alt war, sandte er ihn nach Augsburg, sich dort in dem Hause eines Handelsfreundes, der große Geschäfte mit dem Auslande trieb, zum tüchtigen Kaufmann auszubilden.

Nach einer sechsjährigen Abwesenheit kehrte jetzt Georg in die Heimath zurück.

Der Abend wiegte sich auf den Fluthen der Elbe. An ihren Ufern hin zog Georg einsam, in sich selbst

versunken. Die Thürme von Magdeburg hoben sich aus dem herbstlichen Nebeldust. Georg blickte auf und seufzte.

Nach einer so langen Abwesenheit sollte er das Haus wieder sehen, das ihn auferzogen; auf ihn wartete daheim der herzliche Willkommen seines Pflegers und zweiten Vaters und seiner geliebten Schwester; ringsum, wo er hin sah, traten ihm Wälder und Hügel, Dörfer und einzelne Bäume, wie alte Bekannte entgegen und schienen, die Bilder seiner fröhlichen Knabenzeit vor ihm vorüber führend, sich seiner Wiederkehr zu freuen. Doch Georg vermochte alles dessen nicht froh zu werden; ein banges Gefühl, das er sich selber klar zu machen scheute, drückte seine Brust zusammen. Er sah seitab der Straße auf einem kleinen bewachsenen Hügel, mitten im Felde, eine alte Eiche; er kannte sie wohl, denn sie war oft das Ziel seiner Ausflüge gewesen, und manche Stunde hatte er in ihrem Schatten in Ahnungen der Zukunft verträumt; das Landvolk erzählte sonderbare Geschichten von dem Baume, und keiner ging ohne heimliche Scheu an ihm vorüber. Georg lenkte sein Roß nach dem Hügel, stieg ab, und setzte sich an dem bemoosten Stamme nieder. Die Erinnerung der vergangenen Zeit ward mit jedem Augenblicke lebendiger in seiner Seele; doch, alle andern zurückdrängend,

hob sich die Gestalt seiner Schwester Klara empor. Er gedachte ihrer friedlichen Spiele, und wie sie sich geliebt, und ihre Herzen an einander gehangen, von früher Kindheit an, wie er nur in der innigsten Vereinigung mit ihr sich seines Lebens bewußt geworden, und er gedachte seines Schmerzes bei dem Abschied, und hielt das liebliche Bild, in Thränen schwimmend, an seinem Herzen, wie damals. Als aufblühende Jungfrau hatte er sie verlassen; jetzt sollte er sie wiedersehen als die Gattin seines Pflegevaters.

Vor wenig Wochen erst hatte er die Nachricht seiner Vermählung und den Befehl zur Heimkehr von diesem erhalten, da der entsetzliche Krieg, welcher nun schon so lange verwüstend durch Deutschlands Gaue zog, jede Verbindung zwischen den entfernten Provinzen erschwerte und oft gänzlich aufhob. Er bewahrte noch den Brief seines Vetters und zog ihn jetzt hervor; seine Blicke hafteten auf einem kleinen Zettel, der darin lag, auf welchem ihm Klara selbst, mit zitternder Hand, wie es ihm schien, ihre Verbindung gemeldet hatte, und er erschrack über sich, da er seine Thränen auf das Papier fallen sah. Seine Augen mit der Hand bedeckend, saß er lange Zeit, und da er wieder aufschaute, war es ihm, als säße er auf einer ungeheuren Brandstätte der vergangenen

Zeit, und die grauen Thürme vor ihm, von der Glut der Abendsonne gerötet, ragten wie riesenhafte Trümmer aus der Verwüstung. Er versank in tiefes Nachsinnen, seine Augen schlossen sich; in einem sonderbaren Zustande zwischen Traum und Wachen flogen wunderliche Bilder, mit einer fast furchtbaren Lebendigkeit der Farben bekleidet, vor ihm vorüber. Er sah Klaren in unaussprechlicher Liebreiz vor sich stehen, und er breitete seine Arme aus nach ihr, voll unendlicher Sehnsucht und Liebe, aber eine schwarze Riesenfaust streckte sich plötzlich zwischen ihn und sie, und drängte ihn abwehrend zurück; er sah sich selbst mit einem Dolch bewaffnet, ein feuriger Buchstabe brannte an seiner Stirn, aber ein Engel wischte ihn hinweg mit seiner Hand und entrang ihm den Dolch; gleich darauf sank ein mächtiges ehernes Schild vom Himmel, und ein Mann, auf einem weißen Rößlein reitend, rührte an das Schild mit seinem Schwerte, daß es laut erdröhnte, und sogleich stiegen Rauchsäulen aus den Dörfern rings umher, in der Stadt schlug die Flamme an mehreren Orten zugleich empor, die Thürme standen in rother Gluth, überall war Getümmel und Angstgeschrei, Schrecken und Verwirrung, und er sah sich noch einmal, wie er unter derselben Eiche, wo er jetzt saß, blutend und sterbend am Boden lag. Da öffnete er seine Augen mit

Gewalt, und blickte scheu um sich her und wunderte sich, daß alles so ruhig und still war. Kein Lüftchen regte sich, aber durch die falben Blätter des Baumes ging ein leises Rauschen, und ihm däuchte, als hört er eine heisere Stimme »wehe! wehe!« rufen. Ein plötzliches Entsetzen überkam ihn; er warf sich auf sein Pferd und trieb es in gestrecktem Laufe nach der Stadt.

Mit herzlicher Freude empfing Herr Wollrads seinen Pflegling, den er allezeit wie seinen wahren Sohn geliebt und gehalten hatte. »Ei!« rief er und betrachtete ihn mit leuchtenden Augen: »ei! was ist doch aus meinem Pflänzlein ein anmuthiger und stattlicher Baum worden! So er auch Früchte trägt, die seinem Aussehn gleichen, bin ich wohl ein glücklicher Gärtner zu nennen.« Georg kam sich bei dem Vergleich, er wußte selbst nicht warum, wie der unheimliche Drudenbaum vor, den er eben verlassen; es überlief ihn ein leiser Schauder, und er beugte sich auf Wollrads Hand nieder, seine Verwirrung zu verbergen.

»Aber da stehe ich,« fuhr dieser fort: »und freue mich allein, und denke nicht der Trauernden da drüben in ihrem Kämmerlein, die wohl noch größeres Recht hat sich zu freuen, denn ich! deine Schwester hatte seit kurzem einen stillen Kummer, den sie mir

verhehlte; doch merkt' ich wohl, ihre heimlichen Thränen galten niemand anders als dir. Da du nicht kamst und auch nicht schriebst, mochte sie dich wohl schon verloren achten, und mochte mir's doch nicht eingestehen. Dein Anblick wird nun, hoffe ich, allen Gram von ihrem Herzen lösen.«

Er fasste mit diesen Worten Georgs Hand und zog ihn mit sich fort nach Klarens Gemach. Vor der Thür aber blieb er stehen und sprach lächelnd: »da hast dich das verwundert, Georg, da du meinen Entschluß vernommen? Doch wer konnte wohl einen solchen Schatzes Hüter seyn, ohne dessen zu begehren? Der Frühlingshimmel dieser Augen trieb auch wohl aus dürrem Stamme noch das grüne Reislein der Liebe!« — Georg schwieg und Herr Vollrad öffnete die Thüre.

Georg erblickte zwei weibliche Gestalten; die eine auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, so wie er Klaren einst verlassen, die andere hoch und schlank emporgeschossen, in der Fülle vollendeter Schönheit und bei der Verwirrung, in welcher er sich befand, stand er zweifelhaft, an welche er sich wenden sollte. Doch als Herr Vollrad ausrief: »Nun, da bring' ich dir den Verlornen!« und die Letztere aufsprang und ihm entgegen eilte, und das Licht der Kerze in Vollrads Hand ihr Gesicht bestrahlte, da erkannte

er die theuren Züge seiner Klara und streckte die Arme nach ihr aus, sie an das ungestüm schlagende Herz zu drücken. Auch sie breitete die Arme gegen ihn; doch plötzlich blieb sie stehen, schlug die Augen nieder, eine dunkele Glut überflog ihre Wangen, ihre Arme sanken herab, und da Vollrad sie im selben Augenblick erbleichen sah, sprang er besorgt hinzu und umfaßte sie. Sie lehnte den Kopf an seine Brust; ein Thränenstrom brach aus ihren geschlossenen Augen; Georg aber kniete vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und küßte sie. »Was treibt ihr, Kinder?« rief Herr Vollrad verwundert aus. Klara schien sich zu besinnen, neigte sich gegen Georg, ihn aufzuheben: »Georg, mein Bruder!« sprach sie mit leiser Stimme, und ihre Lippen berührten seinen Mund. Ein Gefühl, das er noch nie gekannt, überwältigte ihn; heftig schlang er seine Arme um sie; seine Brust rang nach Athem; er fühlte, daß Klara zitterte in seinen Armen.

»Nun betrachtet euch doch nur ein wenig und freut euch!« rief Herr Vollrad. »Es hat sich keins vor dem andern zu schämen. Und gehört ihr wohl beide in des lieben Gottes schönsten Blumenflor, so ihm auf deutschem Boden gewachsen. Dies Knöspplein da,« er zeigte auf Klarens Gesellschafterin — »unsre stille Theresia, ist aus wälscher Erde hieher

verpflanzt, und trägt die Sehnsucht nach dem warmen Himmel seines Vaterlandes noch immerdar auf seinen blassen Wangen.«

Georg ließ Klaren aus seinen Armen und schaute hin. Thereſe ſchlug die großen dunkeln Augen nach ihm auf und dann zu Boden, und neigte ſich demüthig vor ihm.

»Weil wir von Blumen ſprechen,« — fuhr Herr Vollrad redſelig fort, — »morgen ſollſt du meinen Garten ſehen und dich verwundern, wie alles ſo ganz anders worden.«

Ach, wohl war alles ſo ganz anders geworden! Das fühlte Georg im Tiefſten ſeines Herzens. Die alte ſüße Vertraulichkeit zwiſchen ihm und Klaren war entflohen. Er ſehnte ſich nach dem Augenblick, wo er ohne Zeugen mit ihr reden könnte, und doch bangte, doch graute ihm davor.

Für heut' aber durfte er kein Alleinſeyn mit ihr erwarten. Die Zeit der Abendmahlzeit erſchien, mit ihr nach alter Sitte die ganze Hausgenoſſenſchaft, und Georg begrüßte die alten Bekannten. Während des Eſſens war Klara ſtill und ſchien oftmals in tiefes Nachſinnen zu verſinken, und nun, wenn Georg erzählte, nahm ſie aufmerkend Theil. Herr Vollrad ſprach in der Freude ſeines Herzens fleißig den Becher an, und trank auch Georgen tapfer zu. Da-

bei war des Erzählens kein Ende, besonders als die Rede auf die jetzigen Angelegenheiten der Stadt fiel, so daß Mitternacht herankam, als Herr Volleab erst daran dachte, daß Georg müde seyn könne von der Reise.

»Ich habe dir dein traulich Kämmerlein mit der Aussicht nach dem Garten wieder bereiten lassen,« sprach er und rufte einen Diener herbei, Georgen zugeleiten. Darauf umarmte er ihn noch einmal und wünschte ihm gute Nacht. Klara bot erröthend ihrem Bruder die Wange zum Kuß und so schieden sie von einander. Georg aber stand lange wie ein Träumender, und starrte die Thür an, durch welche sie hinweggegangen, bis der wartende Diener ihn endlich an seine Gegenwart erinnerte.

Die Stadt Magdeburg theilte sich damals zwischen Hoffnung und banger Erwartung. Da man nach der Entfernung des geächteten Administrators, Christian Wilhelm von Brandenburg, auch die Wahl des Herzogs von Sachsen kaiserlicher Seits mit Unwillen vermerkte, indem der Kaiser seinen eigenen Sohn auf den erzbischöflichen Stuhl erheben wollte, die Stadt auch deshalb bereits im vorigen Jahr

eine mehr als sechsmonatliche Einschließung von den Kaiserlichen erduldet hatte, war jetzt, nicht gar lange vor Georgens Ankunft, der zurückgekehrte Christian Wilhelm, die Gelegenheit benutzend, plötzlich und in der Stille zu Magdeburg erschienen und hatte mit dem Rath ein Bündniß abgeschlossen, worauf sich die Stadt unter schwedischen Schutz begeben. Bald darauf ward vom König Gustav Adolph der Oberste Dietrich von Falkenstein gesandt und vom Magistrat zum Commandanten der Stadt bestellt.

Vielen bangte nun vor der Rache des Kaisers, die sie wie ein verderbenschwangeres Gewitter über der Stadt schweben sahen; der größere Theil aber vertraute der nahen Hülfe des schwedischen Heeres, welches schon ganz Pommern in Besitz und auch aus den Meklenburgischen Landen die Kaiserlichen vertrieben hatte.

Unter diesen Umständen, da die Bewegung, in welcher sich alle Gemüther befanden, Georgen selbst wider seinen Willen zur Theilnahme an der allgemeinen Angelegenheit hinriß und er sich überdies der Geschäfte seines Vetters mit regem Eifer annahm, blieb ihm nur geringe Zeit übrig, sich des Umgangs mit seiner Schwester zu erfreuen. Auch schien Klara geflissentlich jede Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, zu vermeiden; sie war immer von Thereſen

begleitet, die mit ihrer Großmutter, wie er vernahm, ein Stübchen im Hause bewohnte, welches Herr Vollrad der letztern aus Mitleid eingeräumt und Georg selbst, obwohl von heimlicher Sehnsucht ohn' Unterlaß nach Klaren hingezogen, fühlte sich doch in ihrer Nähe allzeit von einer seltsam beklemmenden Empfindung und einer ihm selbst unerklärbaren Scheu ergriffen und von ihr hinweggedrängt. So kam es denn bald, daß sie einander fast nur bei der Mittags- und Abendmahlzeit begegneten. Hier aber wurden ihm, in der trüben und unzufriedenen Stimmung, die sich seiner immer mehr bemeisterte, Vollrads heitere Gespräche und gutmüthige Scherze mit jedem Tage unerträglicher; besonders war ihm, dessen Stimme nie rauher und unangenehmer vorgekommen, als jetzt, wenn derselbe sie mit liebkosenden Worten an Klaren wendete oder sich beigehen ließ, ihr Lob zu preisen. Er nur allein, so schien es ihm, wußte ganz, was Klara war; seinen Augen nur war die ganze Fülle ihrer Anmuth unverborgen, in seinem Busen nur lebte ein würdiges Bild von ihr, und ihm allein wäre es zugekommen, ihr Lob auszusprechen, wenn seine Lippen es gewagt hätten; Vollrads Worte dünkten ihm nur Entheiligung und reizten ihn zum Unwillen. Herr Vollrad ward der Veränderung, die sich mit ihm begab, wohl inne; er bekümmerte

sich darüber und fragte ihn öfters theilnehmend nach der Ursache; doch wie hätte Georg, der sich oft selbst ein Räthsel war, und den Schleier von dem, was in seinem Herzen vorging, nicht hinwegzuziehen traute, wie hätte er fremden Blicken die heimlichsten Gefühle seines innersten Wesens zu enthüllen vermocht!

So waren mehrere Wochen seit seiner Rückkehr vergangen, als er einst eines Abends spät, den langen Gang nach seinem abgelegenen Zimmer hinabschreitend, vor sich einen hellen Schein aus einer Mauerblende bemerkte, in welcher, wie er wußte, ein uraltes steinernes Bild stand, dessen Ursprung und Bedeutung niemand kannte. Er war als Knabe nie ohne Grauen vor ihm vorübergegangen. Da er sich befremdend näherte, sah er eine alte Frau, auf ungewöhnliche Art mit einem rothen Mantel bekleidet, die vor dem Bilde auf den Knieen lag. Ein Licht stand in der Blende. Die Alte raffte ihre Krücke vom Boden und versuchte sich zu erheben. »Reicht mir die Hand ein wenig, daß ich aufstehen kann,« sprach sie auf italiänisch mit einer rauhen Stimme. Georg, der Sprache kundig, schloß daraus, daß es Theresens Großmutter sey und half ihr empor.

»Dies ist das Bild der heiligen Klara,« fuhr sie

ferk: »die hier in diesem Hause, dessen Schutzheilige sie einst war, jetzt ungekannt und unverehrt, wie eine Fremde und Geächtete dasteht in Mitte des Unheiligen. In stiller Nacht geh' ich hieher zu beten, ich eine Fremde und Geächtete wie sie, und es ist heute nicht das erstemal, daß ich sie Thränen vergießen sah ob eurer Verblendung.«

Georg betrachtete die Alte voll Verwunderung. Sie hatte das Licht aus der Nische und leuchtete ihm in's Gesicht. »Ja, ja,« hub sie von neuem an: »das sind der Mutter Züge, das ist ihr Blick!« Ach die Unglückliche! sie hat die kurze Verirrung schwer genug gebüßt und büßt sie jenseit noch. Bete mein Sohn, bete für Deine Mutter!«

»Ihr kennt mich?« rief Georg. »Ihr kanntet meine Mutter?«

„Wohl kannt' ich sie!« entgegnete die Alte. »Auf diesen Armen hab' ich sie als Kind getragen, um ihretwillen verließ ich unser schönes Vaterland und folgte ihr unter diesen rauhen Himmel, ach! nur um sie in fremder, ungeweihter Erde zu begraben!«

»Ihr irrt euch, gute Frau,« sprach Georg. »Meine Mutter war eine Deutsche, aus deutschem Blute stammen wir, ich sowohl als meine Schwester.«

Sie sah ihm lange schweigend ins Gesicht. „Deine

Schwester?« rief sie endlich: »Deine Schwester! bist du denn gewiß, daß sie wirklich deine Schwester ist?«

Georg starrte sie an. Wie ein Blitzstrahl zuckte die Frage durch sein Innerstes und regte es gewaltig auf. Mit bebenden Lippen stammelte er: »Wahnsinnige, was hast du gesagt? was willst du mit mir machen?«

»Wahnsinnig nennst du mich,« sprach die Alte: »weil ich deines Herzens geheimsten Wunsch berühre! Nun so sag' ich dir denn hier vor dem Bilde der Heiligen, die meine Worte vernimmt: Klara ist nicht deine Schwester!«

Georg wankte rückwärts und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

»Wir sind hier nicht sicher,« fuhr jene fort: »kommt morgen Nacht, wenn alles schläft, zu mir auf mein Kämmerlein, dann soll Euch alles klar werden.«

»Nein, heute noch! jetzt gleich!« rief Georg und faßte sie heftig bei der Hand. Sie legte den Finger auf den Mund und sprach: »Still! still! Für heute kein Wort mehr! Ich muß erst mit mir selbst zu Rathe gehen; ein Geheimniß, das so lange in der Brust geruhet, ist ein Theil von uns selber geworden und mag man sich dessen nicht so leicht entschla-

gen, wie einer schlechten Kupfermünze. Gute Nacht! Auf Wiedersehen. Und damit wandte sie ihm den Rücken und verschwand mit ihrem Lichte in einem Seitengange. Georg sah dem Scheine zu, der immer schwächer und schwächer werdend, an dem Gewölbe spielte, er hätte ihn aufhalten mögen, um nicht ganz allein zu seyn, und als nun alles still und dunkel war um ihn her, da fing ihm an zu grauen vor seinen eignen Gedanken, die wie Gespenster in seiner Seele aufstiegen und bald in wilder Verwirrung durch einander tobten; er eilte nach seinem Zimmer und warf sich auf sein Lager.

Doch der Schlaf, den er, sich vor sich selbst zu retten, herbei sehnte, wollte nicht erscheinen und so lag er, tausend widerstreitenden Gefühlen zur Beute, wehrlos hingegeben. Bald schalt er die Alte eine Wahnwitzige, eine Lügnerin, bald wieder überließ es sich der Hoffnung, daß sie doch wahr geredet haben könnte. Jetzt war das Wort zu dem Räthsel seines Herzens gefunden, jetzt wußte er, was Klara ihm von früher Kindheit an gewesen, nun kannte er die Regung, die ihn jetzt bei ihrem Wiedersehen überrascht, und dies Bewußtseyn ging wie eine heitre Morgenröthe ordnend und erquickend über der verworrenen Nacht seines bisherigen Lebens und seiner Empfindungen auf. Er wagte, sich Klaren von glei-

ther Liebe und Sehnsucht glühend, vorzustellen, seine Fantasie betrauschte ihn mit den süßesten Bildern, dann aber brach wieder zerstörend der Gedanke in seinen Himmel ein, daß ja Klara sie ihn verloren, daß ihr Besitz auf immer ihm versagt, entrissen sey — er erfüllte sein Herz mit Unmuth und Bitterkeit, und Wolfrad erschien ihm in diesem Augenblick nicht wie sein Pfleger und Wohlthäter, sondern nur wie der Räuber seines Glücks, der unrechtmäßige Eigenthümer eines Schatzes, dessen ganzen Werth er nicht einmal kenne, der Zerstörer jeder Freude seines Lebens.

Es ging schon hoch gegen Morgen, als er erst in einen unruhigen Schlummer sank, aus welchem er spät und abgemattet, wie nach einer langen Krankheit, erwachte. Da Herr Wolfrad ihm mit einem freundlichen guten Morgen entgegen trat, und ihn dann verwundert nach der Ursache seines bleichen und verstörten Ansehens befragte, vermochte er ihm nichts zu antworten; vielmehr wich er ihm aus und wandte sich von ihm ab, weil er fürchtete, sein Gesicht möchte der Verräther seines Herzens werden. Er versuchte sich durch angestrengte Arbeit zu betäuben, doch ohne Unterlaß klangen die Worte der Alten vor seinen Ohren: Klara ist nicht deine Schwester! Wolfrads Nähe wurde ihm mit jedem Augenblicke drückender und er ergriff den ersten Vorwand,

sich zu entfernen, streifte überall, Zerstreuung suchend, in der Stadt umher, erschien weder Mittags noch am Abend bei Tische, und harrte ungeduldig der Zeit, wo ihm die Alte die Erklärung ihrer Worte verheißen hatte. Bei seiner Heimkehr am späten Abend erfuhr er, daß Herr Bollrad zur ungewöhnlichen Zeit auf's Rathhaus berufen worden, und noch nicht wieder zurück sey.

Sein Weg führte ihn bei Klarens Zimmer vorüber. Durch eine Spalte der Thüre bemerkte er Licht in demselben. Unwillkührlich blieb er stehen, und da alles still war darin, trieb es ihn, das Auge an das Schlüsselloch zu legen. Er nahte sich zitternd, und sein Auge traf gerade auf Klaren, die ihre Haarzöpfe auseinander flechtend, in der Mitte des Gemaches stand. Seine Brust hob sich ungestüm, er mußte sich aufrichten, um Odem zu schöpfen. Indem aber öffnete sich die Thür und Klara trat, das Licht in der Hand, auf die Schwelle. „Georgie rief sie, du hier?“ Er fuhr zurück und starrte sie an. Ach! so herrlich war sie ihm noch nie erschienen! Das entfesselte, reiche Haar floß in tausend Locken und Ringeln über den, der halb bedeckten Busen nieder, ihre Wangen glühten in holder Schaam und Verwirrung. Er streckte seine Arme verlangend nach ihr aus, doch unfähig, seinen be-

gehenden Blick zu ertragen, schlug sie die Augen nieder, reichte ihm die Hand und mit einem leisen: gute Nacht! das über ihre Lippen zitterte, schritt sie zurück und wollte die Thür schließen. Georg aber drängte sich ihr nach; es war ihm, als ob die Welt rings um ihn her versänke und verschwände, er sah nur die Geliebte; nur des heißen Triebes der Leidenschaft war er sich bewußt; seiner selbst nicht mehr mächtig, umfaßte er Klarens schlanken Leib, er fühlte das Beben ihrer Glieder, er fühlte das heftige Klopfen ihres Herzens an seinem, und bedeckte ihren Mund, und ihre Augen, und ihre entblößten Schultern mit glühenden Küssen. »Georg!« stammelte sie ängstlich mit erstickter Stimme. »Georg!« was begannst du?« und strebte sich ihm zu entwinden. Er aber umstrickte sie nur fester und rief: »Nein! Nein! du bist nicht meine Schwester, Klara! Du bist nicht meine Schwester!« Da rang sie sich mit Macht aus seinen Armen und trat zurück und sah ihn an mit festem Blicke: »Unseliger,« sprach sie, »und wenn ich es nicht wäre? Nicht dir gehör' ich an! Du wirst und darfst mich nie besitzen!« Sie sank in einen Sessel und verhüllte das Gesicht; Georg hörte sie schluchzen. Er warf sich vor ihr nieder, breitete die Arme nach ihr, und wagte es nicht mehr, sie zu berühren. Da trat Therese her-

ein; erstaunend blieb sie in der Thür stehen. Georg sprang auf; Klara winkte ihn mit der Hand hinweg, und er wandte hinaus, und einem Trunkenen gleich nach seinem Zimmer.

Er gedachte in diesem Augenblicke der verhüllenen Zusammenkunft nicht mehr, die er kurz vorher so ungeduldig herbeigewünscht hatte, allein die Alte stand schon auf dem Gange, seiner wartend, und zog ihn mit sich fort. Da sie in ihrem Kämmerlein angelangt waren, verschloß und verriegelte sie die Thür, hieß ihn sich setzen und aufmerksam anhören, was sie ihm berichten werde. Nun mit Anstrengung vermochte er sich zu sammeln und ihren Worten zu folgen.

Sie erzählte ihm nun: wie seine Mutter, Franziska Gualtieri mit Namen, zu Bologna in Italien geboren, und unter ihrer Obhut und Pflege in Zucht und Frömmigkeit aufgewachsen sey; wie dieselbe mehrere vortheilhafte Heirathsanträge von der Hand gewiesen habe, da ihr Sinn von Jugend an nach dem Kloster gestanden, bis endlich ein Deutscher sie einst in der Kirche gesehen, hinauf in dem Hause ihres Oheims, bei welchem sie nach ihrer Eltern Tode gewohnt, den unbemittelten Alten durch seinen Reichthum verblendend, Zutritt gesucht und gefunden, und sich in das Herz des frommen und unerfahrnen Mäd-

chens einzuschleichen, und, ohne Zweifel mit Beihülfe teuflischer Künste, darin also festzusetzen gewußt habe, daß sie bei seiner Rückkehr nach Deutschland den Entschluß gefaßt, ihren Oheim und ihr Vaterland heimlich zu verlassen und ihm zu folgen.

»Ich konnte mich nicht von ihr trennen,« fuhr die Alte fort, »da ich sie allzeit als mein eigenes Kind geliebt, und so zogen wir mit einander in dieses fremde Land. Er führte uns aber nicht nach seiner Heimath, sondern brachte uns nach einer Stadt, die Erfurt heißt, unter dem Vorwande, daß er seine Eltern erst auf seine Heirath vorbereiten müsse. Hier besuchte er uns nun ab und zu, vertröstete die arme Franziska, die sich gesegneten Leibes befand, von einer Zeit auf die andre, ließ es uns aber indeß, wie ich bekennen muß, an nichts fehlen. Auch gaben sich die guten Leute, bei welchen wir wohnten, alle Mühe, uns armen Fremdlingen behülflich und gefällig zu seyn.«

»Auf einmal aber zeigte sich in dem Betragen von Franziska's Geliebten eine gar merkliche Veränderung; seine Besuche wurden selten, und wenn er kam, schien er zerstreut, verlegen, konnte nicht mehr dreist aus den Augen sehen, und eilte jederzeit, wieder fortzukommen. Endlich, als er uns einst eine Anweisung auf eine sehr beträchtliche Summe Geldes

zurückgelassen, blieb er ganz weg. Franziska schrieb an ihn — acht einen Tiger hätten ihre Briefe zum Mitleid bewegen können! — sie erhielt keine Antwort. Ein sicherer Mann, der abgesendet wurde, Erkundigung einzuziehen, kehrte mit der Nachricht zurück, wie der Treulose sich bereits vor mehreren Wochen mit einer sehr reichen Frau vermählt. Schreck und Gram wirkten zerstörend auf das verrathene Herz meiner unglücklichen Franziska. Sie starb, nachdem sie eines Knäbleins genesen, in meinen Armen. Ihre letzten Worte sprachen den Namen des Verräthers und Segen über ihr Kind aus. Dieses Kind aber war't Ihr.«

»Durch eine seltsame Fügung des Himmels mußte es sich nun begeben, daß die Frau unsres Wirthes beinahe zu derselben Zeit gleichfalls von einem Knaben entbunden wurde, der aber gleich nach der Geburt verschied. Der Mann, welcher seinem Gemal mit großer Liebe zugethan war, befürchtete, daß diese Trauerpost einen gar übeln und gefährlichen Eindruck auf sie machen möchte, da sie, noch tief gebeugt über den Verlust ihres ersten Kindes, ihre ganze Hoffnung auf das Leben dieses zweiten gestellt hatte, und sich überdem in einem sehr schwachen und bedenklichen Zustande befand; die Angst gab ihm also den Gedanken ein, sich an mich zu wenden mit dem

Verlangen, Euch an den Platz seines eben verstorbenen Kindes unterzuschieben. Da ich nun, Euerm Vater von ganzer Seele hassend, ihm nicht die Freude an Euch als seinem Sohn gönnte, und mir auch davor bange war, er möchte Euch zu sich nehmen, und, der neuen Lehre zugethan, wie er war, Euch ebenfalls in diesem Irrwahn auferziehen, so gab ich den Bitten unsers Wirthes nach, der sich noch zu der alleinseligmachenden Kirche bekannte; die Hebamme ward durch ein Stück Geld gewonnen, und Euerm Vater mit Franziska's Tode auch zugleich der Eurige berichtet. So wurdet Ihr als der Sohn jenes Mannes erzogen, und da seine Frau ein Jahr später noch ein Mädchen gebar, galtet Ihr und Klara sowohl vor der Mutter derselben, als vor der ganzen Welt für Geschwister. Mir aber wuchs nun die Sehnsucht nach meinem schönen Vaterlande immer höher an das Herz, und obgleich die guten Leute mich ungern missen wollten, und es mir auch hart ankam, mich von Euch zu trennen, konnte ich's doch endlich nicht länger ertragen, und zog von dannen nach meiner Heimath.

Ruhig und zufrieden lebte ich hier bei meiner verheiratheten Tochter, und hätte dieses unglückliche Deutschland ganz vergessen, wenn nicht das Andenken meiner armen Franziska und das Verlangen, etwas von dem Schicksal ihres Kindes zu erfahren,

mich zuweilen daran erinnert hätte. Da führte mich, es mögen nun drei Jahre her seyn, ein besondrer Zufall, oder vielmehr die Hand Gottes, mit einem Manne zusammen, den ich mehrmals zu Erfurt gesehen und gesprochen, und der des Handels wegen öftere Reisen nach Italien zu machen pflegte. Dieser berichtete mir nun zu meinem großen Schrecken, daß Eure Eltern, das heißt, die dafür gehalten wurden, durch mancherlei Unglücksfälle in ihrem Gewerbe gänzlich zurück gekommen, und endlich an einer bösartigen ansteckenden Krankheit, welche damals in dortigen Gegenden viele Menschen hinwegraffte, bereits vor mehrern Jahren Beide kurz hinter einander plötzlich verstorben seyen; die zwei hülflos hinterlassenen Kinder habe ein weitläuftiger Verwandter und reicher Kaufmann in Magdeburg, Herr Vollrad mit Namen, zu sich genommen.« —

»So war also, was ich vermeiden wollte, dennoch geschehen. Ihr befandet Euch in den Händen eines Mannes, der, wie ich voraussetzen konnte, mit dem Gift seiner ketzerischen Lehre auch Euer junges Herz erfüllt hatte. Dieser Gedanke, — und auch wohl noch ein andrer, den ich Euch nicht nennen kann, — ließen mir Tag und Nacht nicht Ruhe, und schlugen mich gänzlich nieder. Weit entfernt auch, daß die Zeit die Kraft ihres ersten Eindrucks hätte mildern

sollen, stieg ihre Gewalt vielmehr mit jedem Tage. Ich erkannte den Finger Gottes, der mich noch einmal nach der Fremde wies, um vielleicht, wenn es noch möglich, einen Verirrten auf den Weg des Heils zurückzuführen, und eine Seele zu retten. Ich nahm die Gelegenheit wahr, da mein Schwiegersohn in Angelegenheiten eines Kardinals nach Wien gesandt wurde, und begab mich mit ihm auf die Reise, begleitet von meiner Enkelin Theresia. Von Wien gelangten wir, unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren, welche das auflodernde Kriegesfeuer in unsern Weg warf, unter dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau, glücklich hier an, wo ich zwar nicht Euch, aber in Herrn Vollrad's Hause ein Plätzchen fand, auf welchem ich Eure Wiederkehr erwarten wollte.«

Die Alte hielt hier in ihrer Erzählung inne und Georg sprach: »Weiß Klara, daß sie nicht meine Schwester ist?«

Die Alte schien nachzudenken. »Vielleicht,« entgegnete sie endlich mit einem seltsamen Lächeln: »vielleicht hat die Schutzpatronin dort auf dem Gange es ihr verrathen!«

»Und mein Vater?« fragte Georg weiter, »lebt er noch? Und wo?

Sie sah ihn lange schweigend an. In ihren tief-

legenden Augen loderte ein Feuer auf, vor welchem ihm graute. »Er lebt!« fuhr sie endlich heraus; »er lebt in Ehren und Herrlichkeit! Aber diesseits noch, das weiß ich, wird ihn die Strafe seines Frevels treffen!«

»Wo aber lebt er?« rief Georg, »wie nennt es sich?«

»Fragt mich nicht weiter!« sprach sie mit rauhem Tone. »Ein Schwur bindet meine Zunge. Gute Nacht. Ich will zu Bette gehen. Wir sprechen uns wieder. Zweierlei aber will ich indeß Euch an das Herz legen. Erstlich, daß Ihr des Zweckes gedenkt, um dessen willen Gott einer schwachen Frau die weite, gefahrvolle Reise möglich gemacht und sie mit Kraft gerüstet; zweitens, daß Ihr an nichts verzweifelt, mögt' ich sagen! An nichts, sage ich Euch! Wunderbares fügen sich oft die Dinge dem gläubigen Gemüth, als je der feige Verstand zu ahnen wagte.«

Indem sie hierauf die Thür öffnete, ihn hinaus zu lassen, trat Therese herein, und schien heftig zu erschrecken über seine Gegenwart. Sie hatte geweint, wie ihre Augen verriethen. Die Alte zog sie mit einem zornigen Blick herein, schob Georgen mit der andern Hand hinaus und schloß die Thür.

Als Knabe hatte Georg einen alten Diener in Vaters Hause oft ein Märlein erzählen gehört;

von einem Königssohn in Asien, der ausgezogen war, das Paradies zu suchen, und wie er mit seinen Gefährten endlich, nach langer Irrfahrt durch die Wüste, es wirklich von einem Berge herab vor sich liegen gesehen in unbeschreiblicher Schönheit. Doch als nun alle freudig darauf zueilten, gewahrten sie, daß es rings von einem ungeheurem Abgrund umgeben war, der ihnen den Eintritt wehrte. Und so standen sie an dem Abgrund, und schauten hinüber nach dem Wunderlande, das in ewigem Morgenglanz und Frühlings-Frische sich vor ihnen ausbreitete. Tausend farbige Blumen prangten auf den grünen Auen, goldne Früchte winkten aus dunkelm Laube, Quellen rauschten, himmlische Töne und erquickende Wohlgerüche schwammen auf lauen Lüftchen zu ihnen herüber, keiner vermochte mehr sein Auge hinwegzuwenden von dem Anblick, keiner dachte an die Rückkehr, keiner wich von seiner Stelle, und so standen sie an dem Abgrund in der sengenden Wüste und streckten ihre Arme hinüber, in heißem Verlangen und verzehrender Sehnsucht viele Tage und Nächte lang, bis sie endlich schwindelnd in den Abgrund stürzten oder in Wahnsinn dahin starben.

Georg erinnerte sich jetzt oft der Erzählung, und fand in dem Schicksale des unglücklichen Königssohns mit furchtbarer Wahrheit sein eigenes geschildert.

Als er dessen einst in einem Gespräch mit der Alten erwähnte; bei welcher er sich, wie von einer unbekannten Gewalt getrieben, fast wider seinen Willen noch oft einfand, und die bald aller Heimlichkeiten seines Herzens sich bemächtigt hatte, sprach sie: »Warum schlagt Ihr keine Brücke über den Abgrund?« Finster entgegnete er: »Nur das Verbrechen kann sie bauen!« Da ergriff sie hastig seine Hand und rief: »In dem Schooß der wahren Kirche findet Ihr Vergebung solcher Schuld!« Georg schüttelte und schwieg.

Herr Volkrad, den Georgs Trübsinn und verstörtes Wesen ängstigte, mühte sich vergeblich, ihn davon zu heilen. Sein Bestreben machte vielmehr das Uebel nur noch ärger. Er fiel endlich auf den Gedanken, ihn mit Aufträgen, wozu sein ausgebreiteter Handel die Hand bot, bald da, bald dorthin zu senden, um ihn zu zerstreuen. Georg faßte begierig die Gelegenheit zur Entfernung auf, allein kaum hatte er dem Hause den Rücken gewendet, als er auch schon das heftigste Verlangen spürte, wieder dahin zurückzukehren, und er eilte jedesmal, nur sein Geschäft zu beendigen, um dann zu Hause, gleich unfähig, Klarens Anblick zu missen, wie zu ertragen, dasselbe Spiel von neuem anzufangen.

Da er die alten Verhältnisse zu Volkrad und zu

Klaren, die ihm sonst das Leben werth gemacht hatten, so gewaltsam zerrissen fühlte und das neue, wonach sein Herz begehrte, der eherne Fuß des Schicksals schon im Aufkeimen niedertrat, ward jetzt oft die Sehnsucht in ihm laut, wenigstens seinen Vater zu kennen, daß er doch jemand hätte auf der weiten Erde, dem er angehörte und den er lieben dürfe. Die Alte bestand hartnäckig darauf, ihn nicht zu nennen, und er war oft dem Entschlusse nahe, Vollraden das Geheimniß seiner Geburt mitzutheilen, in der Hoffnung, daß dieser ihm vielleicht zur Entdeckung seines Vaters behülflich seyn möchte. Allein theils hielt ihn immer noch ein der Alten geleistetes Versprechen zurück, theils ward es ihm schwer, bei dem geheimen Groll gegen Vollrad, der jedes bessere Gefühl umstrickend, in seinem Herzen immer höher wuchernd um sich griff, seinen Mund gegen jenen selbst zu den allergleichgültigsten Worten zu öffnen.

In dieser Lage, von seiner innern Unruhe ohne Rast wie ein Geächteter umher getrieben, suchte er jede Gelegenheit auf, sich wenigstens zu betäuben und brachte seine Zeit meist an öffentlichen Orten, in Trinkstuben und Spielgelagen hin, obgleich er fühlte, daß er bei solchem Treiben immer mehr in sich zu Grunde ging.

An einem Abende befand er sich auch in einem Hause, wo viele Bürger zusammen zu kommen pflegten, und die Gesellschaft war heut besonders zahlreich, da gute Nachrichten eingelaufen waren, indem die Truppen, welche den Admiralsraden zusammen gebracht, inzwischen wieder durch Zulauf aus den umliegenden Städten verstärkt, nicht unbedeutende Vortheile über einige gegen sie abgesendete kaiserliche Regimenter davon getragen hatten. Da bemerkte Georg, an einem Tisch ihm gegenüber, einen Mann, dessen Gesicht ihm gar wohl bekannt dünkte, und je länger er ihn ansah, desto mehr, und er konnte endlich nicht daran zweifeln, daß es ein kaiserlicher Hauptmann sey, ein Italiäner von Geburt, den er einst zufällig bey einem Volksaufstand zu Wittenberg mit eigner Lebensgefahr aus den Händen des Pöbels gerettet hatte. Indem er nun voll Verwunderung über dessen Hiersein aufstand, ihn näher zu betrachten, gewahrte auch der Fremde Georgen, sprang auf, und war plötzlich unter der Menge verschwunden.

Georg ging nachdenkend über das seltsame Ereigniß nach Hause, und da er sich erinnerte, daß Thomas Grossmutter einst im Gespräch eines kaiserlichen Hauptmanns gleichen Namens mit jenem gedacht hatte, ging er zu ihr, sie weiter darum zu befragen.

»Ich weiß schon,« unterbrach ihn die Alte, da er kaum seine Erzählung angefangen: »der Hauptmann Montenero. Ihr habt ihm vor drei Jahren das Leben gerettet.«

»Ihr wißt es?« fragte Georg erstaunt. »Vielleicht kommt bald eine Zeit, da er's Euch danken kann,« fuhr die Alte fort. »sicherlich habt Ihr ihn heut gesehn?«

»Auch das wißt Ihr?« rief Georg. »Ihr wißt, daß er hier ist?«

»Nun ja,« erwiederte sie: »Ihr werdet mich doch nichts neues lehren wollen?« Da er aber weiter in sie drang, schien sie verlegen zu werden, wich seinen Fragen aus und meinte, sie hätte nur heut einen Mann über die Straße gehen sehen, der dem Hauptmann Montenero viel geglichen, ohne Zweifel aber seyen sie beide durch eine bloß zufällige Aehnlichkeit getäuscht worden.

Sie stand während dieses Gesprächs vor einem geöffneten Wandschrank, und indem jetzt Georg seine Augen dahin wandte, sah er einen sauber gearbeiteten Dolch darin liegen. Es überkam ihn eine seltsame Begier darnach, und er streckte die Hand aus, ihn zu ergreifen. »Das ist kein Werkzeug für Euch plumpe Deutsche!« rief die Alte, und wollte es ihm wieder entreißen, er aber trat zurück, zog den Dolch

aus der Scheide und betrachtete die scharfe Schneide und Spitze mit funkelnden Augen. »Was macht Ihr damit?« sprach er: »laßt ihn mit!« »O!« rief die Alte: »meine Hand ist noch stark genug ihn zu führen. Doch wenn er Euch gefällt, mag's denn seyn! behaltet ihn und gebraucht ihn wohl.« Georg steckte ihn in seinen Busen und entfernte sich schleunig, nicht anders, als trüg' er einen kostbaren Schatz mit sich davon. —

Die Freude der Magdeburger, über die erhaltenen Vortheile, erlitt bald darauf einen harten Stoß, da Graf Pappenheim, von seinem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg zurückkehrend, sich vor Stadt näherte und die Truppen des Administrators aus dem ganzen umliegenden Gegend vertrieb, auch der kaiserliche Feldherr Tilly erschien und ein ganz drohendes Abmahnungsschreiben an den Prinzen Christian Wilhelm erließ; doch wuchs ihr Muth von neuem, als Tilly, durch reißende Fortschritten des Königs Gustav Adolphs von Schweden zu begegnen, sich wieder von Magdeburg entfernte und die zurückgelassenen kaiserlichen Generale, Pappenheim und Wolf v. Mannsfeld, besonders nach dem mißlunge-

nen Angriff der Schanze in der Kreuzhorst, zur Einschließung und Belagerung der Stadt weiter keinen bedeutenden Versuch machten. Zu gleicher Zeit blieb der Zusammentritt der protestantischen Stände zu Leipzig, und die Rüstung des Churfürsten von Sachsen nicht unbekannt, und alles war frohen Hoffnung und guter Dinge. Viele von der jungen Bürgerschaft bezeigten laut ihren Willen, die Stadt mit Gut und Blut zu vertheidigen, und übten sich in Handhabung der Waffen.

So traf sich's, daß Georg einst bei einem Büchsenschießen zugegen war, welches auf dem Marsch *) gehalten wurde. Er setzte sich, dem lustigen Treiben eine Weile zuschauend, und wie er so auf das Knallen und auf das Einschlagen der Kugeln in die Scheibe horchte, ging ein Bekannter an ihm vorüber und sprach: „Nun aber wie dann, wenn an dem Ziele ein Menschenleben stände, und wir dagegen mit dem Rohre?“ diese Frage fiel ihm seltsam auf's Herz, er versank darüber in Nachsinnen, und es kamen allerlei wunderliche Gedanken über ihn, in denen er sich verlor, so daß er sich nicht aufrufen hörte, da ihn die Reihe traf, und derselbe Freund ihn daran erinnern mußte.

„Nun, wo seyd Ihr?“ sprach dieser, indem er

*) Eine Elbinsel.

ihm die Büchse in die Hand gab. »Nehmt Euch zusammen! Treffen thut Noth. Der Gemmandel hat sich noch keinen ans Herz kommen lassen.«

Die Scheibe stellte diesmal das Bild eines Mannes vor, welches beweglich war, so daß es vor dem im Anschlag liegenden Schützen vorüber gezogen wurde. Auf der Brust trug er ein rothes Herz, worauf jeder zielte.

Als nun Georg noch wie im halben Traume dastand, die Büchse aufgelegt, mit brennendem Auge, und das Bild draußen erschien, daß er darnach schießen sollte, da fuhr er auf einmal erschrocken zurück. »Was ist das?« schrie er; »was macht Ihr?« Das Bild hatte einen grauen Mantel, wie ihn Hans Wolfrad zu tragen pflegte, und Georgen kam es in diesem Augenblick nicht anders vor, als sey es Wolfrad selber, der dort vorüber schritte und ihn kampfig ansähe. »Nach dem kann ich nicht schießen!« rief Georg noch einmal. Da erhob sich ein lautes Gelächter unter den Umstehenden und sie riefen ihm zu: »Was habt Ihr vor? Seht Ihr Gespenster? So schießt doch zu, sonst ist's zu spät!« Da kam er zu sich und schämte sich, legte schnell die Büchse an, und brannte los. — Der Zieler zeigte den Schuß. »Wohl getroffen!« schrien alle. »Mitten durch's Herz!« Er schaute hin; das Bild schien mit ganz

mervoller Miene nach dem blutigen Herzen zu zeigen; es ward ihm dunkel vor den Augen, er taumelte zurück und lehnte sich an die Wand. Viele traten an ihn heran, und wünschten ihm Glück zu dem besten Schusse, seine Geschicklichkeit preisend, er hörte aber kaum, was sie sagten, es überfiel ihn eine große Angst und trieb ihn schnell hinweg aus dem Getümmel.

Als er nach langem Umherirren nach Hause kam, begegnete ihm Klara auf dem Vorsaal vor ihrem Zimmer. Er hatte sie seit jenem Abend, da ihm die Alte das Geheimniß seiner Geburt entdeckte, nicht wieder allein gesehen. Sie erschrack über sein verstörtes, bleiches Gesicht und die Fieberglut, die in seinen Augen loderte, und wendete sich nach ihrem Zimmer. Er aber eilte auf sie zu, umfaßte sie heftig und rief: »Klara, ich weiß es nun gewiß; du bist nicht meine Schwester!« Sie wand sich aus seinen Armen. »Geh! geh! Unglücklicher! verlaß mich! verlaß dieß Haus!« sprach sie mit leiser Stimme. »ich wußt' es längst!«

»Verlassen? dich!« rief er, »und weiter hast du keinen Trost für mich, kein Mitleid mit der Qual, die mich verzehrt? Sprich nur ein Wort,« fuhr er leise fort, »ein Wort nur. Laß mich nicht so gehen. Die Hölle ist in meiner Brust. Ich kann

allen, um dich zu besitzen. Mitten durch das Herz, durchs blutige Herz habe ich getroffen! Nun ja! was ist's denn weiter? Selbst um den Himmel bist du nicht zu theuer erkauft!«

»Wahnsinniger!« schrie sie mit Entsetzen, »laß ab von mir! Hinweg!« — Er wollte ihre Hand fassen, sie aber stieß ihn heftig zurück, eilte nach ihrem Zimmer, und er hörte, wie sie den Riegel vorschob.

Er schlug sich mit der Faust an Stirn und Brust, und indem er sich wendete zu gehen, sah er Theresen, die ängstlich auf ihn zukam. »Wo wollt Ihr hin?« sprach sie. »Geht nicht zu meiner Großmutter, ich bitte Euch, geht nicht zu ihr! Es ängstigt mich, wenn ich Euch bei ihr sehe.« — Georg starrte sie an. »Ihr seht fürchterlich aus!« fuhr sie fort. »O Gott, was soll daraus werden! Betet, betet fleißig, wenn der Versucher Euch nahe steht. Ach, glaubt mir, das Gebet hat wunderbare Macht.« — Georg küßte sie auf die Stirn und rief: »Bete du für mich, unschuldiges Kind! Gott erhört nicht, was ich zu ihm bete.« Er verließ sie schnell und eilte von neuem aus dem Hause.

Am andern Morgen erfuhr er durch den Diener, welcher ihm aufwartete, daß Klara unpäßlich sey; auch erzählte ihm dieser, daß sie Herrn Vollrads

Bett, um seine Ruhe nicht zu stören, in das anstoßende Zimmer, durch welches man nach dem Schlafgemach gelangte, zu setzen befohlen habe, und Thereſe indeß bei ihr schlafe.

Ein paar Tage darauf war er mit vielen jungen Leuten zusammen. Es wurde wacker gezecht, und da sie Georgen so finster und in sich gekehrt sitzen sahen, machten sie sich an ihn, tranken ihm fleißig zu, und suchten ihn mit in ihre Lust hinüber zu ziehen. So kam es, daß er wider seinen Willen, und ohne daran zu denken, über seine Gewohnheit trank, und endlich spät in der Nacht mit ziemlich schwerem Kopf und wankenden Sinnen nach Hause ging.

Er hieß den wartenden Diener zu Bett gehen, nahm ihm das Licht ab und begab sich auf den Weg nach seinem Zimmer. Als er auf den langen Gang kam, fand er wiederum Thereſens Großmutter vor dem steinernen Bilde knieen.

»Ich habe getrunken und du hast gebetet,« rief er ihr lachend zu. »Das sollten wohl gar verschiedne Dinge seyn, am Ende aber läuft doch alles auf eins hinaus in der Welt. Fluchen und Beten, Lachen und Weinen, Tugend und Laster: es führt alles zu einem Ziel. Der Schulmeister hat es uns freilich anders gelehrt!« — »Ich hab' heute meine ganze

Lection vergessen:« sagt er fort. »Kannst du mir nicht darauf helfen, Alte, was Tugend heißt?«

Sie sah ihn finster an und stand auf. »Freyle nicht!« sprach sie mit funkelnden Blicken. »Der Tag des Gerichts naht. Verderben hängt über Euer aller Haupt.«

»Verderben über das ganze menschliche Geschlecht!« rief er. »Meinetwegen! Es taugt nicht viel, und ist eine neue verbesserte Auflage wohl an der Zeit. Möchte doch das alte Gerüst der Welt jetzt gleich zusammenstürzen! wie viel tausend gräßliche Dinge sähe die Sonne weniger, die fast noch diese Nacht ausheckt! Geh zu Bette, Alte! Mir graut vor dieser Nacht.«

»Wenn Ihr klug wärt,« — hub sie an und sah sich nach allen Seiten schüchtern um, — »es kommt bald eine Zeit — wenn Ihr klug wäret und mir vertrautet — aus Asche und Thränen könnten leicht Eure Rosen sprießen!«

»Schweig still, Alte!« unterbrach sie Georg: »sie hat auch neulich von weißen Rosen geträumt, die roth geworden waren über Nacht; wie ich aber recht hinsah, waren sie ganz voll Blut. Siehst du, ich glaube, der rothe Thau klebt noch an meinen Händen! Geh zu Bette! Ich will nichts davon wissen.« —

Er ließ sie stehen und ging langsam den Gang hinab nach seinem Zimmer.

Unausgekleidet warf er sich auf sein Lager und der Schlaf übermannte ihn. Aber nicht lange hatte er so in unruhigem Schlummer gelegen, als er plötzlich aufschreckend in die Höhe fuhr. Ihm war, als hätte jemand mit lauter Stimme seinen Namen ihm ins Ohr gerufen. Erschrocken schaute er um sich. Es war alles still. Das Licht stand auf dem Tische und flackerte erlöschend von Zeit zu Zeit noch einmal auf. Wie einen Glutstrom fühlte er das Blut durch seine Adern schießen. In wildem Durcheinanderwirren trieben sich die mannichfaltigsten Gedanken und Bilder durch seinen Kopf. Sein ganzes Leben ging in rascher Folge an ihm vorüber, und überall war Klarens Gestalt darin verflochten. Er sah sie in den verschiedensten Formen und Verhältnissen, als Kind, als Jungfrau und als Frau, er sah sie vor sich stehen, wie sie ihm vor kurzen erst erschienen, das entfesselte Haar über die entblößten Schultern hinabfließend an der schlanken Gestalt, erglühend in holder Scham und Verwirrung. Er drückte seine brennenden Lippen auf ihren Mund und Busen, er fühlte das Beben ihrer Glieder in seinen Armen. Das heftigste Verlangen entzündete sich an diesen Bildern. Alle seine Pulse klopften; sein Herz schien

nicht Raum genug zu haben in der bewegten Brust. Sein Blut hätt' er darum hingeben mögen, nur in diesem Augenblick nur ihre Hand, ja nur den Saum ihres Kleides zu berühren. Sie war krank, vielleicht um seinetwillen, vielleicht wachte sie in dieser Stunde, wie er, und dachte an ihn, und ach! vielleicht regte sich gleiche Sehnsucht in ihrer Brust. Er sprang auf und ging mit hastigen Schritten hin und wieder. Es fiel ihm ein, daß jetzt nur Therese bei ihr war — wenn Volrad sein Schlafgemach nicht verschlossen hatte — Volrad schlief fest — es war möglich, sich durchzuschleichen in Klarens Zimmer. Der Gedanke wurde mit jeder Minute lebendiger in seiner Seele. — Nur sehen, vielleicht zum letztenmale sehen wollte er Klaren, und aussprechen vor ihr, was in seinem Innern lodernd seine Brust zu zersprengen drohte; das Geständniß der Liebe wollte er von ihren Lippen nehmen, und damit, wie mit einem nie versiegenden Schatze, dann sich selbst aus ihren Mähr verbannend, hinausfliehen in die ganze Welt. Immer reizender lockte die Begier, immer ungestümer drängte das Verlangen nach seinem Herzen, und riß ihn, einem unbändigen, zügellosen Rosse gleich, jedes Bedenken niederstürmend, mit sich dahin. Er wollte, er mußte Klaren sehen, und wenn sein Weg auch über ein Verbrechen ging!

Schnell verließ er das Zimmer. Auf dem langen Gange kam es ihm von weitem vor, als sähe er einen matten Schein in der Blende, wo das Heiligenbild stand, doch als er näher kam, war alles finster. Indem er vorbeischritt, war ihm, als wollte ihn jemand beim Mantel fassen und zurückhalten, sein Haar sträubte sich empor und er eilte schnell vorüber.

Sachte schlich er die Treppe hinab und vor die Thür des Zimmers, wo Wolrad schlief. Er stand lange horchend, kein Laut regte sich, er legte die zitternde Hand an den Drücker des Thürschlosses; die Thür war offen; er trat hinein und erschrak über sich selbst, da er sich beim Schein der Nachtlampe sogleich mitten in dem Gemach stehen sah. Gart an der Thür gegenüber, die zu Klarens Zimmer führte, stand Wolrads Bett. Er hörte den lauten Odem seines ruhigen Schlafs. Ein heftiges Zittern überfiel ihn; er stand und schwankte zwischen dem Ruf der Leidenschaft, die ihn vorwärts trieb, und der erwachenden Stimme des Gewissens, die ihn zurückhielt, aber die Leidenschaft siegte. Leise wollte er an Wolrads Bette vorüberschleichen, ohne ihn anzusehen, doch wider seinen Willen wendeten sich seine Blicke nach ihm, da er näher trat, wider seinen Willen blieb er gefesselt vor seinem Bette

stehen und betrachtete ihn. Der lang genährte Groll richtete sich auf in seiner Brust wie ein Gewappneter, da er ihn so ruhig schlummern sah, der ihm seinen Himmel geraubt, und diese ruhelose Qual in sein Herz geworfen hatte. Es war ihm, als läg ein bittrer Vorwurf gegen ihn in Wallrads Miene, aber dieser Vorwurf entflammte nur die rasende Leidenschaft. Wer gab seinem Alter ein Recht auf den Schatz der Jugend? Dein war Klara von früher Kindheit an; dein wäre sie noch ohne diesen, und dein wäre sie wieder, — wenn diese Brust nicht mehr athmete! — Seine Sinne verwirrten sich. Der Boden schien ihm unter seinen Füßen zu schwanken. Vor seinen Ohren brauste es wie fernes Toben eines Waldstroms, und indem er auf die Brust des Schlafenden hinstarrte, die sich ruhig hob und senkte, kam es ihm vor, als sprang auf der linken Seite ein blutiges Herz hervor; zugleich vernahm er die Worte: »Stoß zu, sonst ist's zu spät!« und hinterdrein eine rauhe Stimme, wie der Alten, die sprach: »Gebrauch ihn wohl! was zögerst du!« Seine Rechte griff nach dem Dolch, den er jetzt allzeit im Busen trug. Indem regte sich Wallrad, als wollt' er erwachen. Georg riß den Dolch hervor und aus der Scheide, und hielt ihn hoch in der geschwungenen Faust. In diesem Augenblick fiel ihm jemand

von hinten in den Arm, und da er sich voll Entsetzen wandte, sah er Theresen vor sich stehen, nur halb bekleidet, bleich und obemlos. »Rasender!« rief sie mit leiser, gepreßter Stimme, die sich mühsam aus ihrem Busen rang. »Rasender! was beginnst du? Es ist dein Vater, du bist sein und Franziska's Sohn!« Sie entriß ihm den Dolch, ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich fort aus dem Gemach; und immer weiter nach dem Zimmer ihrer Mutter. Georg folgte ihr in dumpfer Bewußtlosigkeit.

Als sie das Zimmer erreicht hatte und noch Licht darin bemerkte, schlug sie hastig an die Thür. »Wer klopft so spät?« schrie die Alte. »Mach auf, Mutter, schnell, um Gottes willen!« sprach Theresa. Die Alte öffnete unwillig. Theresa zog Georgen mit sich in das Zimmer, fiel dann vor ihrer Großmutter auf die Knie und rief: »Gebenedeiet sey die allerheiligste Jungfrau und die heilige Klara, die mich ausersehen, diesen da zu retten aus der Gewalt des Bösen. Ich habe dein Geheimniß verrathen, strafe mich, ich dulde es gern!«

Sie erzählte mit flüchtigen Worten und noch fast obemlos, wie sie ruhig geschlafen, als sie dreimal hinter einander eine Stimme gehört, die ihr zugerufen: »Steh auf und geh hinaus!« wie sie auch jedesmal davon erwacht, allein aber vom Schlaf

wieder übermannt werden, bis endlich die heilige Klara, so wie sie draußen auf dem Gange abgebildet stehe, ihr erschienen, sie ängstlich bei der Hand ergriffen und gesagt: »Steh auf und geh hinaus, es ist die höchste Zeit!« und wie sie da erschrocken aus dem Schlafe emporgeschreckt und aufgesprungen und nach dem Nebenzimmer geeilt sey, und dort Georgen erblickt habe, der mit gezücktem Dolch an Volkads Lager gestanden. »Die Angst preßte mir dein Geheimniß aus der Brust,« schloß sie, »er weiß es nun, und jetzt entdeck' ihm alles!«

Die Alte schlug ein gräßliches Gelächter auf. »Nun ja!« rief sie: »hättest du zugestoßen, du hättest deinen Vater ermordet!«

Georg sank auf einen Stuhl und verhüllte das Gesicht in seinen Mantel.

»Leichtsinnige Verrätherin!« wendete sie sich zu Theresen mit zornigem Gesicht, — »kannst du die Folgen deiner That ermessen? Du reißest an den Tag, was ich so lange in dunkler Brust verborgen. Wie das Wort über deine Lippen tritt, ist es dem Schicksal verfallen, das es in sein fürchterliches Gewebe flicht.« — Nach einem kurzen Nachdenken fuhr sie fort: »es ist geschehn! das ausgesprochne Wort bringt keine Macht zurück. Sie hat Euch die

Wahrheit gesagt. Der Verführer meiner unglücklichen Franziska, der Mann, der Eurer Mutter das Herz gebrochen, Euer Vater ist Vollrad.«

Sie stand auf und holte aus dem Wandschrank einen Ring und mehrere Papiere herbei, und reichte alles Georgen hin; »diesen Ring,« sprach sie: »schenkte Vollrad einst Eurer Mutter; in diesen Papieren findet Ihr Briefe und Aufsätze von ihrer Hand, auch liegt dabei ein Zeugniß von Klarens Vater, Eurem Vetter, über Eure wahre Abstammung und die Ursache unsers Betrugs. Er gab es mir damals auf den Fall seines Todes, um davon Gebrauch zu machen, wenn es die Noth erforderte.«

Georg nahm die Papiere und den Ring, und heftete seine starren Blicke darauf. Die Alte fuhr fort: »Ich schwieg bis jetzt. Ich hatte wichtige Gründe, auch gönnt' ich Eurem Vater keinen Sohn. Thut Ihr nun, was Euch gut däucht. Doch seyd stets eingedenk, daß es die Hand einer Heiligen war, von Eurer Religion verachtet, die Euch vielleicht vom Vatermord errettet hat, und glaubt mir, nur in dem Schooß der wahren Kirche findet Ihr für Herzenswunden wie die Euern, Linderung und Genesung.«

Georg wollte aufstehen, aber er sank kraftlos

wieder in den Sessel zurück. Therese erschrak heftig, da sie ihn ansah. Erloschen starrten seine Augen aus ihren Höhlen, seine Zähne schlugen im Fieberfrost zusammen. Sie sprang hinaus, seinen Diener zu wecken. Mit Mühe brachten sie ihn nach seinem Zimmer. Der anbrechende Morgen fand ihn bewußtlos und der herbeigerufene Arzt schüttelte den Kopf.

Auf die Nachricht von Georgs Krankheit, war Vollrad sogleich erschrocken herbeigeeilt und forschte vergebens nach der Veranlassung des plötzlichen Unfalls, die keiner von den Hausgenossen ihm sagen konnte und durfte. Indeß mochte es ihm doch nicht verschwiegen werden, daß Georg noch spät in der Nacht bei Theresens Großmutter gewesen sey und sein Erstaunen, so wie sein Mißvergnügen darüber, entging Theresen nicht.

Bald kam auch Klara, und da sie Georgen so besinnungslos mit entstelltem Gesicht und halbgebrochnen Augen da liegen sah, brach ihre mühsam erzwungne Fassung mit einem Male zusammen. Sie warf sich laut weinend vor seinem Bette nieder und bedeckte seine Hand mit Küssen und Thränen.

Indem vernahm Herr Vollrad ein Getümmel und lautes Sprechen auf dem Hofe und sah vom Fenster herab, daß seine Leute unruhig hin und wieder liefen. Bald darauf trat ein Diener voll Bestürzung in das Gemach und meldete, wie die ganze Stadt in Aufruhr sey, da eben die Nachricht herein gekommen, daß Tilly mit einem großen Heere am Rehberger Holze stehe und zur Belagerung der Stadt ernstliche Anstalten zu treffen scheine. Herr Vollrad eilte hinweg, nähere Erkundigung einzuziehen. — Es verhielt sich so, wie ihm berichtet worden.

Da es Tilly'n nicht geglückt war, in Pommern etwas gegen den König von Schweden auszurichten, hatte er sich plötzlich wieder rückwärts gewendet, ernstlich entschlossen, Magdeburg nunmehr ohne Säumen mit aller Macht anzugreifen und sich wo möglich noch vor Annäherung der Schweden in den Besitz dieses wichtigen Punktes an der Elbe zu setzen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft, am 30. März (1631), ließ er durch Pappenheim das blutige Schauspiel eröffnen. Die Schanze im Rehberger Holze, Trutz Pappenheim genannt, mit einigen hundert Mann besetzt, wurde mit stürmender Hand erobert, die Besatzung niedergehauen und die Leichname in die Elbe geworfen. Ein gleiches Schicksal hatten an die-

sten und den nächsten Tagen der größte Theil alles übrigen Außenwerks. Zwar rief die Noth der kaiserlichen Besatzung zu Frankfurt an der Oder, welches Gustav Adolph mit großer Uebermacht und Gewalt angegriffen, Tilly'n noch einmal von seinem angefangenen Werke ab, allein schon in Brandenburg erfuhr er das traurige Loos der Seinen, die von den Schweden überwältigt und größtentheils der Rache geopfert worden waren (3. April), und mit desto größerer Erbitterung und vermehrtem Ingrimm kehrte er zur Belagerung Magdeburgs zurück.

Nach der Besetzung der Zollschanze, des wichtigsten Außenwerks, welches Falkenberg, der es nicht länger halten zu können meinte, am 21. April freiwillig geräumt, setzte Tilly den größten Theil seiner Truppen über die Elbe, die Stadt auch von der andern Seite ernstlich anzugreifen. Die Magdeburger steckten hierauf die beiden Vorstädte, Subenburg und Neustadt, selbst in Brand, die Belagerer besetzten die Brandstätten und kamen mit ihren Arbeiten bald bis nahe an die Stadt, der sie nun durch mehrere Batterieen hart zusetzten, und sie zur Nachtzeit durch eingeworfene Granaten und Bomben ängstigten.

Trotz der geringen Zahl der eigentlichen Be-

stützung *) und trotz der großen Einmüthigkeit unter der bewaffneten Bürgerschaft, setzten dennoch die Belagerten diesen Angriffen einen muthigen Widerstand entgegen. Sie machten an einem Tage (25. April) drei glückliche Ausfälle **), und fügten auch außerdem dem Feinde durch lebhaftes Kanonen- und Musketenfeuer großen Schaden zu. Der Pulvermangel aber setzte bald dieser wackern Vertheidigung ein Ziel, und ließ den Belagerern freie Hand, die nun mit ihren Approchen von allen Seiten bis an den Stadtgraben vordrangen.

In der ersten Zeit dieser Angst und Gefahr war das Vollradsche Haus in zwei ungleiche und ganz verschiedne Hälften getheilt. Denn während der größere Theil der Hausgenossenschaft an den allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten freiwillig oder gezwungen den lebhaftesten Antheil nahm, und in beständiger, unruhiger Bewegung umhergetrieben

*) Ungefähr 2000 Mann zu Fuß und 250 zu Pferde.

**) Bei dem Ausfall nach der Neustadt mußte sich Pappenheim hinter einer Mauer verbergen und wäre gefangen worden, wenn die Magdeburger nur drei Schritte weiter vordrangen. Diese unterlassenen drei Schritte entschieden also das Schicksal der Stadt; denn ohne Pappenheim wäre sie schwerlich mit Sturm eingenommen worden.

wurde, schien Georgs Krankheitszimmer gar nicht
Hause, noch zur Stadt zu gehören, ja ganz
einer andern Gegend der Erde zu liegen, so
stummerte Theresen sowohl als Klaren, die
aus dem Zimmer wichen, alles was außerhalb
den vorging. Nur ihrem Schmerze und der
des geliebten Kranken lebte Klara, und Theres
ihr als theilnehmende Gehülfin und mitleidend
serin traulich zur Seite. Selbst Volkrad, der
ab- und zuging, vergaß hier der allgemeinen
und fühlte nur den Verlust, der seinem und
Herzen drohte.

Oft wenn Therese ihn mit so kummervolle
an Georgs Lager stehen sah, auf des Kranken
zug lauschend, da schwebte das Geheimniß au
Lippen und es trieb sie, ihn bei der Hand zu
und zu sprechen: ja trauts nur, du armer
es ist wirklich dein Sohn! Allein ein fur
Schwur, den ihre Großmutter, auf die N
von Georgs Verwahrlosigkeit, ihr abgezwungen
verschloß ihren Mund. Des Ring und die
waren wieder in den Händen der Alten, den
verwahrte Therese.

Mehrmals bei Nachtzeit kam die Alte in
Zimmer, trat an sein Bett und nachdem
lange betrachtet, machte sie ihm das Zeich

Mantel über Haupt und Brust, legte ein Scapulier, welches sie um den Hals trug, auf seine Stirn und begab sich dann schweigend, wie sie gekommen war, wieder hinweg. — In der eilften Nacht der Krankheit kam sie gleichfalls. Sie kniete an dem Bette nieder und betete, dann stand sie auf, zog ein silbernes Büchschen hervor und rieb mit dem darin enthaltenen Balsam des Kranken Schläfe und Brust. »Morgen ist der entscheidende Tag,« sprach sie beim Weggehen zu Klaren. »Bete mit mir zur heiligen Jungfrau; so wird sie ihn dir retten, und er rettet dich.«

Bald darauf fiel Georg in einen tiefen und ruhigen Schlaf, der Arzt fand ihn am andern Morgen noch schlafend und meinte, nun werde es sich zeigen, ob es zum Leben gehe oder zum Tode. Ueber eine Weile erwachte der Kranke, schaute befremdet umher und versank dann in tiefes Nachsinnen, wie es schien. Auf einmal streckte er seine Hand nach Klaren aus und rief: »Klara!« Mit hervorbrechenden Freudenthränen ergriff sie die dargebotene Hand und drückte sie an ihre Brust. Darauf wendete sich Georg gegen Theresen und bot ihr gleichfalls lächelnd die Hand. Der Arzt empfahl Ruhe und Stille, und Klara ging hinaus, weil sie ihr Herz nicht meistern konnte.

Von diesem Augenblick an wendete sich die

Krankheit mit raschen Schritten zur Genesung.
behielt das Bewußtseyn, und ob er gleich
ohne zu sprechen da lag, so war doch deu
spüren, wie nach und nach die Erinneru
Vergangenen zu ihm zurückkehrte. Er blickte
sen oft freundlich an und nannte sie leise sei
terin, und als den andern Tag Vollrad in's
trat, gerieth er in sichtliche Bewegung,
sein Gesicht, dann versuchte er sich empor zu
ergriff Vollrads Hand und führte sie an seine
Vollrad aber neigte sich freudig und tief
über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

Da wenige Tage darauf die Belagerer die
ernstlich und in der Nähe zu beschießen a
und besonders das in der Neustadt und Gu
aufgepflanzte Wurfgeschütz in den obern Sto
der Häuser keine Sicherheit mehr gestatt
mußte Georg nach einem Zimmer im Er
gebracht, und es konnte ihm nun nicht läng
schwiegen werden, in welcher Lage sich die
befand. In seinen erloschenen Augen dämme
dunkle Glut auf, da Vollrad ihm erzählte
indeß vorgegangen. »Warum muß ich hier l
seufzte er,« und als Vollrad das Zimmer
hatte, sprach er mit matter Stimme: »Gotte
liegt schwer auf mir. Warum ist mir's versa

elendes und verworfenes Leben mit Ehren und zum Nutzen meiner Vaterstadt zu enden!«

Von dem Augenblick an, da Georg, außer Gefahr, der Besserung rasch entgegen ging, hatte Klara sich zurück gezogen und erschien nur in Begleitung ihres Gemahls an seinem Lager; Therese aber blieb seine treue Wärterin, bis er im Stande war, das Bett zu verlassen.

Die mächtige Sehnsucht und Begier in Georgs Herzen, sich in den Kampf zu mischen, schien allgewaltig selbst dem Körper zu gebieten, der wunderbar schnell von seiner Krankheit erstand. Schon nach wenig Tagen versuchte Georg einen Gang außer dem Hause, und als die Magdeburger sich zu dem Ausfall rüsteten, war er fest entschlossen, mitzuziehn. Weder die Vorstellungen seines alten Dieners, noch Theresens Bitten vermochten ihn zurück zu halten. Therese lief in höchster Unruhe im Zimmer hin und her, auf einmal blieb sie vor ihm stehen, schlang die Arme um seinen Hals und rief in Thränen ausbrechend: »Wenn du stirbst, will ich auch nicht leben! ich gehe mit dir, ich lasse dich nicht!« — »Wenn du mich liebst,« sprach Georg: »was kannst du mir denn bessers wünschen als den Tod?« und damit, sanft sich von ihr losmachend, langte er

seine Büchse von der Wand und eilte aus der Thür. Indem er aber hinaus trat, kam Herr Vollrad ihm entgegen und fragte ihn, wohin er so gerüstet eilen wolle, und da Georg seines Vorhabens kein Hehl hatte, trat er erschrocken und erbleichend zurück, und sprach mit bewegter Stimme: »Georg, mein Sohn, du wirst doch nicht also deinen Vater betrüben? Wenn keine Kugel dich trifft, wird doch die Anstrengung dich tödten!“ Da warf sich Georg zu seinen Füßen und umschlang seine Kniee: „Vater! Vater!“ rief er heftig aus, plötzlich aber riß er sich wieder empor und stürzte in sein Zimmer zurück. »Nein, nein,« rief er: »ich bin's nicht werth, ihn Vater zu nennen! hat diese verfluchte Hand nicht den Dolch gezuckt auf sein Herz?« — Therese näherte sich ihm ängstlich. „Siehst du nicht,« fuhr er, gegen sie gewendet, fort: »siehst du nicht den gräßlichen Buchstaben an meiner Stirn? das heißt Vatermörder! du kannst ihn nicht wegwischen. Mein Blut nur wäscht ihn ab!« Er eilte von neuem nach der Thür. Therese ergriff ihn beim Arm: »Und deines Vaters Bitte hörst du nicht?« Er blieb stehen und ließ sich von ihr zurück führen. »Und wer,« hub sie wieder an: „wer wird deinen Vater, wer wird Klaren schützen, wenn es vielleicht zum äußersten kommt und die Feinde uns überwältigen?« Er

schaute eine Weile starr vor sich hin, dann reichte er seine Waffe Theresen hin, sank erschöpft in einen Stuhl und sprach mit matter Stimme: »Ach, wäre es mir doch wenigstens vergönnt für sie zu sterben!« — Therese wendete sich von ihm ab, trat an das Fenster und weinte still.

Die Lage der Stadt ward indeß mit jeder Stunde bedenklicher und von Wällen und Thürmen schauten sehnsuchtsvolle Blicke nach allen Seiten aus, ob die versprochne schwedische Hülfe sich nirgend zeigen wolle. Gegen Ende des April hatte der König seine Ankunft verheißen, — aber der Monat war vorüber, und Gustav Adolph zögerte noch immer. Dagegen erwiesen sich die Kaiserlichen desto thätiger. Am Heideck führten sie einen breiten Damm von Reisern und Erde über den Graben, ohne daß Falkenberg mit aller Gegenwehr es hindern konnte, und auf der Seite der Neustadt mußte die Besatzung täglich mehrere Mal Pappenheims Truppen, welche bis in den Stadtgraben vordrangen, durch Ausfälle mit dem Degen in der Faust zurücktreiben, ja Pappenheim ließ aus dem Bollwerk an der Neustadt alle Sturmpfähle ausgraben und endlich einige hundert Sturm-

hätten anlegen. Alles war in der bangsten Erwartung eines Sturms. In den meisten Häusern fing man an, den besten Theil seiner Habe zu verstecken und zu vergraben.

Auch Vollrad war darauf bedacht, was er an baarem Gelde, Silbergeschirr oder andern Kostbarkeiten besaß, mit Zuziehung Georgs und eines alten vertrauten Handlungsdieners in Sicherheit zu bringen, und sie hatten bereits einen Theil davon in einer Nacht im Garten vergraben, als einige bei einem Ausfall gemachte Gefangene die willkommene Kunde in die Stadt brachten, daß die Kaiserlichen, aus Furcht vor den Schweden, bereits Brandenburg, Rathenow und andere Orte verlassen hätten, und die schwedische Reiterei schon bis über Nauen und Zerbst hinaus streife.

Diese Nachricht verbreitete allgemeine Freude und belebte die weilende Hoffnung von neuem. Auf allen Straßen standen heitere Gesichter zusammen; Bekannte und Unbekannte drückten sich freundlich die Hand; man glaubte sich schon gerettet, und obgleich Tilly am 7. Mai, wahrscheinlich durch dieselbe Nachricht zu Anwendung des Aeußersten getrieben, die Stadt wieder aus 8 Batterien auf's heftigste zu beschießen anfing und die ganze Nacht und den folgenden Tag damit fortfuhr, so vermochte dieß doch

den frisch gestählten Muth der Belagerten so wenig zu beugen, daß, als von dem kaiserlichen Feldherrn eine neue, dringende Aufforderung zur Uebergabe eingelaufen war und der Magistrat, am neunten früh, die gesammte Bürgerschaft in den Häusern der Viertelsherren versammeln und ihnen die Frage vorlegen ließ, ob man mit dem Tilly wegen der Uebergabe unterhandeln solle oder nicht? nur einige Viertel sich für die Unterhandlung erklärten, andere alles dem Gutachten des Magistrats überließen, die meisten aber durchaus von keiner Uebergabe hören wollten.

Der Magistrat indeß, welchem die höchst gefahrvolle Lage der Stadt besser bekannt war, kam von neuem auf dem Rathhause zusammen und auf den nachdrücklichen Bericht des Rathsherrn Otto von Gericke, als Bauherren, daß der Feind an dem Bollwerke bei der Neustadt bereits alle Sturmpfähle ausgegraben und die Besatzung daher stündlich dem Ueberfall ausgesetzt sey, nahm der Syndicus, Dr. Johann Denhardt, das Wort und stellte vor: was die Stadt denn endlich anfangen wolle, da es ihr an Pulver fehle und sie den Feind bis an die Wälle habe vordringen lassen? Der Rath möge es bedenken und nicht so viel tausend Menschen in's äußerste Verderben stürzen. Hierauf faßten die Anwesenden ende

lich den Entschluß, die Unterhandlung mit dem kaiserlichen Feldherrn zu eröffnen, und meldeten dieß dem schwedischen Commandanten. Doch sollte der Trompeter mit der Antwort auf das Tilly'sche Schreiben erst den andern Tag zurückgesendet werden, da man vor der Rückkehr desselben ins Lager keinen Sturm befürchten zu dürfen glaubte, und auf diese Weise noch die kostbare Frist eines Tages zu gewinnen hoffte.

Während dieser Zeit war die Besatzung sowohl als der größte Theil der Bürgerschaft beinahe unablässig unter den Waffen und auf den Wällen gewesen; und Georg, dem die Anführung eines kleinen Haufens vertraut worden war, ließ sich nicht abhalten, dem Geringsten gleich, sich jeder Beschwerlichkeit und Gefahr zu unterziehen.

Am neunten Nachmittags schwieg auf einmal das feindliche Geschütz rings um die Stadt; der Thurmwächter auf dem Dom berichtete, daß von den Batterien an der Sudenburg die Stücke abgeführt würden. Freudig glaubten die Belagerten darin die Bestätigung ihrer Hoffnung zu erkennen. Weil man indeß trotzdem einige ungewöhnliche Bewegungen des Feindes entdeckte, so wurden dennoch für die nächste Nacht die Maßregeln der Vorsicht verdoppelt, und auf den Fall eines Sturms alles zum kräftigsten

Widerstande bereit gehalten. Georg aber eilte gegen Abend nach Hause, die gänzlich erschöpfte Kraft durch einige Stunden Schlaf zu stärken, und nachdem er Vollraden seine Hoffnung mitgetheilt, daß diese die letzte bange Nacht seyn werde, warf er sich angekleidet auf sein Lager.

Es mochte gegen Mitternacht seyn, als er sich beim Arm ergriffen und unsanft gerüttelt fühlte. Er hatte Mühe sich dem Schlafe zu entwinden, und als er die Augen aufschlug, sah er Theresens Großmutter, eine Lampe in der Hand, vor seinem Bette stehen. »Schlaf nur, schlaf!« sprach sie in sich hinein mit dumpfer Stimme: »Euer Erwachen wird schrecklich seyn!« — Georg richtete sich erschrocken empor und starrte sie an. Sie fuhr fort: »Mein wohl auf, was ich dir sage. Es konnte doch endlich kommen, daß Gott die Schaale seines Zorns ausgösse über diese Stadt, und Euer thöriger Widerstand sie der Rache ihrer Feinde in die Hände lieferte; drum sage ich dir, rasse was du kannst an Gelde und Kleinodien zusammen, und das thue ohne Verweilen, und wenn der entscheidende Augenblick gekommen, und die Kaiserlichen eindringen in die Stadt, dann nimm Klaren an die Hand und halte dich zu mir, Euch will ich retten.« — Als sie dieß gesagt

hatte, ging sie eilig hinweg; an der Thür aber wendete sie sich noch einmal und sprach: »Gedenke meiner Worte und Thune nicht! die Augenblicke sind theuer diese Nacht. Ich habe noch viel zu thun.« Damit schlüpfte sie hinaus. Georg wollte aufspringen und ihr nacheilen, daß sie ihm Rede stände, doch eine betäubende Mattigkeit lag mit bleiernem Gewicht auf seinen Gliedern, mit Gewalt drückte der Schlaf auf seine Augenlieder, und über dem Bestreben selbst, sich seiner zu erwehren, schlief er ein, wachte jedoch bald nachher wieder auf und schlief von neuem ein, und so lag er lange Zeit und arbeitete sich ab in beklemmigen Ringen mit dem Schlafe. Endlich gelang es ihm, sich zu ermannen. Er sprang auf; sein erster Gedanke war, die Alte aufzusuchen. Er eilte nach dem Hofe, wo sie jetzt wohnte; auf der Schwelle ihres Gemachs trat ihm Theveste ängstlich und verstört entgegen. Sie hatte einige Papiere und einen Ring in der Hand, den er alsbald für den Ring seiner Mutter erkannte. Sie reichte ihm beides hin und sprach: »Nehmt hin! das ist Euer Eigenthum und nur in Eure Hände gehört es.« Georg aber, dem lediglich die wunderlichen Reden der Alten zu Sinne lagen, fragte sie hastig nach ihrer Großmutter. Theveste schüttelte den Kopf. Indem fiel ihm ein, daß sie wohl in ihrer alten

Wohnung seyn könnte, und er lief daher schnell die Treppe hinauf, sie dort zu suchen.

Als er sich dem steinernen Heiligenbilde auf dem Gange näherte, sah er schon von weitem die Leute der Alten davor stehen; sie selbst aber war nicht dabei. Es fiel ihm ein, wie er sie hier zuerst getroffen, und wie sie damals behauptet, daß sie die Heilige oft weinen gesehen, und indem er nach dem Bilde hinschaute, kam es ihm in diesem Augenblicke wirklich so vor, als blickten Thränen in seinen Augen, und als öffnete sich sein Mund zum schmerzlichen Weheruf. Er beschleunigte seine Schritte. Das Zimmer der Alten war leer. Er rief ihren Namen mehrere Male; nur der Wiederhall antwortete ihm aus den langen Gängen. Von einer bangen Ahnung getrieben, eilte er wieder die Treppe hinab, sich mit Gewalt zu beruhen. Der Diener, welcher im Vorhause wachte, meldete ihm, daß Herr Wolfram bei ähnlichen mehrere Nächte ohne Schlaf zubrachte, bei der Ruhe, die in der Stadt herrschte, eben zu Bett gegangen sei. Allein für Georgen war hier kein Verbleiben; er verließ das Haus und begab sich nach dem Wall.

Dort war indeß alles ruhig. Die tiefste Stille herrschte im kaiserlichen Lager; keine Bewegung war zu spüren, kein Laut tönte herüber; man glaubte

alle Gefahr verschwanden und erwartete sehnsuchtsvoll den Morgen, daß sein Licht die süße Hoffnung endlich errungener Befreiung bestätigen möge.

Endlich röthete sich der Himmel in Osten; heiter und herrlich geht der gräßliche zehnte Mai über der unglücklichen Stadt auf. Tausende begrüßen ihn als ihren Befreier, und ahnen nicht das Verderben, welches er in seinem Schooße trägt. Die Stille im feindlichen Lager dauert fort; der schwedische Kommandant, durch sie betrogen, begiebt sich unbesorgt auf das Rathhaus, ein Theil der Bürger folgt ihm dahin, und die größere Hälfte der Offiziere, Soldaten und Bürger, von Nachtwachen erschöpft, eilt nach Hause, sich in den Armen des Schlafs von der langen Anstrengung zu erholen. Auch Georg, vom dem Schlummer der vergangenen Nacht mehr ermattet als gestärkt, folgt dem Zureden seiner Bekannten, kehrt heim und legt sich noch einmal zur Ruhe. Wallrad war nach dem Rathhause gegangen, wo der Trompeter an Tilly abgefertigt werden sollte.

Draußen aber im kaiserlichen Lager war vorsichtig und in größter Stille während der Nacht alles zum Sturm vorbereitet worden, und als die Sonne aufging, harrten die mord- und raubgierigen Schaaren, in den Laufgräben und hinter den Mauertrümmern der Vorstädte gelagert, ungeduldig auf die sehn-

Kanonenschüsse, welche das Zeichen zum Angriff geben sollten. Billys Bedenklichkeiten verzögerten es noch.

Um sieben Uhr endlich donnern die Kanonen, und Pappenheim wirft sich mit seiner ganzen Macht, unter dem Feldgeschrei: Jesus Maria! jeder Soldat eine weiße Binde um den Arm, auf die hohe Pforte und das neue Werk, überwältigt die geringe, überraschte und schlaftrunkne Besatzung nach kurzem Widerstand und erstürmt die Werke. Andere Truppen dringen zur selben Zeit um das Rondel am Fischerufer durch die seichte Elbe ohne Mühe in die Stadt.

Plötzlich hört man auf dem Rathhause, wo Falkenberg noch einmal durch eine feurige Rede den Entschluß des Magistrats umzustimmen versucht hatte, den Wächter vom Johannisthurm herab Sturm blasen, sieht die Kriegsfahne ausgesteckt, die Sturmglocken angeschlagen, ein schreckliches Musketenfeuer erhebt sich und wird immer heftiger. Otto von Gerike, der nach dem Fischerufer geeilt war, bringt die Nachricht zurück, daß die Kroaten bereits in der Stadt und mit Plünderung der Fischerhäuser beschäftigt sind. In größter Bestürzung begiebt sich der Magistrat auf den Markt. Man sendet Trommelschläger ab, die noch um einen Accord bitten

hüten. Hallenberg wirft sich aufs Pferd, und eilt mit einiger, schnell zusammengerafter Mannschaft nach der Gegend des neuen Werks.

Unterdessen läuft die Schreckenspost durch alle Straßen, und das furchtbare, immer stärker erwachte Getöse giebt den aus ruhigem Schlummer Emporraumelnden sogleich die schreckliche Bestätigung.

Im Vollradschen Hause drangen einige der erschrockenen Hausgenossen in Georgs Zimmer und weckten ihn. Er sprang auf und warf seine Kleider über. Klara stürzte bleich und händeringend herein, und hinter ihr auch Vollrad. »Es ist alles verloren!« rief er athemlos. »Die Krooten sind bereits in der Stadt!«

Georg versprach sichre Nachricht einzuholen, und begab sich in Begleitung eines Dieners hinweg. Draußen aber fielen ihm die Worte der Alten ein; er kehrte deshalb zurück, empfahl Vollraden, sich wohl mit Geld zu versehen, und lief dann, jene aufzusuchen, doch vergebens; weder sie noch auch Therese war zu finden.

Als er auf die Straße trat, empfing ihn schon das Jammergeschrei der Weiber und Wehrlosen, die in höchster Angst hin und wieder liefen; aus allen Häusern stürzten, noch halb schlaftrunken, bewaffnete Bürger und eilten nach den Wällen. Georg sammelte

einige derselben um sich, und setzte seinen Weg nach der Gegend des Mauses fort. Das Musketenfeuer schien sich zu mehren, zwischen durch hörten sie wildes Jauchzen. Sie beschleunigten ihre Schritte. Auf einmal kam ihnen das Geschrei entgegen: »Falkenberg ist erschossen! alles verloren! Die Feinde schon in der Lakenmacherstraße!« Einzelne Flüchtlinge, größtentheils verwundet, bestätigten es. Schon hatte Falkenberg am neuen Werk die Kaiserlichen in Unordnung zurückgetrieben, als eine Kugel ihn, tödtlich verwundet, niederstreckte. Ohne Anführer, endlich auch ohne Munition, wichen die Soldaten in die Straße zurück, und mit den Fliehenden zugleich drangen auch die Feinde durch das Thor.

Einige von Georgs Begleitern stutzten, andere schritten muthig vorwärts, und Georgs Zureden bewog endlich auch die Uebrigen, ihm zu folgen. Seitwärts von der Gegend des Rathhauses her erhob sich indem ein neues heftiges Schießen; von ihnen stiegen dicke Rauchwolken empor, denn Pappenheim hatte unweit der hohen Pforte einige Häuser in Brand stecken lassen. So gelangten sie in die Lakenmacherstraße.

Hier hatte indeß ein wackerer Hauptmann, Namens Schmidt, die Weichenden ermuthigt, die Fliehenden gesammelt, und führte sie von neuem gegen

die andringenden Feinde. Georg und die Seinigen blieben nicht dahinten; mit jedem Augenblicke mehrte sich der Haufe durch die herbeieilenden Bürger; wüthend warfen sie sich auf den Feind, und es gelang ihnen nach einem hartnäckigen Kampfe, ihn bis an den Wall zurückzutreiben. Doch hier wendete das Glück der heldenmüthigen Schaar den Rücken: der tapfre Hauptmann fällt schwer verwundet; in demselben Augenblick greift Pappenheim, der seine Reiterei mit Piken und Hacken einen Quersteig über den Wall gebahnt hatte, mit derselben unter Pauken- und Trompetenschall die Magdeburger an, und als nun zugleich auch Tilly selbst durch das überwältigte Krökentor mit frischen Schaaren eindringt, und die Kanonen von den Wällen gegen die Straßen richten läßt, da weichen endlich die Ermatteten der Uebermacht, und die letzte Hoffnung Magdeburgs erlischt.

Während die Kaiserlichen mit furchtbarem Feuergeschoß die Fliehenden verfolgen, und einzelne Haufen der letztern noch immer wieder an mehrern Orten der Stadt sich zu verzweiflungsvollem, doch vergeblichem Widerstande sammeln, eilte Georg, seines Vaters und Klarens eingedenk, nach Hause zurück.

Hier lief alles in der größten Verwirrung durch einander. Es hatten sich viele Leute, größtentheils Frauen und Kinder, aus der Nachbarschaft eingefun-

ten, die Rath und Hülfe von Herrn Wollrad begehrten; von den Hausgenossen waren einige mit Sicherung ihrer Habe, andere mit Anstalten zur Vertheidigung beschäftigt. Wollrad kam ihm entgegen und fragte ihn ängstlich, was noch zu hoffen sey. »Es ist nichts mehr zu hoffen!« rief Georg: Die Stadt ist in Feindeshänden. Ein jeder mag nun zu dem Seinigen sehen!« Da erhob sich unter den Frauen ein allgemeines Wehklagen und Jammern, und alles, was nicht zum Hause gehörte, machte sich in großer Angst und Bestürzung schleunig hinweg; Georg aber befahl, Thür' und Fenster zu verrammeln, Allen Muth einsprechend und tröstend; daß nur der erste Anlauf zu fürchten sey; wenn es ihnen nur gelänge, diesen abzuwehren; die Ordnung würde bald wieder hergestellt seyn. — Indem sie nun bei diesem Geschäft waren, vernahmen sie auf einmal ein so schreckliches Krachen von Kanonen und kleinem Gewehr, daß sie meinten, das Haus stürze zusammen; es dauerte aber nur einen Augenblick; darauf erfolgte ein furchtbares Geschrei und dann ward es ganz still. Alle horchten voll banger Erwartung: da wurde heftig an die verschlossene Hausthür gepocht. Einer sah den Andern erschrocken an, und keiner wollte hingehn zu öffnen oder zu fragen; endlich lief Georg die Treppe hinan nach dem obern Stockwerk und schaute dort

aus dem Fenster. Ein feiner Knabe stand vor der Thür, und als er auf Georgs Zuruf in die Höhe sah, und um Gotteswillen schleunigen Einlaß verlangte, erkannte Georg mit Erstaunen, daß es Therese sey. Er eilte hinab, zu öffnen. Therese, in männlicher Kleidung, das Schwert an der Seite, eine weiße Binde um den Arm, stürzte odemlos herein. Sie lief auf Klaren zu, umschlang ihre Kniee und rief: »Mit Euch will ich leben, oder sterben, wenn ich Euch nicht retten kann!« Bokrad und Georg fragten voll Verwunderung, wo sie gewesen? wie sie zu solcher Kleidung komme? wo ihre Großmutter sey? »Fragt jetzt nicht,« sprach sie: »sondern thut, was noch zu thun ist, denn wenig Augenblicke nur sind noch unser. Aller Widerstand ist gebrochen. Wie eine schüchterne Heerde treiben die Kaiserlichen Eure Bürger zu Tausenden vor sich her, und hauen sie nieder ohne Gegenwehr.« Da Georg aber fortfuhr nach ihrer Großmutter zu fragen, zog sie ihn bei Seite und sprach: »Ach, sie ist in Sicherheit. Sie wollte Euch retten; doch zu spät. Ich war mit ihr in einem Hause, unweit der hohen Pforte, als der Sturm begann, und sie wollten mich noch weiter schleppen; doch ich machte mich los, und mitten durch Feind und Freund hat die heilige Jungfrau mich hieher geleitet.«

Georg wollte noch weiter fragen, allein der Lärm, der plötzlich draußen entstand, unterbrach ihn. »Sie kommen!« rief Thereſe. Ein gräßliches Jauchzen und Jubelgeſchrei: »All gewonnen! all gewonnen!« erfüllte die Luft, Trommeln wirbelten, Reiterei ſprengte durch die Straße; ſie hörten Thüren aufſchlagen und zwiſchen durch das Wehgeſchrei der Flüchtenden und Gemißhandelten. Händeringend warf ſich Klara, heulend ſtürzten die Mägde auf die Kniee und beteten laut. Schon donnerten Kolbenſchläge gegen die Thür. Vollrad, weniger für ſich und ſeine Habe, als für Klaren beſorgt, entſchloß ſich, das Haus preis zu geben und lieber in den Garten zu flüchten, bis der erſte Anlauf vorüber ſey, und ſo zog er hinaus mit allen den Seinigen, bis auf den älteſten Handlungsdiener, welcher durchaus nicht zu bewegen war, das Haus zu verlaſſen. Auch Georg wollte bei ihm zurückbleiben, allein Vollrads und Klarens Bitten riſſen ihn mit ſich fort.

Ein kleines Haus ſtand am äußerſten Ende des Gartens im Gebüſch verſteckt, und dort hinein gingen ſie. Sie hörten bald, wie in dem Wohnhauſe die Thüren eingeſchlagen, Fenſter und Hausgeräth zertrümmert wurden; ſie hörten das Toben und Fluchen der Plünderer im Hofe, ja einmal drang ein wilder Haufe bis in den Garten und durchſuchte alle Winkel,

Georg zog sein Schwert und stellte sich an die Thür. Doch wie durch ein Wunder entging ihr Zufluchtsort den raubgierigen Spähern, und ein plötzlicher Tumult auf den Straßen trieb sie schleunig aus dem Garten.

So harrten sie an zwei Stunden in unaufhörlicher Angst; die Hoffnung auf baldige Rückkehr der Ordnung und Ruhe ward immer geringer. Das gräßliche Lärmen und Toben dauerte ringsumher noch fort, es schien sogar mit jedem Augenblicke noch zu wachsen. Einzelne fallende Schüsse und das Jammergeschrei, welches von Zeit zu Zeit aus den benachbarten Häusern herüber drang, ließ sie das Gräßlichste ahnen. Endlich bemerkten sie, daß der Garten ganz voll Rauch ward. Georg wagte sich hinaus und kam bald in großer Bestürzung zurück. »Hier ist unsers Bleibens nicht länger,« sprach er zu Volrad, den er bei Seite zog. »Es brennt auf allen Seiten; die ganze Stadt scheint in Flammen zu stehen.« Therese hatte seine Worte vernommen und rief: »Wohlan, so laßt uns nicht säumen, weil wir noch ein Thor erreichen können! Ich will Euch führen und hoffe Euch zu retten.«

Volrad konnte sich lange nicht entschließen; doch als unter dem Rathschlagen und Hin- und Wiederreden der Rauch immer stärker ward, sahen sie wohl alle, daß ihnen nichts andres übrig sey, und mußten sich also mit Angst und Zittern drein ergeben.

Eine Hinterpforte des Gartens führte nach einem Nebengäßchen; dorthin nahmen sie ihren Weg. Therese band auch Georgen ein weißes Tuch um den Arm; die Uebrigen alle mußten ihre Waffen ablegen oder verbergen. — Als sie eine Stelle erreichten, wo man nach dem Wohnhause hinsehen konnte, schlug eben die Flamme aus dem Giebel empor; da lehnte sich Vollrad an einen Baum und verhüllte das Gesicht in seinen Mantel. Klara schluchzte laut. Therese aber trieb zum Weitergehen, ergriff Vollrad's Hand und riß ihn mit sich fort.

Als sie auf die Straße traten, zog sie das Schwert und schritt muthig voran. Georg mit Klaren ging hinter ihr, neben Klaven Vollrad; die andern folgten. Sie waren bald von Soldaten umringt, die schreiend und fluchend auf sie eindrangen; doch mit der Losung: Jesus Maria! die Rechte mit dem Schwert und der weißen Binde hoch empor gehoben, machte Therese sich überall Bahn. Wo es am härtesten herging wußte sie, wie durch göttliche Eingebung, bald mit diesem, bald mit jenem Wort, bald auf italienisch, bald auf deutsch, bald durch die keck Versicherung: »sie sey der Leibbursche des Obersten vom Holsteinischen Regiment, und dieß seyen seine Gefangene,« bald durch ein Geschenk, welches Vollrad reichen mußte, den tollen Haufen zu beschwich-

tigen, wobei ihre gebrochne Aussprache des Deutschen ihr sehr zu statten kam.

So gelangten sie mitten durch den wüthenden Tumult, durch unerhörte Greuel, die an ihrer Seite verübt wurden, durch Blut und Brand, über Leichen und Trümmer, unangetastet bis auf den breiten Weg. Hier aber wurde das Toben und Gedränge so arg, daß sie bald nicht mehr weiter konnten. Theresens Worte waren hier verloren und wurden nicht geachtet. Ein Soldat holte eine der Mägde aus ihrer Mitte heraus und schleppte sie mit sich fort, ohne daß sie ihr beistehen konnten. Zwei von den Dienern, die sich nicht ausplündern lassen wollten, sondern sich zur Wehre setzten, wurden vor ihren Augen niedergestochen, und sie geriethen dabei alle in die höchste Gefahr.

In dieser Noth ersah Therese einen von den Hauptleuten zu Pferde, drängte sich an ihn, und ob er gleich Anfangs abwehrend mit der Hand winkte, so wandte er doch alsogleich sein Pferd, als sie ein Blättchen Pergament aus dem Busen holte und ihm zeigte. Er hieß Klaren an seinen Steigbügel fassen, Wollrad hielt sich an das Pferd des Reiters, den er bei sich hatte, und so führte er sie gegen das Sudenburger Thor, welches nicht weit entfernt war. Hier brannten auch schon mehrere Häuser, daß sie

Mühe hatten, durchzukommen. Doch kaum waren sie draußen vor dem Thor, als ein andrer Offizier herbeisprengte und heimlich mit jenem sprach. Darauf sagte dieser, er müsse zurück und könne sie nicht weiter geleiten, befahl seinem Reiter, sie nach Fermersleben zu führen, wo das Tillysche Lager stand, und ritt eilig davon. Der Soldat aber bezeigte wenig Lust, den Befehl seines Herrn zu vollstrecken, während seinen Kameraden die Schätze Magdeburgs *) in die Hände gegeben waren, und so große Verheißungen ihm auch Georg machte, wenn er bei ihnen bleiben wollte, war doch die Hoffnung reicher Beute noch größer; er ließ sie bald mitten auf der Straße stehen und jagte gleichfalls nach der Stadt zurück.

So also von neuem sich selbst und ihrem guten Glück überlassen, wollten sie ihren Weg allein fortsetzen. Glücklich gelangten sie auch bis an die letzten Häuser der zerstörten Sudenburg, doch hier kam ihnen plötzlich ein Schwarm Soldaten, großentheils Ungarn und Kroaten, entgegen, die auch aus dem Lager zu dem allgemeinen Mord- und Raubfest eilten. Mit wildem Geschrei umringten sie Vollrad und die

*) Sieben Königreiche, ging im Tillyschen Lager das Gerücht, könnten mit den Schätzen Magdeburgs bezahlt werden.

Geinigen. Thereſe wurde nicht verſtanden oder verſpottet. Vergebens gaben Georg und Vollrad alles her, was ſie von Werthe bei ſich trugen; immer wüthender ſchrie der Haufe: gieb Geld! gieb Geld! und einige fingen an, den Dienern und Mägden die Kleider vom Leibe zu reißen und ſchlugen beim geringſten Widerſtande wie Raſende auf ſie los. Georg rief ſeinen Gefährten mit lauter Stimme zu, ſie ſollten ſich in das Haus flüchten, vor welchem ſie eben ſtanden und welches noch ziemlich unverſehrt war, faßte Klarens Hand und wollte ſie eben auch hinein führen, als zwei Kroaten dieſer nachliefen, der eine nach einem goldnen Kettlein greifend, welches ſie um den Hals trug, es ihr mit Gewalt abriß, der andre aber ſie am den Leib faßte, willens ſie mit ſich fortzuführen; da blieb Georg nicht länger ſeines Zornes Meiſter und mit einem gewaltigen Streiche ſchlug er den frechen Räuber nieder, daß er in ſeinem Blute ſich am Boden wälzte. Brüllend vor Wuth ſtürzte nun die ganze Rotte auf ihn los. Er aber ſtellte ſich vor eine kleine Brücke, die zu dem Eingang des Hauſes führte, an ſeine Seite ſein alter Diener, der ſchnell Thereſen das Schwert aus der Hand genommen hatte, und ſo mähten ſie unter den dichten Haufen ſo grimmig hinein, daß die Angreifer ſtutzten und zurückwichen. Doch indem

Georgs Diener seinen Vortheil zu hitzig verfolgte, erhielt er von hinten mit einem Spitzhammer einen Schlag auf den Kopf, der ihn sogleich zu Boden streckte. Georg sah ihn fallen, sogleich aber auch sah er Thereſen, die das Schwert des Gefallenen aufraffte und wüthend damit um sich hieb. Ein Kroat unterließ sie und wollte es ihr entringen; schnell besonnen riß sie ihren Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn jenem in's Herz. Da indeß der Haufe der Angreifenden sich immer noch durch die vorübereilenden Soldaten mehrte, fügte es sich, daß einer herbeigelaufen kam, der zwei Musketen trug. Dieser machte sich Platz, legte an und schoß, und tödtlich getroffen sank Thereſe zu Georgs Füßen nieder. Der zweite Schuß traf Georgen und zerschmetterte ihm den linken Arm. »Rette deinen Vater!« stammelte Thereſe. Georg zog sich auf die Brücke zurück, und des zerschmetterten Arms nicht achtend, vertheidigte er den Eingang des Hauſes noch immer mit verzweifeltem Muthe; doch fühlte er, wie sein Arm ermattete und seine Kräfte sanken.

Da sprengte ein Offizier herbei mit einigen Reitern und da er Georgen also stehen sah auf der Brücke, wie einen Engel mit dem Flammenschwert, rechts und links niederschmetternd, was ihm zu nahen wagte, da schrie er den Rasenden zu: halt

ein, und machte sich Bahn durch den tollen Schwarm. Georg blickte auf und erkannte den Hauptmann Montenero; in diesem Augenblick aber stieß ihm ein Wüthender die Partisane durch den Leib. Er taumelte zurück und sich an einem Pfahle aufrecht haltend rief er dem Hauptmann zu, mit matter Stimme: »Montenero, ich habe dein Leben gerettet, rette nun diese dort!« indem er nach dem Hause zeigte und so sank er zur Erde.

Der Hauptmann ließ schnell das Haus durch seine Reiter besetzen und da der Haufe gegen diese nichts zu unternehmen wagte, zogen sie schimpfend und fluchend von dannen. Er sprang vom Pferde und näherte sich Georgen. Müssen wir so uns wiedersehen! rief er schmerzlich aus. Georg zeigte nach dem Hause und sprach: »Dort ist mein Vater und Klara! bringe sie in Sicherheit.« Indem stürzten auch schon Vollrad und Klara aus dem Hause, und da sie Georgen so in seinem Blute schwimmen sahen, warfen sich Beide lautschreiend neben ihm nieder. Freudig lächelnd aber ergriff er Klarens Hand und sprach: »Beruhigt Euch! ich sterbe einen schönen Tod.«

Er verlor viel Blut; hier war keine Hülfe zu erwarten; der Hauptmann befahl daher, daß zwei von den Reitern ihn behutsam vor sich auf die Pferde nehmen sollten; ein gleiches geschah mit Theresen, die

mitten durch die Brust geschossen, ohne ein Zeichen des Lebens da lag. Langsam setzte sich der Trauerzug nach dem nächsten Dorfe in Bewegung und wie sie über das Feld so dahinzogen, erblickte Georg den wohlbekannten Trudenbaum auf dem Hügel, wo er vor wenig Monden, in die Heimath rückkehrend, getroffen. Er begehrte durchaus dorthin gebracht zu werden und stand nicht ab davon. Der Hauptmann ergab sich endlich seinem Verlangen, doch sandte er einige Reiter aus nach Hülfe, und Vollrad fügte das Versprechen einer großen Belohnung hinzu, wenn sie schleunig einen Wundarzt herbeischafften.

Auf dem Hügel verlangte Georg so gesetzt zu werden, daß er mit dem Rücken gegen die Eiche gelehnt, die Aussicht nach der Stadt hätte.

Da lagen nun die Thürme in Rauch und Flammen gehüllt vor ihm, ein verworrenes, schreckliches Getöse und Geschrei drang bis zu ihm herüber, und er lag blutend und sterbend unter dem Baume und alles war also erfüllt, wie er es damals auf derselben Stelle zwischen Traum und Wachen vor sich gesehen.

»Gebt Euch keine Mühe weiter!« sprach er zu Vollrad und dem Hauptmann, die versuchen wollten sein Blut zu stillen, und reichte lächelnd der neben ihm knieenden Klara die Hand. — »Es ist vorbei. Hier will ich sterben. Mein heißer Wunsch ist nie

gewährt: ich sterbe für dich und meinen Vater, und dieses strömende Blut wäscht mich rein von meiner Schuld. Jetzt, Vater, mag ich dich um deinen Segen bitten. Ich bin dein Sohn, ich bin Franziska's Sohn!« — Vollrad sprang empor und starrte ihn an. „Ja, er ist's!« schluchzte Klara. „Nicht mein Bruder, dein Sohn, Franziska's Sohn!« Da hob Vollrad Augen und Hände gen Himmel, Thränen brachen aus seinen Augen und er warf sich auf seine Kniee, faltete die Hände und betete lange mit gesenktem Haupte; darauf erhob er sich, faßte Georgs Hand und rief: »mein Sohn! mein Sohn! warum hast du mir das gethan! warum erst jetzt, erst jetzt!«

Indem rief die Magd, welche mit Thereſen beschäftigt war: „Sie lebt, sie schlägt die Augen auf!« und da alle sich nach ihr hin wandten, richtete sich Thereſe mühsam mit halbem Leibe empor, sah sich um und sprach mit leiser Stimme: »Wo bin ich?« und Georgen erblickend, loderte das erloschene Auge noch einmal in heißer Flamme auf und sie fuhr lächelnd fort: »Bei dir! bei dir! Wohlan, wir wollen mit einander gehn.« — Sie begehrte, daß man ein Papier aus ihrer Tasche nehmen und es Vollraden überreichen solle. Es enthielt Franziska's Ring und die Papiere, welche die Alte einst Georgen zugestellt hatte. Zugleich fiel ein Blatt Pergament mit heraus, und der Hauptmann er-

kannte mit Erstaunen unter einem doppelten Kreuz und der Losung: »Jesus Maria!« Tillys Siegel und Unterschrift.

Hierauf faßte Therese Georgs und Klarens Hände, die sie ihr entgegen reichten, in der ihrigen zusammen, sank erschöpft zurück und schloß die Augen, und wie ihre Hand immer kälter und kälter ward, wurde auch Georgs Angesicht immer bleicher, seine Züge immer starrer. »Bete für mich, Klara!« sprach er endlich leise — und sich zu Vollrad wendend: Vater, gieb mir deinen Segen!« und indem dieser ihm weinend die Hände auf das Haupt legte, brachen seine Augen und der Segen des Vaters geleitete seine Seele hinüber von der blutigen Erde in das Land des Friedens.

Der herbeieilende Feldarzt kam eben recht, um Vollrad und Klaren seine Hülfe angedeihen zu lassen. Der Hauptmann führte sie nach dem nächsten Dorfe und von dort weiter nach Halberstadt.

Georg und Therese liegen neben einander zu Fermersleben begraben.

Nur wenige Wochen überlebte Klara den schrecklichen Tag, und Gott erhörte Vollrads Gebet, und bereitete seinem nun ganz verwaiseten Herzen, bald die Ruhestatt an ihrer Seite.

Der schwarze See.

Ein Nachtstück.

1815.

Der Förster Willbrand saß mit den Seinen beim Abendbrot. Der Sturm schritt mächtig rauschend durch den Fichtenforst draußen; innen im Gemach aber ging es gar bang und still her.

Willbrand hatte den Kopf auf den Arm gestützt und schaute düster vor sich hin; Frau Gertrud hob von Zeit zu Zeit den thränenschweren Blick auf das bleiche und verstörte Gesicht ihres Mannes, und seufzte. Endlich wagte sie es, reichte ihm die Hand über den Tisch hin und sprach mit zitternder Stimme: »Wo warst du wieder so lange, Traugott?« — Willbrand schrak empor, wie aus einem bösen Traume und wandte sich ab von ihr. »Was soll das Fragen?« entgegnete er finster nach einer Weile: »Ich war in der Stadt.« »Und hast du deinen Handel abgeschlossen?« fuhr Gertrud fort. Er schlug ein gezwungenes Gelächter auf. »Handel! Ja wohl Handel! ein böser Handel. Bete nur fein fleißig, daß er nicht zum Abschluß kommt!« Er sprang auf. Die Andern erhoben sich gleichfalls. Elisabeth, die Tochter, wollte nach angewohnter Sitte das Gebet

sprechen, doch Willbrand rief: »Laß mir das Beten! Kann's alleweil nicht brauchen. Wer mit Menschen handelt, der wird betrogen; ich möcht' es einmal mit dem Teufel versuchen!« — Frau Gertrud schlich weinend nach der Kammer; Elisabeth aber faltete die Hände über die Brust und sah ihren Vater an, ernst und fest, daß er es nicht ertragen konnte, sondern sich umkehrte, und eine Büchse von der Wand langend, sich etwas damit zu schaffen machte, seine Verlegenheit zu verbergen.

Elisabeth winkte den beiden Jägerburschen, daß sie sich entfernten, dann ging sie nach der Kammer und bat Frau Gertruden, jetzt mit dem Vater zu sprechen, denn jetzo sey der rechte Augenblick, der wohl alsobald nicht wiederkehre.

— Gertrud näherte sich Willbranden, und legte sanft die Hand auf seine Schulter. Willbrand schien es nicht zu bemerken; er knackte mit dem Büchsenschloß. »Hast du denn gar keinen freundlichen Blick mehr für mich?« hub Gertrud endlich sanft und leise an. »Hab ich nicht neunzehn Jahre Freud' und Leid mit dir getragen: warum wendest du nun dein Herz von mir ab? Du bist auf keinem guten Wege, Traugott! Kehre um, weil es noch Zeit ist! Vertraue mir! Habe ich doch sonst wohl Rath gewußt; vielleicht kann ich dir auch jetzo helfen.«

»Hast du Geld?« fuhr Willbrand heraus, ohne sich umzusehen — »Geld! Geld! viel Geld! das kann mir nur helfen!«

»Ich kenne dich gar nicht mehr,« entgegnete Gertrud: »Nach vielem Gelde hat ja sonst nimmer dein Sinn gestanden. Aber seitdem der fremde Jäger hier war am Johannisabend, und von den verborgenen Schätzen sprach hier im Gebirge, seitdem bist du ganz verwandelt, und von Tage zu Tage wird es ärger mit dir. Nirgend Rast, nirgend Ruhe, als ob dich das böse Gewissen triebe! Es ist kein gutes Zeichen, Traugott, wenn's einem zu Hause nicht mehr gefällt.«

Willbrand hing die Büchse an den Nagel, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. »Immer ärger wird's!« hob er endlich an — »ja, du hast wohl Recht. Einen steilen Berg hinunter geht der Weg nach der Hölle; wer ein Mal seinen Fuß darauf gesetzt, der muß auch wider seinen Willen immer weiter! — vom Trunk zum Spiel, vom Spiel zum Betrug, vom Betrug zum Stehlen, vom Stehlen — nun, was bleibt dann noch? — zum Raub, zum Mord! es sind nur wenige Schritte — immer rascher geht's sturzab, — kein Baum, kein Strauch, woran ich mich halten könnte — hin! treib zu, Teufel! treib zu, daß es zum Ende kommt!«

Er warf sich in den Großvaterstuhl, an welchem er eben stand, und legte den Kopf auf die Armlehne desselben. Gertrud stand vor ihm, die Hände ringend; denn vor ihrer Seele lag eine furchtbare Ahnung, wie ein finsterer Abgrund, in den sie schaudernd hinabschaute.

Da ließ sich draußen im Walde drei Mal hinter einander ein gellender Jägerruf hören. Die Hunde auf dem Hofe schlugen an; der Hühnerhund, der unter dem Tische lag, erhob sich knurrend. Es wurde heftig an das Thor geklopft. »Wer kann das noch seyn so spät?« sprach Gertrud ängstlich und eilte nach dem Fenster. Das Thor ward aufgemacht; sie unterschied in der Dämmerung eine lange Mannsgestalt, die über den Hof auf das Haus zuschritt. »So helfe uns Gott!« schrie sie auf — »das ist der fremde Jäger! Schau, wie sich die Hunde vor ihm verkriechen. Der bringt uns wieder neues Unheil in das Haus!«

Willbrand hob den Kopf empor und sprach: »du thust ihm Unrecht, Gertrud! das ist ein wackrer Gesell, wenn auch nicht von gar zu freundlichem Aussehen. Hätt' ich auf ihn gehört: es wäre nicht so weit mit mir gekommen.« Er stand auf, dem Gast die Hausthür zu öffnen, hieß ihn freundlich willkommen, führte ihn ins Gemach, und befahl

seiner Frau, für des werthen Besuches Erquickung und Bequemlichkeit zu sorgen. Gertrud gehorchte mit schwerem Herzen.

Der Fremde warf, lange Zeit schweigend, forschende Blicke umher aus den dunklen Augen; schweigend ging Gertrud, den Gast bedienend, ab und zu; auch Willbrand schwieg, und schien mit sich selbst um einen wichtigen Entschluß zu ringen. Endlich begann jener: »Wo habt Ihr Euer Töchterlein, Frau Gertrud? Als ich das erste Mal bei Euch war, ward mir's nicht so gut, sie zu sehen, und fast bedünkt mich, als sollte ihr Anblick mir auch heute nicht vergönnt seyn. Dennoch aber, ich will's Euch nicht länger verhehlen, ist sie es eigentlich, die mich zu Euch geführt hat.«

Indem Gertrud ihn über diese Worte verwundert und fast erschrocken ansah, trat Elisabeth aus der Kammer. Der Fremde erhob sich, ihr entgegen zu gehen; doch wie betroffen über des Mädchens Anblick, unterbrach er seine Schritte und starrte sie schweigend an. Elisabeth senkte erröthend den Blick zur Erde in mädchenhafter Verwirrung; bald aber schlug sie die großen, blauen Augen wieder empor, und sah dem vor ihr Stehenden ernst und fragend in das finstere Antlitz. Ein leises Lächeln flog über dieses, wie Morgenroth über Gewitternacht; er trat

näher und sprach: »Vergebt mir, wenn ich über Euerm Anschaun meinen Gruß vergessen habe. Ich hoffe es wieder gut zu machen, indem ich Euch nun mit meinem zugleich noch einen werthern von einem alten Freunde bringe. Er geht Euch gleichfalls an« — er wandte sich gegen Willbrand und seine Frau — »denn er ist vom Hauptmann Leuthold, des Oberförsters Leuthold Sohne.«

Elisabeth trat mit freudig leuchtenden Blicken näher. Willbrand rief wie aus dem Traum erwachend: »Von Leuthold! von meinem wackern Jäger! So seyd mir doppelt willkommen! Fast hielten wir ihn schon für todt.«

»Sagtet Ihr nicht vom Hauptmann Leuthold?« fragte Gertrud, und faltete die Hände.

»Ja, so sagte ich,« entgegnete der Fremde — »denn er ist's.«

»O, so erzählt mir doch, wie er zu solchen Ehren gekommen,« fuhr Gertrud fort. »Mir ist's, als sprächt ihr von meinem Sohne. Und wahrlich, fast darf ich ihn mit Recht so nennen; denn nach seiner Mutter Tode war er ja mehr und lieber bei uns als bei seinem Vater heimisch, bis ihn der ewige Unfriede mit diesem endlich von dannen trieb: es sind jetzt gerade vier Jahre.«

Jener erzählte nun mit kurzen Worten verschie-

denes aus Leutholds Leben, wie er damals Dienste genommen bei den Schweden, die in Pohlen standen; wie das Glück ihm gar besonders wohlgewollt, daß sein Oberst ihn liebgewonnen, und König Karl ihn endlich selbst in der Schlacht bei Cliffow *) bemerkt und ausgezeichnet, wie er ihm, dem Erzähler, einen hochwichtigen Dienst erzeigt, und dieser der Grund ihrer Bekanntschaft geworden, wie er dann in allen ihren Gesprächen stets mit großer Liebe seiner Heimath gedacht und sich gesehnt, noch einmal dahin zurückzukehren, und wie er endlich bei der Reise in diese Gegend ihm das Wort abgenommen, die alten Freunde heimzusuchen, und seiner theuren Jugendgespielin Elisabeth ein Zeichen seines noch immer freudig und sehnsüchtig fortlebenden Andenkens zu bringen.

Hierbei überreichte er der Hocherröthenden einen schönen Ring, und bat, ihn selbst an ihren Finger stecken zu dürfen. Elisabeth sah ihre Mutter an; Frau Gertrud nickte freundlich bejahend. Der Fremde ergriff des Mädchens Hand mit großer Hast. Da sie ihm darüber ins Gesicht schaute, ward ihr fast unheimlich zu Muthe, denn ein gar seltsam triumphirendes Lächeln zuckte um seinen Mund, und aus

*) 1702.

den sterbenden Augen schoß es wie zwei dunkle Flammen. Der Ring brannte ihr am Finger, als wär' er glühend; sie hätte ihn gern wieder abgezogen, allein sie wagte es nicht.

Willbrand sowohl als seine Frau bemerkten nichts von ihrer Unruhe, denn das Herz war ihnen aufgegangen bei der Erinnerung an ihren Liebling, und des Hin- und Herfragens und Erzählens war kein Ende. Der Förster hieß die letzte, lange aufgesparte Flasche Wein aus dem Keller bringen; doch der Gast gab es nicht zu, sondern holte selbst aus seinem Waidsack eine große Korbflasche voll feurigen Ungarweins herbei, schenkte die Gläser voll und munterte zum Trinken auf. Willbrand that fleißig Bescheid. Der edle Rebensaft schien leicht hinwegspülend jede Sorge von seinem Herzen, jedes schwere Bewußtseyn von seiner Seele zu heben; er ward mit jedem Glase munterer, und fing an, allerlei Schwänke und lustige Jägerstücklein auf die Bahn zu bringen.

Der Fremde lenkte das Gespräch bald auf das Gebirge, an dessen Fuße Willbrands Wohnung stand, auf dessen wunderbare Beschaffenheit, und die Sagen, welche davon auch beim Volke umgingen. Hier wußte nun Willbrand gleichfalls vielerlei zu erzählen; der Andere hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Doch plötzlich stockte Jener in seiner Rede,

stierte starr vor sich hin, und ein finstrer Schatten zog über seine, von Wein und Gespräch freudig berötten Züge.

»Was ist Euch?« rief der Gast: »Habt Ihr Furcht vor Euren eigenen Worten? Sprecht weiter. Ich habe große Lust an solchen Dingen. Je grauser, desto besser!«

Er schenkte ihm bei diesen Worten das Glas wieder voll; Willbrand ergriff es hastig und leerte es auf einen Zug. »Nun ja,« rief er — »Ihr habt wohl Recht, ich bin ein Narr und fürchtete mich vor meinen eigenen Worten. Es sind freilich nur Worte, es ist ein Gespräch beim Glase Wein, es ist hier im Zimmer, hier innen, daß wir sprechen. Draußen aber bei nächtlicher Weile, wenn Käuzlein, Wald und Bergstrom ihre heisern Stimmen mit drein geben, oder etwa gar am See dort drüben im Gebirge, wenn die dunklen Wellen so schaurig an das Ufer klatschen, und die Felsen ringsum jedes leise Wort vielfach zurück sprechen, als wollten sie es der Wasserfei berichten, die drunten haus't in dem tiefen, schwarzen Wasserschlunde; da möcht' ich Euch freilich solch Gespräch nicht rathen, lieber Herr — glaubt mir, ich kann's Euch sagen — es ist etwas Entsetzliches um solche Reden, und leicht webt Ihr aus

Euren eignen Worten Euch ein Netz um's Haupt, das Euch hinunterreißt zur Hölle!«

»Eben recht, daß Ihr des Bergsee's gedenkt!« rief der Andre: »Da laß ich Euch nicht los; denn dahin steht mein Sinn vor allem.«

Willbrand aber schien nicht auf ihn zu hören, hatte die Arme auf den Tisch gestützt, und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Da nahm Frau Gertrud das Wort und erzählte dem Gast, wie nicht gar weit von hier, doch tief im Gebirge, ein See gelegen sey, beinah' ringsum von mächtig hohen, schroffen Felsen umgeben, dem Anschein nach von ganz schwarzer Farbe, obwohl das Wasser hell und klar, und habe dessen Tiefe auch kein Mensch zu ergründen vermocht. Von diesem See nun gehe die Rede, daß darin eine Hexe oder Wasserfei ihr Wesen treibe, und, die Schätze hütend, die in dem Grunde liegen, wohl Manchen schon an sich gelockt, der dann verschwunden sey auf immer. Sie wolle die Wahrheit oder Unwahrheit davon anheimgestellt seyn lassen; doch sey so viel gewiß, daß oft bei stillem Wetter der See anfange zu brausen und zu wogen, man wisse nicht, woher noch warum, oft bei heiterem Himmel aus seinem Spiegel plötzlich dichte Wolken emporstiegen, aus welchen dann ein gräßliches Ungewitter mit Donner,

Blitzen, Sturm und Hagel über die umliegenden Thäler losbreche, und möge solches Naturspiel vielleicht überhaupt den Grund zu jenem Mährlein gegeben haben.

»Ja, ja, erklärt nur immer alles fein natürlich!« sprach Willbrand mit dumpfer Stimme. »Das hast du von dem Pfaffen drüben gehört. Erklärt nur immer zu, und nennt Lügen und Mährlein, was ihr nicht begreifen könnt! Hättet ihr, wie ich, um Mitternacht am See gestanden; hättet ihr's gemacht wie ich, drei Steinlein und drei Worte in das Wasser hinabzuschicken, und hättet gesehen, wie es anfing zu kochen und zu brausen, und die wundersamen Nebelbilder daraus empor ringelten, und wie die Wasserfei — hu! mich friert, gebt mir noch ein Glas von Eurem Weine! Ich sag' Euch, Herr, es ist kein Mährlein, ich habe das Wasserbild sehen sitzen mitten auf dem See, ich habe ihre Stimme gehört durch Sturm und Donner — noch gestern erst, gestern Nacht, Herr! — Wenn Euer Wein nicht mächtig wäre in mir, ich müßt' erstarren vor Grausen noch jetzt, da ich's Euch erzähle.«

Er stürzte sein Glas aus und rückte vertraulich dem Fremden näher, der frisch einschenkte. Gertrud sah ängstlich auf ihren Mann, und dann ihre Tochter

an. Elisabeth horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Schaut nun,« begann Willbrand von neuem — »es soll vor Alters ein Herzog oder Fürst dieser Gegend gewesen seyn, dem sich die Wasserfei zu Liebe ergeben, und der mit ihr solchergestalt vertrauten Umgang gepflogen viele Jahre. Als er endlich schon greis und alt zu werden anfing, trug es sich zu, daß seine eignen Söhne, denen nach der Herrschaft gelüstete, ihn mit Krieg überzogen, sein Heer schlugen in großer Feldschlacht, und, da er mit genauer Noth auf flücht'gem Roß entronnen, einen Preis setzten auf des Vaters Leben und ihn belagerten in seiner Burg. — Da nun der alte Fürst wohl merkte, daß auch die Wenigen, die noch bei ihm ausharrten, bald abfallen würden von ihm und ihn verrathen, belud er seine Diener und Sklaven in einer Nacht mit allen seinen Schätzen, vorgebend, daß er einen Vertrag geschlossen mit seinem jüngsten Sohne, und zog mit ihnen durch einen unterirdischen Gang, der sich in's Gebirge öffnete, in aller Stille aus der Burg, gerade nach dem schwarzen See. Und als die Diener alle auf sein Geheiß hinabgestiegen waren in das Felsenthal, fing das Wasser an sich zu erheben mit Macht, und trat wüthend über seine Ufer und verschlang die Diener

allesammt, mit all' den Schätzen, die sie trugen. Der alte Fürst aber, da er solchergestalt seine Güter geborgen sah, sagte er dem Leben Valet, und stürzte sich von der Klippe, auf der er stand, gleichfalls hinab in den See, der Liebsten in die Arme, die ihm eine Ruhestatt bereitete in der dunkeln Tiefe. Da sitzt sie nun seit mehr als tausend Jahren, und hütet das Grab des Geliebten und seine Schätze. Wenn aber einer kommt, der sich los und ledig gemacht hat von allem, was sein Herz und seine Hand bindet auf Erden und sich ihrem Dienste ganz ergiebt, und zum Zeichen dessen einen goldnen Fingerreif, den ihm der Priester vor'm Altare an die Hand gesteckt, um Mitternacht hinabwirft in den See, so wird sie demselben hinwiederum zu Willen seyn, in Allem, was er begehrt und ihm freie Macht geben, zu schalten über alle ihre Schätze.«

Der Fremde, welcher der Erzählung Willbrands mit der größten Spannung und merklicher Unruhe zugehört hatte, sprang jetzt auf, seine Augen flammten; »Um Mitternacht?« rief er: Wie weit ist es von hier nach dem See?"

»Zwei Stunden etwa,« entgegnete Willbrand — »wenn Ihr gut zu Fuße seyd.«

»Nun wohl," fuhr Jener fort — »so bitt' ich

Euch, beschreibt mir ein wenig den Weg, den ich von hier zu nehmen habe.«

Willbrand starrte bestürzt und erschrocken zu ihm hinauf. Gertrud schlug die Hände zusammen und rief: »Wie? Ihr wollt doch nicht? — Ihr wollt doch jetzo nicht, — zu dieser Stunde?«

»Wohl will ich es,« sprach der Fremde — »und jetzt zu dieser Stunde. Jetzt bin ich gerade wohl gelaunt zu solchem Abenteuer. Beschreibt mir schnell den Weg! Ich muß die Wasserjungfer kennen lernen.«

Willbrand sprang gleichfalls empor und rief, indem er den Fremden beim Arm erfaßte: »Ich rath' Euch Gutes, Herr! Laßt ab davon! Ihr werdet und sollt es nimmermehr vollbringen. Die Schätze dort drüben warten nicht auf Euch.«

Der Fremde sah ihn an, und lachte voll Ingrimm. „Gebt Euch nur keine Mühe!“ sprach er: »mein Wille ist in gute Schmiede gemacht. Ich will und muß hinüber und noch heut. Mögt Ihr mir den Weg nicht zeigen, nun so find' ich ihn wohl allein. Gehabt Euch wohl!“

— Er griff bei diesen Worten nach seiner Jagdtasche und seinem Gewehr, und wandte sich zum Abschied. Willbrand aber sprang nach der Thür, sich ihm in

den Weg stellend; sein Gesicht glühte von Wein und Zorn, seine Augen rollten fürchterlich, seine Lippen bebten. »Halt!« schrie er ihm zu: »nicht von der Stelle! Ich lasse Euch nicht.« — Der Andere blieb ruhig vor ihm stehen, und schaute ihn eine Weile an. »Du Thor!« begann er endlich: »was begehrst du denn? Du kannst den Schuß ja doch nicht heben. Dir sind ja Herz und Hand gebunden; du hast Weib und Kind!“

Willbrand schlug die Augen zur Erde und sprach dumpf: „das ist nicht deine Sorge. Kein Knoten ist zu fest, er kann gelöst oder — zerschnitten werden. Wer mag das wissen! Weiß doch kein Morgen, was der Abend im Schilde führt. Die Wasserfee ist meine Braut, und ich duld' es nicht, daß du ihrer begehrst!“

Da ergriff ihn der Fremde plötzlich mit gewaltigem Arm, schleuderte ihn weit hinweg von der Thüre, und schritt gelassen hinaus. Willbrand stand einen Augenblick ohne Regung, dann stürzte er wüthend nach der Wand, wo das Jagdzeug hing, riß eine Büchse herab und wollte jenem folgen. Doch laut schreiend warfen Gertrud und Elisabeth sich ihm in den Weg, und hielten ihn mit Gewalt zurück. »Laßt mich los!« schrie er — »ich muß ihm nach! Es geht um sein und mein Leben.« Man vernahm draußen

die Stimme des Fremden, der dem Jägersburschen befahl, das Thor zu öffnen. »Laßt mich los!« schrie Willbrand noch ein Mal, aber es geht zuerst an euer Leben! Ihr seid es ja ohnedieß, die zwischen mir und meinem Glücke stehen. Ihr müßt doch fort!« — Da ließ Gertrud ihre Arme sinken, wandte sich ab und verhüllte ihr Gesicht; Elisabeth aber warf sich vor ihrem Vater nieder, und umstrickte weinend seine Kniee nur noch fester.

»Willbrand! Willbrand!« rief Gertrud im höchsten Schmerz: »So weit ist es mit dir gekommen! Hab' ich das um dich verdient?«

Sein Blick senkte sich nieder auf das in Thränen schwimmende Gesicht seiner Tochter, die flehend zu ihm emporschaute. Er machte sich sanft von ihr los, hob sie empor und setzte sie auf einen Stuhl, der in der Nähe stand. Keines sprach ein Wort. Es war eine bange Stille. Endlich begann Willbrand leise, wie zu sich selbst sprechend: »Wo denn? wo denn? So zeig' mir doch, wohin? Wo ist denn ein Ausweg?« Und nach einer Weile sich zu seiner Frau wendend: »Schafft Geld!« fuhr er fort — »schafft Geld! Sonst sind wir allesammt verloren!«

Die Förderin ging schnell nach einem Wandschrank,

holte daraus ein saubres Kästchen hervor, stellte es auf den Tisch und schloß es auf. »Das war für die höchste Noth aufgespart;« sprach sie weinend — »ich dacht' es nie zu brauchen; nimm und verkauf! »Ich will nicht weiter fragen.«

Willbrand warf einen trüben Blick auf den silbernen Becher und die gehenkelten goldenen und silbernen Schaustücke, die in dem Kästchen lagen. Elisabeth zog ihren Ring vom Finger und legte ihn schweigend oben drauf. »Ach, wenn das nur helfen könnte!« seufzte Willbrand. »Doch — rief er plötzlich aus und sprang empor — »wenn ich noch ein Mal — nur ein Mal noch — wer weiß — das Glück hat Launen. Ja, noch einmal will ich es versuchen. Zum letzten Mal! Betet nur fleißig! Ich komme bald wieder.«

Er raffte mit diesen Worten alles zusammen und steckte es zu sich; den Ring aber, welchen Elisabeth dazu gelegt hatte, schob er zurück. »Wo willst du hin, Willbrand?« rief Gertrud. »Nach der Stadt!« entgegnete er. »Es ist der letzte Gang, den ich mit dem Glück mache. Betet, betet für mich und für Euch! Ich komme bald wieder.«

Er ging mit schnellen Schritten zur Thür hinaus. Die Zurückbleibenden sahen ihm schweigend nach; dann sank Gertrud auf die Knie und hob in inbrün-

stigem Gebet Augen und Hände zum Himmel auf; Elisabeth kniete gleichfalls nieder und betete. Und als sie geendet, legte die Tochter schweigend das Haupt an ihrer Mutter Brust, und beide weinten mit einander.

2.

Der Himmel erglühte in Westen; die Berge warfen lange Schatten vor sich hin. Elisabeth saß einsam auf einem waldigen Hügel seitwärts von der Försterei, und schaute hinaus in das weite Thal am Fuß des Gebirges, welches der Abend mit seinen reinsten Lichtern schmückte.

Wildbrand war seit mehrern Tagen abwesend und hatte nichts von sich hören lassen. Ihr Herz war voll Sorge und trüber Ahnung.

Die Bergschatten streckten sich immer länger; immer röther erglühten die Gipfel. Aus den nächsten Dörfern schwebte der friedliche Schall der Abendglocke zu ihr herauf; und wie der laue Wind aus Westen, der leise flüsternd an ihr vorüber strich, zog eine stille Wehmuth durch ihre Brust; in das bange Gefühl der Gegenwart mischte sich die Erinne-

sung heiterer Vergangenheit; im frischen Morgenglanze lag ihre Kindheit vor ihr; ihr früh gestorbener, geliebter Bruder, und Leutholb, ihr Gespiele, winkten ihr liebreich zu, und da sie an diesen dachte, stellte sich, sie selbst überraschend, das Bild des fremden Jägers dazu, der ihr den Ring gebracht. Aber sie standen alle in weiter, weiter Ferne, sie konnte die freundlich dargebotenen Hände nicht fassen, und indem ihr Blick sich schmerzlich auf ihr jetziges Leben zurückwendete, kam sie sich unbeschreiblich einsam und verlassen vor.

Jenseit der Schlucht, in welcher die Försterwohnung lag, fiel ihr eben auf dem hohen Gebirge eine Stelle ins Auge, die sich durch zwei, hoch von Steinen aufgethürmte Hügel, weithin auszeichnete. Hier sollte, nach der Sage, eine Mutter mit ihrer Tochter gestorben seyn, die beide, durch ein Ungewitter im Gebirge von einander getrennt, nach dreitägigem Umherirren sich endlich auf dieser Stelle wiederfanden, im Augenblick ihres Zusammentreffens aber vom Tode überrascht wurden. Die Hinterbliebenen häuften die Gedächtnißhügel von den umherliegenden Steinen auf, und noch jetzt ging Niemand dort vorüber, ohne einen Stein dazu zu legen.

Ein Lied auf diese Begebenheit, welches Elisabeth in früheren Tagen oft gesungen, regte seine wehmüthigen Klänge in ihrem Innern auf; sie erschien sich selbst, wie das verlassene Mädchen, und leise hob sie an zu singen:

Mutter hat ihr Kind gelassen
In den Bergen, weit vom Haus.
Will der Tag doch schon erblassen,
Und der Sturmwind macht sich aus!
Mutter, wer wird bei ihm seyn,
Bricht die wilde Nacht herein?

Horch, wie heult es in den Lüften!
Sieh, zum Strom wird jeder Bach!
Bergesstimm' aus Wald und Klüften
Wird mit tausend Schrecken wach.
Mutter, Mutter, saust der Wind,
Hörst du nicht dein armes Kind?

Ach, voll Angst und bittrer Schmerzen
Sucht's die Mutter überall,
Sucht und irrt, den Tod im Herzen,
Irrt wohl über Berg und Thal,
Wohl drei Tage hin und her,
Ach, und findet's nimmermehr!

Doch als sich der dritte neiget,
Mutter, schau, an Berges Höh',
Schau, was hoch sich dorten zeiget,
Weiß, wie frisch gefallner Schnee!
Mutter, dort im Abendschein
Leuchtend steht dein Töchterlein!

Wiederfinden, Himmelsfreude!
Trennung, allzubittre Pein!
Vater, Vater, laß uns Beide
Nimmermehr getrennet seyn!
Und Gott hört sie: sonder Schmerz
Bricht die Freude Beider Herz.

Pilger, schau, im Abendstrahle,
Leuchtend wie der frische Schnee,
Ragen hoch die Todes-Male
An des dunkeln Berges Höh'.
Führt vorüber dich dein Lauf,
Leg' auch einen Stein darauf.

Sie konnte das Lied nicht ohne Thränen endigen; in schmerzlicher Sehnsucht breitete sie ihre Arme aus in die Luft, und gern hätte sie auch in diesem Augenblick ihre geliebte Mutter umfassen und mit ihr sterben mögen.

Da rauschte es in den Gebüschen, und als sie sich wandte, sah sie die hohe Gestalt des fremden Jägers vor sich stehen. Erschrocken sprang sie auf. «Elisabeth!« sprach der Fremde sanft und trat ihr näher: Sie wollte fliehen. »Elisabeth!« sprach er noch einmal und noch sanfter. Sie sah ihn an. Es waren nicht mehr die finstern, strengen Züge, die sie gestern mit heimlicher Scheu vor ihm erfüllt hatten; die dunkeln Augen blickten so mild; sein ganzes Antlitz war nur eine still bescheidne Bitte. Sie stand und fühlte ihr Herz in heftiger Bewegung schlagen.

»Warum wollt Ihr mich fliehen?« begann er. »Schon seit zwei Tagen treibt mich die Hoffnung, Euch zu sehen, ohne Rast um Eure Wohnung her. Ihr habt mich an Euch gebannt, Elisabeth, und mögt nun zusehen, wie Ihr meiner wieder ledig werdet.«

Elisabeth schlug erröthend die Augen nieder und sprach mit leiser Stimme: »Wißt Ihr nichts von meinem Vater?« Der Fremde schüttelte verneinend den Kopf. — »War't Ihr am schwarzen See?« fuhr sie fort. — Er sah sie lange schweigend an, dann faßte er ihre Hand und rief: »Könnt Ihr mir vergeben, daß ich ein Thor war? Wer, der Euch gesehen hat, darf sich vermessen, daß er freien

Herzens sey? — Ja, ich war am schwarzen See, noch in derselben Nacht, da ich bei Euch gewesen; ich hatte schon drei Steine hinabgeworfen und die Wasserfei gerufen; das Wasser fing an zu brausen und zu kochen, und schon hatte ich diesen Fingerreif in der Hand, um ihn hinabzuwerfen und mich ihr zum ewigen Dienst zu weihen: da in dem Augenblick zerriß die Binde des Wahnsinns um meine Stirn; es war, als ob eine unsichtbare Hand mich bei den Haaren zurückzöge von dem steilen Ufer, und als ich in die Höhe schaute, sah ich Euer Bild mitten in den grauen Nebeln, die aus dem See stiegen; ja, Ihr war't es leibhaftig und schwebtet über dem hölliſchen Spuk, wie mein schützender Engel. — Und da fühlte ich es klar und deutlich, wie mein Herz ja schon seit dem Augenblick, da ich Euch gesehen, nicht mehr frei gewesen, und fühlte es mit Entzücken und mit Schmerz, wie die Liebe, die so lange schon heimlich darin gewohnt, jetzo siegend und triumphirend ihren Einzug hielt, und alles Irdische und Unheilige hinaustrieb aus ihrer Wohnung. So ließ ich mich denn auch nicht irren durch alle Gaukelei um mich her, und hörte nicht, was die heisern Stimmen aus den Klüften und Felsenrissen flüsterten und krächzten, sondern rief: »Weiche von mir, du Macht der Hölle! Nicht dir

hab' ich mich ergeben, sondern dem Himmel; du hast fürder keinen Theil an mir!« — Und so eilte ich rasch, ohne mich weiter umzusehen, den Berg hinab. Ein gräuliches Ungewitter tobte hinter mir her; links und rechts krachten die Fichtenstämme neben mir nieder; zornig aus ihren Ufern tretend, warfen sich die Gebirgswasser in meinen Weg; aber die Gedanken an Euch gaben mir übermenschliche Kräfte, denn Gottes Hand war sichtlich über mir; so kam ich durch.«

Während er so sprach, stand Elisabeth in großer Bangigkeit und Verwirrung; sie wagte es weder ihn anzusehen, noch ihre Hand aus seiner zu ziehen, und als er jetzt schwieg, war sie keines Wortes mächtig.

»Ja, Gottes Hand war über mir;« fuhr er fort, — »er wollte sein Werk nicht unvollendet lassen. Ihn erbarmte meines irren Lebens und der Gefahr meiner Seele — denn ach! Elisabeth, ich stand an einem Abgrunde, der fürchterlicher ist, als jener schwarze See — und siehe! er sandte mir in der Liebe zu Euch sichtbar seinen rettenden Engel.« —

»Stoßt diese Liebe nicht von Euch! Alle meine Hoffnung diesseits und jenseits hängt an Eurem Worte. — Schon bei meinem ersten Besuche bei Eurem Vater sah ich Euch, ohne daß Ihr mich

sah't; die Reinheit Eurer Seele, die Hoheit Eures Geistes entging mir nicht — denn wie in einem aufgeschlagenen Buche lieset mein Blick in der Menschen Brust — und sie trafen mich wunderbar. Wie ein Blitz durchzuckte mich die Ahnung, daß mein bisheriger Weg nicht der rechte sey; daß ich nur mit Euch verbunden das Höchste erringen könne, was das Leben bietet. Noch einmal zwar, in jener Nacht bei Eurem Vater, siegte das Böse über mich, allein zum letzten Male. Hier auf dieser Stelle entsage ich von nun an dem finstern Treiben, das mein Gemüth bis jetzt erfüllte, und weihe mich dem Himmel und dir!«

Seine Stimme war laut und stark geworden bei den letzten Worten.

Elisabeth hob den Blick auf ihn, doch vor dem Strahl der Liebe, der siegend und gewaltig aus seinen Augen brach, senkte sie ihn schnell wieder, und indem sie bebend ihre Hand der seinigen entzog, fiel er auf den Ring, den sie am Finger trug. Da stand plötzlich das Bild Leuthold's, des trauten Jugendgespielen, vor ihr, streckte die Hände flehend nach ihr aus und schaute sie aus den blauen Augen so wehmüthig an. Schnell hielt sie die Hand mit dem Ringe dem Fremden entgegen und rief: »Seyd Ihr Leuthold's Freund?

Er verstummte einen Augenblick; sein Gesicht verdüsterte sich. »Wohl, ich merke,« sprach er endlich mit Bitterkeit, — »was Ihr mit dieser Frage wollt. Ja, ich bin sein Freund! er hat sein Leben für mich gewagt, und ich bin jeden Augenblick bereit, es wieder für ihn auf's Spiel zu setzen, doch Euch entsagen, das werde ich nie! Nur Euer Wort entscheidet mein Loos, meines Lebens Glück, meiner Seele Heil. Er liebt Euch; wohl! ich auch. Kein früheres Versprechen bindet Euch an ihn; ich weiß es; Ihr seyd frei. Selbst dieser Ring spricht nicht für ihn, er spricht für mich, Elisabeth; denn mein Ring ist es, den Ihr tragt.

»Nicht von Leuthold?« stammelte Elisabeth.

»Nein, nicht von ihm!« rief er mit starker Stimme, — »das war nur ein Vorwand, Elisabeth, den du meiner Liebe vergeben magst. Von mir hast du den Ring! Mit ihm hab' ich dich zu meiner Braut geweiht, du Herrlichste deines Geschlechts, und mir gehörst du an. Drei Tage und drei Nächte hast du ihn getragen; die geheime Kraft der Zeichen, die du auf ihm eingegraben siehst, hat still ihr unsichtbares Netz um dich gewoben; du kannst nicht mehr entfliehen. Du bist mein! du mußt mein seyn! und Fluch und Verderben Jedem, der mir dich entreißen wollte!«

Elisabeth sah zitternd zu ihm empor; seine Wangen, vom letzten Abendstrahl noch höher geröthet, brannten in dunkler Glut, seine Augen standen wildlodernd darüber, wie zwei Unglück verkündende Sterne. Sie erbebte im Innersten ihres Wesens; und da er in diesem Augenblick auf sie zuschreitend, sie mit seinem Arm umschlingen wollte, entriß sie sich ihm mit Macht, und eilte in rascher Flucht den Berg hinab. — Sie hörte seine flehende Stimme hinter sich, sie vernahm seine Fußtritte, die ihr folgten; doch des Weges besser kundig und begünstigt von der einfallenden Dämmerung, gewann sie den Vorsprung, und erreichte das Haus, wo sie bleich und atheimlos zu den Füßen ihrer Mutter sank.

3.

Es war am Abend des folgenden Tages spät, da saßen Mutter und Tochter noch bei einander im stillen Gemach und harrten, wiederum vergeblich wie es schien, auf Willbrands Rückkehr. Das Gespräch, welches die ängstliche Erwartung, die ihnen die Brust zusammenpreßte, schon längst nicht

recht hatte aufkommen lassen, war jetzt gänzlich verstummt; man hörte die Kerze knistern, die auf dem Tisch stand; der Perpendikel der Wanduhr rechnete ihnen mit seiner heisern Stimme leise und bedächtig die Augenblicke vor, die nicht mehr wiederkamen.

»Wieder nicht!« seufzte endlich Frau Gertrud, als die Uhr elf schlug. »Und auch Georg kehrt nicht zurück und bringt eine Nachricht!«

Elisabeth erschrack vor der Stimme ihrer Mutter. Sie fuhr empor, schlug das Buch zu, welches vor ihr lag, und schaute mit verstörten Blicken umher. Seit dem gestrigen Gespräch mit dem Fremden, war aller Friede von ihr gewichen; sie fühlte sich in ihrem Innern höchst verworren und zerrissen; nicht ohne Scheu und heimliches Grauen konnte sie des Fremden gedenken, und dennoch wollte sein Bild nicht aus ihrer Seele. Noch immer stand im rothen Abendscheine die hohe Gestalt vor ihr, als fühlte sie noch die dunkle Glut seiner Augen in ihrem Herzen brennen; noch immer hörte sie seine Stimme, die ihr so flehend nachrief, und zu gleicher Zeit sah sie Leutholb's Bild in der Ferne, das bittend seine Arme nach ihr ausstreckte. Mit Gewalt wollte sie sich abwenden von Jenem, aber es gelang ihr nicht. Vergebens flüchtete sie zu ihrem Gebethuche, in dem

sie so oft Trost gefunden; dies Mal vermochte sie die wildschweifenden Gedanken nicht zu sammeln, keine wahre Andacht erquickte ihr Gemüth, keine Ruhe kam in ihre Brust, und, mit Entsetzen mußte sie sich des unsichtbaren Netzes erinnern, dessen der Fremde gedacht, von des Ringes geheimen Kräften um sie her gewoben, aus welchem kein Entrinnen sey.

„Er kommt wieder nicht, Elisabeth!“ wiederholte Gertrud, als die Uhr von neuem eine verflossene Viertelstunde anzeigte.

»Ach!« rief Elisabeth hastig, — «wär' er doch nie gekommen!«

Gertrud sah sie verwundert an, und schüttelte den Kopf: „Von wem sprichst du, mein Kind? Noch immer sind deine Gedanken bei ihm? Ich meinte deinen Vater.«

Elisabeth schlug die Augen nieder. »Nun ja,« hob sie nach einer Weile an, — »wer weiß — mir graut vor seiner Rückkehr nicht minder. Es drückt mich eine böse Ahnung. Möge Gott sich erbarmen, daß sie uns nicht ausgeht!«

Beide schwiegen wieder. Eine Eule hatte sich unterdessen vor dem Fenster auf die Gartenmauer gesetzt und krächzte eine gar traurige Weise. Gertrud sah ihre Tochter an; diese aber schien nichts zu

hören. Sie hatte die Augen starr auf einen Fleck gerichtet, ihre Lippen bewegten sich, als ob sie mit sich selber spräche, auf ihren Wangen wechselte Glut und Blässe, so daß Gertrud endlich aufstand, und, sie besorgt bei der Hand fassend, sich neben sie setzte. Sie bemerkte es nicht.

Nach einer Weile fing sie leise und hastig an zu sprechen: „Das Wasser kommt — es kommt immer näher! Siehst du die Wasserwand? Sie wälzt sich in die Schlucht herunter. Nimm das blanke Schwert weg! Wirf es hinaus ins Wasser! Mir graut davor. Das gilt dir, Mutter! — Weh! da stürzt die Wasserwand herein — alles im See, rettet Euch!«

Sie sprang in die Höh' und wollte ihre Mutter mit sich fortziehen. „Elisabeth! mein Kind!“ rief diese ängstlich, — »was hast du vor? besinne dich! du bist bei mir, du bist bei deiner Mutter!« Da wandte sie sich, sah ihre Mutter an und legte die Hand an die Stirn: „Wo bin ich denn?“ sprach sie verwundert: „Ich habe wohl geschlafen, und mir hat geträumt? Das war ein seltsamer Traum, Mutter; das waren wunderliche Bilder. Fühle, wie mir das Herz klopft!«

Indem trat Heinrich, der Jägerbursche, herein.

Er besahe die Schlüssel des äußern Hofthores. „Es muß heut' hob er an, — „wieder einmal etwas gar besonderes los seyn im Gebirge. Ich habe dem Wesen wohl schon eine Stunde zugehört. Das ist ein Saufen und Heulen und Krachen da oben, daß einem ganz unheimlich wird draußen in der pechfinstern Nacht. Dabei ist es so still, so bang' hier unten, kein Lüftchen regt sich; und doch rauscht es dann und wann heftig durch die Blätter, recht als ob die alten Bäume selber sich schüttelten vor heimlichem Grauen."

Gertrud faltete ängstlich die Hände und sprach: „Das bedeutet sicherlich wieder ein schweres Ungewitter. Wenn es ihn nur nicht unterwegs trifft!"

Sie hatte kaum ausgesprochen, als ein starkes Pochen an der äußern Thür sich vernehmen ließ. „Das ist er!" rief sie: „Ich kenne es am Klopfen."

Heinrich eilte hinaus. Gertrud wankte nach dem Fenster. Sie vernahm ihres Mannes Stimme, der mit dem Burschen sprach. Der letztere kehrte nach dem Hause zurück, warf Büchse und Jagdtasche über, und verließ dann eilig den Hof. Willbrand verschloß und verriegelte die Thür hinter ihm.

Gertrud zitterte so heftig, daß sie sich setzen

mußte. Elisabeth stellte sich neben sie und faßte ihre Hand. Die Thüre flog weit auf; Willbrand trat auf die Schwelle; Haar und Kleider in wilder Unordnung, alle seine Züge verzerrt und entstellt; aus zwei Schrammen an Stirn und Backe floß das Blut, ohne daß er es zu merken schien, über sein Gesicht herab, und vollendete das Gräßliche seiner Erscheinung. Gertrud bedeckte laut jammernd ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Nun, Weib!“ begann Willbrand mit dumpfer, heiserer Stimme, doch ohne die Augen zu erheben, — „was erschrickst du? was heulst du, Weib? Ich kann das Jammern und Heulen nicht leiden. Schweig still! 's könnt's einer hören; das gäb' Verdacht.“ Er trat in die Stube und warf die Thüre zu. Seine Schritte waren unsicher und schwankend. Er lehnte sein Gewehr in die Ecke; den Hirschfänger behielt er an der Seite.

„Ich kann's nicht leiden!“ hob er von neuem an, auf- und abschreitend. „Ich will ihm ein Ende machen. Ich kann die trübseligen Gesichter nicht leiden. Fort, fort damit! Lustig muß es hergehen. Beim Teufel, lustig will ich seyn! Ich will's. Wer hat etwas dawider? Wer? — Ich hab' es neun-

zehn Jahre ertragen, nun ist's aus. Ich will dir zu Gefallen nicht am Galgen sterben.« Er warf sich in den Lehnstuhl und stützte die Stirn in die Hand.

Nach einer Weile fuhr er voll Ingrimm fort: »Ja, wär' der Amtmannssohn dein Mann geworden, was gilt's, der hätte freundlichere Gesichter gesehen! Den liebte sie; mich nahm sie nur, weil's der Vater wollte; vielleicht wohl aus Barmherzigkeit. Sie hat ihn aber nicht vergessen. Ich weiß es wohl. Ich habe die Barmherzigkeit oft fühlen müssen. Weh dir, daß du mich jetzt daran erinnerst, Weib! Ich hab' es neunzehn Jahre ertragen, heute geht's zu Ende! Heut' ist's dein Tod.«

Er sprang empor und näherte sich dem Tische, neben welchem Gertrud saß. Sie schrie auf und sprang gleichfalls von ihrem Stuhle. Elisabeth trat schützend vor sie. Willbrand aber stand plötzlich und betrachtete seine rechte Hand, die voll Blut geworden war, dann trat er zu dem Tische und fuhr langsam mit den Fingern darüber hin, so daß vier blutige Streifen darauf zu sehen waren.

»Schau her,« rief er — »da steht's geschrieben. Vier Buchstaben — ganz recht. Vier blutige Buchstaben. Kannst du lesen? So stehn sie im Himmel

geschrieben, oder in der Hölle — weiß nicht! Doch keines Menschen Hand löscht sie aus. Ich muß. Es steht geschrieben. — Und wer ist denn Schuld daran? Waren es denn nicht eben die trübseligen Gesichter, oh! und die versteckte Barmherzigkeit, die mich aus dem Hause trieben? Ohne sie hätt' ich nicht getrunken, ohne sie hätt' ich nicht gespielt, ohne sie wäre ich nicht zum Diebe geworden. Hei, lustig, lustig, nun geht's immer weiter! Merk' wohl auf, ich will dir was erzählen. Die funfzehnhundert Thaler, die ich dem Grafen bringen sollte für das Holz — merk' auf! — die sind verspielt, verloren — ich mußt' am Galgen sterben, ohne Gnade; wer sollte mich retten? — Nun schau, da hab' ich mich der Wasserfei verlobt im schwarzen See, deinen Ring hab' ich ihr hinuntergeworfen, sie wird mich retten von der Schmach, aber du — du mußt — nun, könnt Ihr noch nicht lesen? Da steht's geschrieben, um welchen Preis — Blut! Blut! Mord! Mord! Vier Buchstaben les't! Es ist euer Urtheil: Ihr müßt sterben.«

Seine Stimme war laut und gräßlich geworden bei den letzten Worten, seine Augen rollten — er riß den Hirschfänger aus der Scheide, sprang nach der Thür und schloß zu. Gertrud fiel auf ihre

Knie und streckte flehend die Arme nach ihm aus. »Willbrand! Willbrand!« schrie sie bebend mit erstickter Stimme, — »was willst du thun?«

Indem erhob sich draußen ein furchtbares Toben. Der Sturm raſete durch den Wald, der Donner krachte, und zwischendurch brach ein entsetzliches Rauschen vom Gebirge her, das mit jedem Augenblicke näher kam. Willbrand stand horchend. »Sie ist's, sie kommt!« rief er: »Die Wasserfluth begräbt die That, und wäscht das Blut ab von meinen Händen.« — Ein Windstoß schlug an das Fenster und warf einen Flügel auf. Der Sturm heulte durch die Oeffnung. Zu gleicher Zeit wurde ein dunkler Körper hereingetrieben und fiel mitten in der Stube nieder. Gertrud sank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden. — »Heisa!« schrie Willbrand, — nun kommt die Musik, »nun kommen die Gäste, nun geht's zum Tanz!« —

Es war eine große Eule, die der rasende Sturm hereingeworfen hatte. Sie erhob sich zischend und klappend, und umkreis'te, einen Ausweg suchend, mit schwerem Fluge Willbrand's Haupt.

»Heult nur und zischt nur!« fuhr dieser fort — »so geht's lustig! Heisa! Die ganze Welt fängt an sich zu drehen. So ist's recht. Nun wird der Muth

euch kommen in die feigen Glieder. Frisch, mein Jägerl. Hast du nicht Blut genug vergossen in deinem Leben? Blut ist Blut! Nichts weiter. Frisch, nur zu! Es wird mir dunkel vor den Augen — Nur zu! Spielt wacker auf! Nun gilt's!« — Er schritt taumelnd mit dem geschwungenen Eisen auf Gertruden zu. — Elisabeth, die bisher nur mit ihrer Mutter beschäftigt gewesen war, sprang jetzt in die Höh', erfaßte schnell ein kleines Krucifix, welches auf dem Kaminsims stand, und trat ihrem Vater entschlossen in den Weg. »Halt ein!« rief sie mit starker Stimme, ihm das Krucifix entgegen streckend, — »halt ein, im Namen des Gekreuzigten, im Namen deines Heilandes, halt ein!« — Willbrand starrte sie an.

»Hast du den Muth,« fuhr sie fort, — »im Angesichte deines Erlösers — willst du sein Blut, das er für dich vergossen, ihm mit dem unschuldigen Blute der Deinen vergelten? Weiche von ihm, verfluchte Macht der Hölle! dein Sieger ist über dich kommen! in seinem Namen verfluch' ich dich! in seinem Namen gebiet' ich dir: laß ab von diesem, den du bestrickt! gieb ihn frei aus deinen Banden! Und wenn ein blutig Opfer seyn muß, um ihn zu retten: hier ist's, ich bin's, nimm mich!« — Sie fiel auf ihre Kniee. — »Hier bin ich, Vater!

celle dich! nimm mich — und laß die Mutter leben! Stoß zu! von deinen Händen schmerzt der Tod mich nicht.«

Diese letzten Worte vernahm Gertrud, indem sie, wieder zu sich kommend, die Augen eben aufschlug; sie sah ihre Tochter zu Willbrands Füßen liegen, sie sah diesen, wie er, in seiner letzten Bewegung erstarrt, noch immer mit dem geschwungenen Eisen vor ihr stand, als wolle er eben den Todesstreich vollführen; in entsetzlicher Angst raffte sie sich schnell empor und schrie, neben Elisabeth auf die Kniee stürzend und ihre Brust entblößend: »Hieher, hieher, du Mörder, in diese Brust! Mein Kind sollst du nicht haben. Mich willst du ja nur. Hieher! Ich will ja gern sterben für mein Kind.« — Als nun aber Willbrand Mutter und Tochter also vor sich liegen sah, Jedes bereit, für das andere freudig in den Tod zu gehen, da lösete der Anblick solcher Liebe plötzlich den feindseligen Wahnsinn, der ihn umstrickt hielt; die Erinnerung überkam ihn, wie er ja einst der Dritte in diesem Liebesbunde gewesen; das starre Herz brach in unsäglicher Wehmuth; aus seiner Hand glitt das Schwert; er stürzte hinzu, hob mit starken Armen Beide zugleich vom Boden empor und wollte voll heißer Sehnsucht sie an seine Brust ziehen. Doch indem seine Augen den ihrigen

begegneten, überfiel ihn wieder das entsetzliche Bewußtseyn seiner Schuld; die sonst so geliebten und vertrauten Züge kamen ihm fremd, ja furchtbar vor, er konnte ihrem Anblick nicht ertragen. »Nein, nein!« rief er schmerzlich, — »ich gehöre nicht mehr zu Euch!« und sank zu ihren Füßen nieder und umschlang laut schluchzend ihre Kniee.

In diesem Augenblicke raſete das Ungewitter, das eine kurze Zeit geschwiegen, von neuem mit verdoppelter, alles vor sich niederwerfender Wuth heran; in wilden Strömen prasselte der Regen herab, ohne Unterbrechung reihten sich die Blitze an einander; es war, als ob der Himmel, sich in Feuer und Wasser lösend, auf die zitternde Erde niederstürzen wollte; gräßlich heulte der Sturm, das ganze Haus schien zu wanken, die Balken krachten, die Thüren sprangen auf, und das furchtbare Rauschen, das sich schon früher hören ließ, schien jetzt ganz nahe, draußen vor den Fenstern. — »Das ist die Wasserwand!« rief Elisabeth. »Sie kommt, sie stürzt herein!« — Sie sprang nach dem Fenster. Da eben brach von der heranwogenden Fluth die äußere Hofmauer zusammen; im Licht der Blitze sah sie die weißschäumenden Häupter der Wogen, die sich auf das Haus zuwälzten. »Fort, fort!« schrie

sie, — „hinauf!“ fassten des Vaters und der Mutter Hand und zog sie mit sich zur Thür hinaus. Das Wasser folgte ihnen auf dem Fuße; strudelnd und wirbelnd kam es auch von der andern Seite ihnen schon entgegen; kaum vermochten sie die Treppenstufen zu erreichen, die nach dem obern Stockwerk führte.

Allein auch hier war nicht lange Sicherheit für sie; die Fluth stieg mit entsetzlicher Schnelligkeit. Schon hörten sie das Wasser wieder dicht unter den Fenstern rauschen. Elisabeth trieb zur letzten Zuflucht unter dem Dache. »Was hilft es!« rief Willbrand, — »es folgt uns auch dorthin. Sie läßt sich ihre Beute nicht entgehen.« — Elisabeth aber zog ihn mit Gewalt die Treppe hinauf; die Mutter folgte.

Der Sturm schien sich zu legen, das Gewitter rollte in die Ebene hinab; doch das Wasser stieg noch immer. Sie hörten wie es unter ihnen ein Fenster nach dem andern eindrückte.

Willbrand lief verzweifelnd hin und her, und schlug mit der Faust an Brust und Stirn. »Es müssen sie dennoch sterben um meinetwillen!« rief er. — Gertrud rang die Hände angstvoll zum Himmel empor. Elisabeth schaute bald hier bald hin durch die Dachluken, und tröstete dazwischen, das

Haus sey fest und stark gebaut und könne wohl noch lange widerstehen; der Tag müsse bald anbrechen, und dann sey ihnen Hülfe gewiß.

Wirklich schimmerte bald darauf im Osten ein heller Streif am Rande des Himmels auf. Elisabeth zeigte ihn freudig ihrer Mutter, und schaute nun aufmerksam über die wogende und wirbelnde Fläche nach den immer lichter hervortretenden nahen Bergen hin, ob sich die Rettung noch nicht zeigen wolle.

Zu derselben Stunde aber standen dort hinter jenen Bergen, nach welchen Elisabeth hoffend und vertrauend ihre Blicke sendete, zwei Männer auf Tod und Leben einander gegenüber. Die Waldschlucht ertönte von den Streichen ihrer Schwerter; je klarer der steigende Tag jedem die Gesichtszüge seines Gegners zeichnete, desto wüthender entbrannte der Kampf. Und dennoch, als in diesem Augenblick Heinrich, der Jäger, von dem Geräusch herbeigeführt, durch das Dickicht drang und ihnen zurief: »Halten ein, wer Ihr auch seyd! Jetzt gilt's nicht Todschlagen, sondern vom Tode retten. Das Thal dort drüben ist zum See geworden, der Förster mit dem Seinen muß elendiglich verderben, wenn ihm nicht schleunig Hülfe wird!« da riefen Beide, wie aus einem Munde: „Elisabeth!“ warfen Beide

zugleich, den Kampf aufgebend, das Schwert in die Scheide, sprangen nach den seitwärts eingebundenen Rossen, und jagten, ohne ein Wort weiter zu verlieren, den Berg hinauf, über welchen die Straße nach der Försterwohnung lief.

Jetzt hatten sie den Rücken des Berges erreicht; sie hörten das furchtbare Rauschen der Wasserfluth, die der Wald noch ihrem Blick verbarg; es trieb sie zu verdoppelter Hast. — Und jetzt sprengten sie aus dem Walde, und vor ihnen lag die schäumende, wild bewegte Fläche, und von dem drohenden Tode rings umgeben, ragte die Försterei nur mit dem Giebel noch daraus hervor. Schnaubend standen die Rosse; zur Rechten und zur Linken flogen die Blicke der Reiter, nach einem Zugang spähend; da zeigte sich an einem Dachfenster der Försterei eine weibliche Gestalt und streckte die weißen Arme ihnen entgegen, und: „Elisabeth!“ riefen Beide wieder zugleich, und trieben die zitternden Rosse gerade aus hinein in die reißenden Wogen.

Schon längst hatte Elisabeth in dem einen der muthigen Schwimmer mit hochklopfendem Herzen des fremden Jägers hohe Gestalt erkannt; jetzt waren sie nahe genug gekommen, um auch die Züge des Andern zu unterscheiden; eben hob er die blonden

Augen zu ihr empor, da warf sie Mutterweinend sich an ihrer Mutter Brust und rief: »Mutter, es ist Leuthold!«

Der Fremde hatte mit seinem größern und kräftigern Pferde dem Gefährten einen Vorsprung abgewonnen, und rief nun, dem Hause ganz nahe, Elisabeth zu, sich unverweilt aus dem großen Giebelfenster herabzulassen; doch sie faßte schnell ihre zagende Mutter, zog sie zum Fenster hin, — »erst meine Mutter!« rief sie, und ließ sie mit Willbrands Hülfe in die Arme des Reiters hinabgleiten, der sogleich sein Pferd wendend, den Rückweg antrat; darauf trieb sie ihren Vater, sich mit Leuthold zu retten, der nun eben auch heran drang, und als er sich weigerte, schwur sie mit ernster Entschlossenheit, lieber auf der Stelle hinabzuspringen und vor seinen Augen umzukommen, als ihn hier zurückzulassen. »Erst meinen Vater, Leuthold!« rief sie diesem zu. »Das Haus steht fest. Mir ist nicht bange. Ihr werdet mich schon holen.« — „Elisabeth!“ schrie Leuthold, und streckte die Arme nach ihr aus. Willbrand sprang hinab, erfaßte den Schweif des Pferdes, und der Strom riß sie Beide mit sich fort. So wie er das Wasser berührte, schien die Wuth desselben sich zu vermehren; manns-

hohe Wellen drängten sich zwischen ihre und das Pferd und versuchten, ihn loszureißen; doch weder er noch Georg verloren den Muth und die Besonnenheit, und so strebten Beide frisch nach dem Ufer hin.

Drüben jenseit des Wassers hatten sich indeß, von Georg und Heinrich herbeigerufen, viele Menschen versammelt, und der Zulauf ward noch immer größer. Mit ängstlicher Erwartung folgten Aller Augen dem verwegenen Beginnen der beiden Reiter; man sah den Förster und seine Frau sich ihren Rettern anvertrauen; man sah diese den Rückweg antreten und muthig kämpfen mit der erzürnten Fluth; man sah Elisabeth mit emporgehobenen Blicken und Händen am Fenster stehen; Angstgeschrei und freudiger Zuruf ward wechselnd in der Menge laut; von manchen Lippen stieg heißes Gebet zum Himmel auf. Georg und Heinrich mit Schrecken gewahrend, daß Elisabeth zurückblieb, fingen sogleich an, mit Hülfe Anderer von einigen umherliegenden Baumstämmen ein Floß zusammen zu setzen, mit welchem sie des Mädchens Rettung unternehmen wollten.

Indeß waren die beiden Reiter näher gekommen; das Pferd Leuthold's schien ermattend nur noch mit Mühe gegen den Strom zu kämpfen, der es immer

weiter abwärts trieb, da warf sich Heinrich schnell entschlossen in das Wasser, schwamm hinüber, und das Pferd beim Zügel erfassend, versuchte es, es mit sich fort zu ziehen. Dieß, so wie sein und des Reiters Zuruf gaben dem Thier neuen Muth, und bald hatte es festen Grund unter den Füßen.

Alle waren gerettet. Doch Leutholds und der Fremde hatten kaum ihre Rosse einen Augenblick verschnaufen lassen, als sie von neuem sie in die Fluth hineintrieben, die immer wüthender um das Försterhaus herumwogte und wirbelte. »Nehmt Euch in Acht!« rief ein alter Mann ihnen zu, — »der schwarze See kocht über, die Wasserfee will ihr Opfer haben,« — Heinrich bat flehend, doch nur zu warten, bis das Floß vollendet sey, allein sie hörten nichts und schwammen schon mitten in den Wogen.

Leutholds Pferd blieb allmählich zurück, gegen den muthigen Rappen des Andern; immer wilder riß der Strom; das erschöpfte Thier konnte ihm nicht widerstehen; man sah es, trotz aller Anstrengung, immer weiter abwärts treiben, ein Wirbel ergeiff es endlich, drehete es herum und es verschwand in den Wellen, sein Reiter mit ihm. Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus jeder Brust.

Im nächsten Augenblick aber schon erschien Leutholds allein wieder über dem Wasser, und zuckte mit Kraft aus dem Wirbel heraus. Doch war der Zug des Stromes viel zu gewaltig, als daß es jetzt hätte gelingen können, ihm entgegen das Fensterkreuz zu erreichen. Auch er ward schnell von diesen fortgerissen, bis es ihm endlich in einer beträchtlichen Entfernung davon, gelang, sich an den Zweigen eines hervorragenden Baumes zu halten, und in dem Wipfel desselben wieder festen Fuß zu gewinnen.

Während dieser Zeit sah man Elisabeth mit verzweifelnder Geberde von einem Fenster zum andern laufen. Und als jetzt der Fremde, welcher indeß unaufhaltsam und wie durch übernatürliche Macht gerade durch die Wellen durchschnitten, dem Hause schon ganz nahe war und ihr freudig zurief, erschien sie an dem großen Giebelfenster, winkte ihm abwehrend mit der Hand entgegen, und sprang dann plötzlich hinunter in die Wogen.

Sie verschwand sogleich; in einiger Entfernung aber tauchte sie wieder empor, blieb eine Zeitlang auf der Oberfläche, und man konnte bemerken, daß der Strom sie ziemlich in der Richtung nach Leutholds Baume zu hintrieb. Dann verschwand sie

abermals. Leuthold aber sprang sogleich von neuem hinab, und versuchte quer durch den Strom zu schwimmen, und da wollte es das Glück, daß Elisabeth ganz nahe bei ihm zum zweiten Male auftauchte. Schnell ergriff er sie, als sie eben wieder untersinken wollte, schlang seinen linken Arm um ihren Leib und ruderte mit mehr als menschlicher Kraft und Gewandtheit einer kleinen Insel zu, die durch einen über das Wasser ragenden Hügel gebildet, nahe vor ihm lag.

Willbrand und Gertrud hatten indeß jenseit, ihre Hände flehend zum Himmel gestreckt, auf den Knieen gelegen. Doch als sie jetzt ihre Tochter in die Wellen springen sahen, sprangen sie beide laut aufschreiend empor, und Willbrand rief mit bebender Angst: »mein Kind! mein Kind!« gerade in das Wasser, als Heinrich ihn noch erfaßte und flehentlich bat, mit ihm das Floß zu besteigen, das so eben vollendet sey. »Schaut doch nur hin,« fuhr er freudig fort, — »da hat sie ja der wackere Leuthold schon — und seht! da erreicht er mit ihr die kleine Insel — da trägt er sie hinauf! Nun ist's an uns, sie dort zu holen!«

Das Floß ward schnell ins Wasser gebracht. Willbrand sprang sogleich darauf, Heinrich folgte ihm,

mit zwei langen Stangen versehen, die statt der Ruder dienen sollten. Doch kaum hatten sie einige Schritte vom Ufer gestoßen, als das Wasser mit zuvor noch nie geschehener Wuth zu toben anfing, aufwogend und schäumend, als wäre es von unterirdischer Glut zum Kochen getrieben. Reißend schnell flog das gebrechliche Fahrzeug dahin.

Das versammelte Volk folgte ihm mit lautem Geschrei am Ufer entlang, bis nach der Gegend, welche der kleinen Insel gegenüber lag. Frau Gertrud ward von Georg und einigen Bauern nachgetragen. Auch der Fremde, welcher indeß glücklich das Land wieder erreicht hatte, sprengte dorthin.

Er kam eben an, als Willbrand und Heinrich gleichfalls in die Nähe der Insel gelangten. Nur mit der ungeheuersten Anstrengung war es ihnen gelungen, sich bis jetzt auf dem Floß zu erhalten. Ein rasender Sturm, der aus den Schlünden des Gebirgs sich von neuem aufgemacht hatte, peitschte die Fluth zu immer wilderer Bewegung. Da sahen Alle, die am Ufer standen, in diesem Augenblick, wie eine hohe, hohe Welle, die drohend aufgerichtet, wie ein gewappneter Mann, hinter dem Fahrzeug her lief, plötzlich es erreichend, über dasselbe hinwegschlug, und den Förster mit sich herunter riß.

Eine zweite Welle warf das Floß an die Insel und Heinrich sprang an das Land.

„Ich wußt' es wohl," sagte drüben der alte Mann zu dem bestürzten Volke, „ich wußt' es wohl, daß es so enden würde. Die Wasserfei läßt sich ihr Opfer nicht entgehen. Nun aber ist's vorbei."

Wirklich legte sich von diesem Augenblick an der Zorn der empörten Fluth, und da der Zufluß von oben her gehemmt zu seyn schien, fiel das Wasser, wegen des schnellen Abflusses aus der Schlucht in's Thal hinaus so schnell, daß bald nachher schon mehrere Männer sich an verschiedenen Orten hinein wagten, um den unglücklichen Willbrand aufzusuchen und wo möglich noch zu retten, andere aber sich nach der Insel hinüber begaben, um den dort Ausgesetzten Hülfe zu bringen.

Noch immer lag Elisabeth ohne Bewußtseyn. Doch als man sie jetzt hinüber getragen hatte, und Leutholden eine Tragbahre bereitete, sie weiter fortzuschaffen, schien die Stimme ihrer Mutter, die sich lautjammernd an ihrer Seite niederwarf, sie in's Leben zurückzurufen. Sie schlug die Augen auf, und, Leutholden und die Mutter neben sich erblik-

kend, lächelte sie sanft und reichte Beiden die Hand.

Da trat der Fremde heran, welcher bisher starr, mit gesenktem Haupte, den dunkelglimmenden Blick auf das Wasser geheftet, im ernsten Sinnen an sein Roß gelehnt gestanden hatte, reichte Leutholden die Hand, und sprach mit dumpfer Stimme: »Lebt wohl für die Ewigkeit! Mit Euch und Eurer Liebe ist ein Höherer. Ich werde sie fürder nicht stören. Mein ist nun die Wasserbraut!« und dann zu Frau Gertrud, ihr einen Beutel voll Gold auf den Schooß legend: »Rettet damit des Todten Ehre! Ich wollte es ihm eher bringen: es hat nicht seyn sollen!« — Darauf wandte er sich, schwang sich auf seinen Rappen und jagte die Anhöhe hinan in den Wald.

Der Leichnam des Försters ward weder heute, da sich das Wasser völlig verlaufen hatte, noch auch bei fortgesetztem Nachforschen am folgenden Tage gefunden. Auch den Fremden hat Niemand wieder gesehen, und da Leuthold allezeit ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtete, wenn die Rede auf ihn fiel, so hat auch Niemand je erfahren, wer er gewesen.

An dem Todtenmale Willbrands aber, welches die Landleute nach alter Sitte hoch auf dem Hügel

der Försterei gegenüber, errichtet hatten, da wollte noch viele Jahre nachher Mancher in stürmischen Nächten eine hohe dunkle Gestalt sitzen gesehen haben, und die dunkle Erscheinung war in der ganzen Gegend unter dem Namen, »der fremde Jäger,« wohlbekannt.

Das Gastmahl.

1815.

In einem anmuthigen Thale, nicht weit von dem Fuß eines hohen Gebirges, findet sich ein ansehnliches Freigut, gewöhnlich der Waldhof zugenannt, weil es einsam und abgesondert an dem Saume eines mächtigen Waldes liegt, der von dem Gebirge herabkommt, und zu beiden Seiten des Thales eine gute Strecke hinläuft, als wollt' er es mit den grünen Armen liebreich umfangen.

Dieser Waldhof gehörte vor nicht gar langer Zeit einem wackern Manne, Namens Arnold. Der lebte hier mit seinem Weibe und einem Häuflein guter, frommer Kinder schon manches Jahr. Alles gedieh und blühte unter seinen Händen, und willig hätte man fast diesen Erdenwinkel für ein wohlbewahrtes Stück des verloren gegangenen Paradieses gehalten. Auch trug Arnold keinen höhern Wunsch in seinem Gemüthe, als daß alles nur immerfort also Bestand haben möchte.

Doch das war im Himmel anders beschlossen. Der Krieg kam ins Land. Da ging's dem armen Arnold gar übel. Seine Felder wurden verwüstet,

seine Heerden mit fortgeschleppt, sein Haus ward geplündert. — Zwar gedieh es bald darauf wieder zum Frieden, und Arnold dachte: was seyn soll, das schickt sich wohl! — Lieh sich eine bedeutende Summe auf sein Guth, und ersetzte das Verlorne, so gut es gehen wollte; allein der Sonnenblick war nur von kurzer Dauer. Der Krieg schlug von neuem los, von neuem kam Arnold um all das Seinige, und war nun, bis auf ein Weniges, das er geborgen, ein ganz armer Mann. — Sein harter Gläubiger, dem er keine Zinsen mehr zahlen konnte, wachte Anstalt, ihn von Haus und Hof zu vertreiben; er sah mit schwerem Herzen den Tag schon ganz nahe vor der Thür, an welchem er seinem Paradiese Valet sagen und auf immer den Rücken wenden sollte.

Arnold aber war ein rechter Mann, der sich von seinem Unglück, daß er selbst nicht verschuldet, gänzlich zu Boden drücken ließ. Und so dachte er auch hier bald wieder: was seyn soll, das schickt sich wohl! und schaute voll Vertrauen auf Gott, auf sich und auf die Seinigen in das neue Leben hinaus, welches er jetzt beginnen mußte.

Mit freundlichem Gesicht trat er am vorletzten Tage vor der Abreise in die Stube, wo seine Frau, ihr jüngstes Kind auf dem Schooße, still vor sich

hinweinend in einem Winkel saß, und sprach zu ihr: »Elsbeth, ich bin nun fertig mit dem Leid; nun denk' ich mich noch einmal zum Abschied meines Eigenthums und Besitzes zu erfreuen, und will nicht in der Stille und bei Nacht und Nebel mich von dannen schleichen, als hätt' ich was Uebels verschuldet. Drum rüste dich nur immer fleißig auf Morgen, liebes Weib: da giebt's noch einen tüchtigen Abschiedsschmaus. Gieb alles her, was du noch hast. Wir wollen reines Haus machen.«

»Wie magst du jetzt wohl scherzen,« sprach Elsbeth ernst, »und hast deine armen Kinder doch vor Augen!« — Sie warf dabei einen Blick durch das Fenster nach dem Hofe, wo die Kinder unbekümmert und lustig wie sonst, die gewohnten Spiele trieben.

»Scherzen?« entgegnete Arnold. »Mit nichten, liebe Frau! Es ist mein wahrer, klarer Ernst mit dem, was ich gesagt. Ich gebe morgen einen Abschiedsschmaus.

Er ging mit diesen Worten an das Fenster und schaute nach den Kindern.

»Es hat jedes Ding seine Zeit,« hob er an. »Man muß weder das Leid noch die Freude gänzlich Herr über sich werden lassen. Und was die da

draußen betrifft, so darf uns, mein' ich, nicht bange seyn um sie. Sie haben von uns beten und arbeiten gelernt, und werden es fürder lernen: beides zusammen aber macht ein feines Kapital zum Anfang in jeglicher Handthierung.«

Er öffnete das Fenster und rufte die beiden ältesten von den Kindern herbei.

»Gleich, Vater!« antwortete Wildbald, und legte schnell das Messer bei Seite, womit er für die jüngern Brüder eben eine Armbrust schnitzte.

»Gleich, lieber Vater!« ließ sich Annens Stimme ebenfalls hören.

»Wo steckt das Mädchen denn?« sagte Arnold verwundert, und sah sich um. —

»Ei, schau doch, Elsbeth,« fuhr er fort, und zeigte nach dem Wipfel einer großen Linde, die mitten im Hofe stand, »da hat sich unsre stille Anna wieder ein recht feines Plätzchen auserwählt!« — Elsbeth sah hin. Anna stieg eben auf einer kleinen Treppe, wie es schien, die zwischen den Zweigen angebracht war, leicht und sicher herab.

»Das ist wohl recht des Vaters Tochter zu nennen!« sprach Frau Elsbeth. »Das Mädchen hat

doch von jeher immer etwas Besonderes haben müssen.«

»Laß sie nur!« lächelte Arnold. »Das ist mitunter auch nicht übel im Leben, und bewahrt vor manchem. Ist sie doch gut und fromm dabei wie ihre Mutter.«

Die Kinder traten herein. — »Wie bist du da hinaufgekommen, Anna?« fragte der Vater.

»Wilibald hat mir eine Treppe hinauf, und oben einen schönen Sitz gebaut!« — entgegnete sie.

»Sie hat sich's oft so gewünscht,« fuhr Wilibald fort, »daß sie da oben sitzen möchte wie ein Vogel — da wollte ich ihr doch noch die Freude machen, ehe wir fortreisen.«

Frau Elsbeth wandte sich schnell um und verhüllte ihr Gesicht. Auch Vater Arnold sah eine Weile ganz ernst drein. Endlich fuhr er mit der Hand langsam über die Stirn, setzte sich in seinen Lehnstuhl, zog drauf die beiden Kinder zu sich und küßte sie. Dann gab er ihnen seinen Auftrag, und hieß sie bereit seyn, nach Reimershau zu gehn, und dort seine alten Freunde, den Amtmann und den Oberförster einzuladen mit Weib und Kind auf morgen Abend zum Abschiedsschmaus. Seinen Knecht Gottwalt, fügte er hinzu, — den einzigen, der ihm noch übrig war —

wolle er indeß mit gleichem Geheiß hinab ins Städtchen senden zu den beiden Vettern.

Elsbeth unterbrach ihn und rief: „Die beiden Kinder willst du durch den Wald schicken, heute, und so ganz allein?“

»Warum nicht?“ erwiederte Arnold. »Sie machen ja den Weg nicht zum erstenmale. In einer Stunde sind sie drüben. Die Sonne steht noch hoch am Himmel; so können sie gar bequem wieder hier seyn, ehe sie untergeht.“

„Es ist morgen Quatember!“ rief Elsbeth. „Um diese Zeit ist es niemals ganz geheuer in dem Walde.«

Arnold lächelte. »Die Leute, die dort in dem Walde hausen, halten gute Nachbarschaft mit uns. Sie werden den Kindern nichts zu Leide thun.«

Wilibald und Anna waren aber indeß schon fröhlich hinaus gesprungen, jener um Stock und Jagdtasche, diese um ihr Körbchen zu holen, und traten jetzt, zur Reise gerüstet, freundlich vor die Mutter hin. Frau Elsbeth versorgte kopfschüttelnd Tasche und Körbchen mit dem Vesperbrod, fügte zwei Tücher hinzu, zum Umbinden in der kühlen Abendluft, und gab dann mit dem Vater den Kindern das Geleit bis vor das Hofthor, wo beide ihnen nachschauten, wie sie den Fußsteig über die grüne, sonnige

Wiese rasch und lustig hinschritten, bis sie endlich in den Waldschatten traten, und bald darauf hinter den Bäumen verschwanden.

* * *

Es war kühl und ergötzlich in dem Walde. Wilibald und Anna gingen mit Lust in die grünen Schatten hinein, und hatten ihre Freude an dem hellen, halb durchsichtigen Laubgewölbe der alten Buchen über ihnen, und an den runden goldnen Lichtflecken, die auf dem Mooksteppich zu ihren Füßen hin und wieder spielten. Dazwischen horchten sie, wie die Vögel sangen, und wie der Baumspecht klopfte, daß es weithin wie die Schläge einer Axt durch den Wald schallte. Auch blieben sie wohl von Zeit zu Zeit stehen, um das leise Rauschen in den Baumwipfeln zu vernehmen, das ihnen vorkam, wie die Waldstimme, die ihnen gern etwas Geheimnißvolles vertrauen möchte, wenn sie nur die Sprache recht verständen.

So schlenderten sie miteinander lustig und recht wohlbehaglich hin, und wurden es kaum gewahr, daß sie schon sehr lange gegangen waren, und der Wald sich noch gar nicht lichten wollte. Vielmehr traten die Bäume immer dichter und näher an den Weg.

Wilibald bemerkte endlich zuerst, daß die Sonne schon sehr tief stand; und als sie nun genauer um sich schauten, wurden sie freilich inne, daß sie auf einem ganz falschen Wege waren. Nach Wilibalds Meinung mußten sie zu weit links gegen das hohe Gebirge hin gegangen sein.

Sie beschlossen, wieder umzukehren, denn die rechte Straße war unmöglich weit entfernt. Allein sie gingen und gingen, und je weiter sie gingen, desto rauher wurde der Weg, desto wilder und unbekannter die Gegend. Keins von ihnen wußte sich zu erinnern, daß es jemals hier gewesen wäre.

Da fing ihnen doch an zu bangen. Sie sahen einander ängstlich und verlegen an. — Wilibald kletterte endlich auf eine hohe Tanne, und dachte sich dort oben umzusehen und zurecht zu finden. Jedoch er sah von allen Seiten nichts als Wald, und überall Wald, und Wald ohne Ende. Nicht weit von ihnen aber gewahrte er eine himmelhohe Felsenwand; die meinte er nun zu ersteigen, und auf dem Gipfel eine Aussicht zu gewinnen. So kletterte er schnell wieder hinunter und schritt mit seiner Schwester darauf zu.

Es dauerte auch gar nicht lange, so standen sie davor. Doch zwischen ihnen und der Felswand, wie sie nun erst sahen, rauschte und tobte ein wilder

Bergstrom über große Steinblöcke hin. Vergebens liefen die beiden Kinder an dem Ufer hin und her, um irgendwo eine Stelle zu finden, wo sie hinüber kommen möchten; zu wild und reißend war der Strom, zu weit entfernt von einander lagen überall die Felsblöcke in seinem Bette.

Ueber dem Hin- und Wiederlaufen aber hatten sie am Ende auch den Weg verloren, auf dem sie hergekommen waren. Alles Suchen war umsonst; er schien auf einmal ganz verschwunden, und sie standen nun beide recht trostlos an dem Ufer des wilden Baches, und blickten schweigend hinab in die schäumenden Wogen.

Wilibald, der sonst so muthig war, hob endlich mit leiser und kleinlauter Stimme an und fragte: »was soll nun aus uns werden?« Dabei sah er seine Schwester traurig an, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Doch Anna streichelte ihm die Wangen und sprach: »Sey nur ganz ruhig, lieber Wilibald, und ängstige dich nicht. Wir sind überall in Gottes Hand, wie die Mutter sagt, so wird er uns auch hier nicht verlassen in der Einöde, die freilich recht wild und schauerlich ist. Wir wollen indeß hier an dem Ufer lang dem Wasser nachgehen; das muß uns doch irgend wohin und wieder zu Menschen führen.«

»Mir ist nur bange um Vater und Mutter,« sagte Wilibald, indem er sich die Thränen von den Wangen wischte, »daß sie sich ängstigen um uns, wenn es Nacht wird.«

Auf einmal, indem sie noch so sprachen, erschallte es recht vernehmlich von jenseits des Stromes her. pst! pst! — Sie blieben stehn und schauten ein wenig betroffen hinüber, allein kein menschliches Wesen war zu ersehen, und sie wandten sich zum Weitergehn. In dem Augenblick erschallte es noch lauter und vernehmlicher wiederum: pst! pst! — Sie blieben abermals stehen, und schauten hinüber, und suchten mit den Blicken hin und her; da wurden sie endlich ein kleines Männchen gewahr, welches aus einem Felsspalt inmitten der großen Wand wie aus einem Fenster hervorguckte, und ihnen zunickte und winkte, hinüberzukommen. Da es aber bald einsehn mochte, daß dieß den beiden Kindern nicht möglich war, so machte es sich gleich selber auf den Weg, stieg ans Ufer herab, setzte mit einigen flinken Sprüngen grad über den Strom, und stand freundlich nickend vor ihnen.

Wilibald konnte sich kaum des Lachens enthalten, als er die wunderliche Gestalt genauer ansah.

Das ganze Männlein war etwa drei Fuß hoch; die Hälfte dieser Höhe nahm beinah der ungeheure

Kopf für sich hinweg, und schien eben so wie die beiden mächtigen Fäuste gar nicht zu den übrigen spärlichen Gliedmaßen zu gehören. Besonders war kaum zu begreifen, wie es die zwei dünnen Sichelbeinchen anfingen, um die Last zu tragen. Zwei große tellerförmige Augen stierten weit aus dem Kopf heraus. Ein unförmlicher scharlachrother Fleischklumpen stellte die Nase vor, und war, als wie zur Zierde, mit großen Warzen besetzt, die so durchsichtig schimmerten und Wilibalden grad so vorkamen, wie die Granaten in Mutter Elsbeths Halsband. Die Kleidung des kleinen Mannes bestand aus einem grauen Bergmannskittel. In der Hand führte er einen starken Spitzhammer.

»Nun, meine Kinder,« hub er mit gellender Stimme an, nachdem sie sich gegenseitig eine Weile betrachtet hatten, »woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?«

Wilibald berichtete ihm, wohin sie gingen, was der Vater ihnen aufgetragen, und wie sie auf eine unbegreifliche Weise vom rechten Wege ab, und in diese Wildniß gekommen wären.

Der Kleine lächelte, wiegte den großen Kopf von einer Schulter zur andern, und sprach: »Nach Reimershau kommt ihr doch heut nicht mehr. Auch ist mir's nicht gelegen, und ich verbiet' es euch. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so

werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen.«

Mit diesen Worten ging er ins Gebüsch hinein und winkte den Kindern, ihm zu folgen. Nach wenigen Schritten standen sie auf einem schmalen Fußpfade. Diesem hieß er sie nur immer nachgehen, er werde sie grad und sicher nach Hause führen.

»Doch,« fügte er hinzu, »so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, sagt ihm kein Wort von dem, was euch begegnet, sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.«

Die großen Augen funkelten, indem er dieses sprach, so seltsam, und seine Stimme gellte so gebieterisch, daß Wilibald und Anna kein Wort zu erwiedern wagten, sondern schnell auf dem angewiesenen Fußsteige fortschritten. Als sie nach einer Weile sich umsahen, war das Männlein verschwunden.

Sie überlegten noch miteinander, wer der Kleine wohl gewesen sey, und ob sie seinen Worten gehorchen sollten, da hörten sie zu ihrer Rechten ein dumpfes Rauschen, und als sie gleich darauf aus den Bäumen traten, sahen sie einen See zu ihren Füßen vor sich liegen, der auf drei Seiten von hohen, hohen Bergen umgeben war. Die Bäume oben an den Gipfeln der Berge standen golden in den letzten

Einsamkeit der Abendstunde; unten aber an dem Ufer des Sees begann es schon zu dämmern. Leichte Nebel stiegen aus den Schluchten, doch schaute klar und freundlich noch der blaue Himmel aus der dunkeln Fluth heraus.

Anna faßte Wilibalds Arm und flüsterte ihm zu: »Das ist gewiß der Bergsee, von dem uns der Vater oft erzählt!« — Indem gewahrte Wilibald eine Frau, die mitten auf der grünen Wiese unten am Ufer saß. „Laß uns hinunter gehn!“ sprach er. „Vielleicht kann uns die Frau berichten, ob es noch weit bis Reimershau, und wo der Weg zu finden ist, daß wir des Vaters Gebot doch noch vollbringen.“

Sie liefen hinab und wunderten sich beim Näherkommen gar sehr, als sie nicht eine Bäuerin, wie sie vermuthet, sondern eine gar stattliche und schöne Frau im Grase sitzen fanden, die ihre langen blonden Haare mit einem Kamm von Gold und Perlmutter strählte.

„Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier, ihr hübschen Kinder?“ begann die Frau, als sie beide vorgezogen und ihr standen. Wilibald erzählte, wie es ihnen ergangen, und brachte bescheiden sein Begehr vor.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nach Neimersthau,« sprach sie, »kommt ihr doch heut nicht mehr. Auch ist mir's nicht gelegen, und ich verbiet' es euch. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen.« — Darauf zeigte sie ihnen die Bergschlucht, wodurch ihr Weg sie führte, und hieß sie unverweilt sich nach Haus begeben.

»Doch,« setzte sie hinzu, »so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, sagt ihm kein Wort von dem, was euch begegnet, sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.« Damit winkte sie ihnen zu gehen, und Wilibald und Anna neigten sich höflich vor ihr und gingen.

„Das ist doch wohl sehr seltsam!“ sprach Wilibald, als sie an die Bergschlucht kamen, und sah sich noch einmal nach der Frau um, die aber nicht zu sehen war. — »Wer sind die gestrengen Herschaften denn, die uns hier befehlen wollen? Und warum sollen wir denn durchaus nicht nach Neimersthau?«

»Darum haben sie nun wohl für heute nicht ganz Unrecht,« fiel Anna ein; »denn sieh doch nur, wie finster es schon wird! Wir kommen ja lieber morgen früh hingehen. Allein warum wir dem Vater nichts sagen sollen — «

»Da ist ein Licht!« rief Wilibald. »Nun werden wir ja zu vernünftigen Menschen kommen, mit denen sich ein Wort reden läßt.«

Es schimmerte in der That ein Licht durch die Bäume, und bald noch eins und wieder eins, und immer mehrere, je weiter sie gingen. „Das ist ein großes Dorf!“ sagte Anna.

Sie schritten munter darauf zu. Die Schlucht erweiterte sich. Bald standen sie im Freien. Allein da war weit und breit kein Haus, viel weniger ein Dorf zu sehen. Wohl aber erblickten sie seitwärts auf einer Wiese eine große Menge kleiner, blauer Flämmchen, die lustig hin und her und durcheinander sprangen.

»Das sind Irrlichter!« flüsterte Wilibald. »Laß uns nur wohl auf den Weg merken, daß sie uns nicht irre führen.«

Indem sonderte eins der Flämmchen sich von den andern ab, und kam husch! husch! über die Wiese her auf sie zu. Je näher es aber kam, desto mehr dehnte es sich aus, und ward immer größer, doch zugleich auch immer unscheinbarer, bis es auf einmal dicht vor ihnen auf dem Wege stand; und da sahen sie nun deutlich, daß es gar kein Flämmchen oder Irrlicht war, sondern ein wirklicher Mann von geringer Statur und bleichem Aussehn, dabei von

einer so außerordentlichen Hagerkeit, Dünne und Schmächtigkeit der Glieder, daß es fast schien, als ob er sich vor dem Winde, der ziemlich scharf über die Wiese strich, nicht recht auf den Beinen erhalten könne. Wenigstens war er in beständiger Bewegung, und hüpfte und wankte vor den Kindern herüber und hinüber, ohne jedoch die Füße vom Boden zu erheben.

Mit einer sehr feinen und leisen Stimme begann er gleichfalls wieder das alte Sprüchlein: „Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?“

Wilibald mußte zwar ein wenig lächeln über das gar zu dünne und gefüge Herrlein, doch gab er ihm geziemenden Bescheid auf seine Fragen.

»Possen! Possen!« wisperte es darauf, schnell hin und herspringend. »Possen! mit euerm Reimershau! Dahin kommt ihr nun einmal heut nicht mehr, auch morgen nicht. Es ist mir nicht gelegen, und ich verbiet' es euch. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen.„

„Dacht' ich es doch gleich,“ murmelte Wilibald, „daß es so kommen würde!“

»Doch,« fuhr jener fort, und hob den langen weißen Zeigefinger drohend empor, »so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, sagt ihm kein

Wort von dem, was euch begegnet, sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.« — Damit sprang er flink über den Graben zur Seite des Weges, und lief schnell neben den Kindern her, die auf dem Fußsteige fortgingen, indem er sagte, er wolle ihnen das Geleit geben bis an die Weide dort.

Als sie an die Weide kamen, rief er: »He! he! Herr Nachbar! Wie steht's! Wollt Ihr noch mit von der Parthie seyn morgen Abend? Ich denke, es soll lustig hergehn.«

»Wohl! wohl! gehe mit,« antwortete eine dumpfe Baßstimme. Sie schien den Kindern aus einem alten Weidenstamm herzukommen, auf den sie zugingen; wie sie aber näher traten, fing der Stamm an sich zu bewegen, und sie sahen nun, daß es ein starker, untersetzter Mann war, der vor ihnen stand, mit einem langen Mantel um die Schultern und einer Krone auf dem Haupte.

»Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?« rief er die Kinder gleichfalls an.

Wildwald brachte zum viertenmale seine Geschichte vor, obwohl mit einigem Stottern, denn die Baßstimme hatte ihn doch etwas erschreckt. Als er geendigt, brummte jener wieder: »Nichts Reimershain! Heut nicht, morgen nicht! Will's nicht haben. Sel-

der zu Gaste kommen. Aber nichts plaudern! Sonst Hals umdrehen. Punktum! Marsch!«

Das ließen sich Wilibald und Anna nicht zweimal sagen. Sie setzten sich vielmehr auf der Stelle, und mit großer Hast in Bewegung, und sahen sich nur unterweilen um, ob der gestrenge Herr Marschkommissarius ihnen nicht etwa auf den Fersen sey.

»Nun wird mir's doch beinah zu toll!« hub Wilibald endlich an, und begann langsamer zu gehen. »Das ist ja ganz absonderliches Volk hier im Gebirge. Wer mochte der grobe Gesell wohl seyn?«

»Schweig nur ganz still!« sagte Anna. Ich wollte, wir wären bald zu Hause. Die Finsterniß nimmt ja mit Macht überhand. Was soll das werden, wenn wir noch durch jenen Wald müssen?«

Ihr Weg führte sie aber richtig gerade auf den Wald zu. Doch ehe sie ihn erreichten, kam noch eine andre Straße von der Seite her, durchschnitt die ihrige, und schien links an dem Saum des Waldes hinzugehen. Da war nun guter Rath nicht wohlfeil, welchem von den beiden sie folgen sollten.

Und als sie noch so überlegend auf dem Kreuzweg standen, da ward es plötzlich laut im Walde! Hundegebell und Jagdruf und Hörnerklang ließ sich von weitem vernehmen, und kam näher und näher, und war jetzt ganz nahe bei ihnen, und rechts und

links durch die mit Macht durch das Gebüsch, und zog an ihnen mit entsetzlichem Getöse vorüber. Sie konnten dabei nichts weiter sehn und unterscheiden, als ein Gewimmel grauer Schatten, das sich in einiger Entfernung über und neben ihnen dahin wirbelte.

Endlich kam ein Reiter auf einem schwarzen Rosse mit lautem Hallo aus dem Walde gesprengt, hielt dicht vor ihnen still, und starrte sie an: »Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?« — Wildbald hub an und wollte ihm berichten, allein die Erzählung blieb ihm in der Kehle stecken; denn der Reiter hatte in seiner ausländischen Tracht mit der hohen Mütze auf dem Kopfe etwas gar Besonderes und Unheimliches, und die Augen des schwarzen Rosses funkelten durch die Nacht wie glühende Kohlen. Da nahm Anna das Wort, und that ihm freundlich und gelassen kund, was er zu wissen begehrte.

»Ho, ho! Hallo!« schrie er, nachdem sie geendet. »Wenn ich euch rathen soll, so denkt nur nicht mehr an Reimershan, auch morgen nicht. Ich will's nicht haben. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen, Hussa! Hallo!«

Er spornte sein Roß an. In geringer Entfernung aber hielt er noch einmal still und rief: »Doch

merkt's euch wohl, so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, so plaudert nicht!« Und damit jagte er über den Anger hin, seiner tollen Jagd nach, die sich noch von weitem vernehmen ließ.

Sie sahen ihm lange nach; endlich sprach Willibald: „Hättest du ihn nicht fragen können, welches der rechte Weg nach dem Waldhof ist?“

»Der Herr sah mir nicht aus wie antworten!« erwiederte Anna. »Laß uns nur in Gottes Namen immer gradaus gehen. Das wird wohl das Beste seyn.« — Und so gingen sie denn, ohne sich weiter zu besinnen, in Gottes Namen in den Wald hinein.

In dem Walde aber war es mit der Finsterniß in der That recht arg, und wurde immer ärger, je tiefer sie hinein geriethen. — Bald hatten sie ganz den Weg verloren, liefen mit der Nase überall an die Bäume, und wußten gar nicht mehr, wohin sie sich wenden sollten. In diesem Augenblick der größten Noth zeigte sich auf einmal an den alten Baumstämmen hin und her flatternd ein schwacher Lichtschimmer, der bald verschwand, bald wiederum zum Vorschein kam. Willibald sprang hoch auf vor Freuden, umarmte seine Schwester, und fing dann aus Leibeskräften an zu schreien und zu rufen.

Da ließ sich deutlich eine Stimme hören, die ihm antwortete, und gleich darauf kam ein großes Licht

nur eine Bergecke herum gehuscht, und schnell auf sie zu.

Im Anfang hielten es Wilibald und Anna für einen Mann mit einer großen Laterne; dann däuchte es ihnen wie ein brennendes Strohbund, und endlich, als es ihnen mehr zur Seite war, sahen sie, wie es ganz die Gestalt eines dicken Mannes hatte, nur daß er über und über leuchtete wie ein Johanniswurm, das breite Gesicht ausgenommen, welches aber an sich von einer so hochrothen Farbe war, daß es gleichfalls beinah aussah, als ob es brennte.

»Guten Abend, guten Abend, meine Kinderchen!« rief ihnen der Mann über einen Bach herüber zu, den sie nun erst in ihrer Nähe bemerkten. »Woher? wo hinaus? was wollt ihr hier?«

Wilibald erzählte wieder, und bat dann, er möchte ihnen doch ein wenig leuchten, damit sie durch diese Finsterniß den Weg nach Hause fänden.

»Recht gern, recht gern, meine Kinderchen!« sagte der dicke Johanniswurm. »Wir werden bald da seyn. Aber den einfältigen Gang nach Reimershau gebt nur ganz auf. Der ist mir nicht gelegen. Es möchte euch wohl auch morgen nicht besser gehen denn heut. Auf daß es aber euerm Vater nicht an Gästen fehle, so werd' ich morgen Abend selbst mich bei ihm einstellen.«

Während dieses Gespräches war er immer, ohne sich aufzuhalten, flink weiter geschritten; und obwohl die beiden Kinder im Anfang ein leises Grauen anwandelte vor der wunderlichen Erscheinung, so beruhigte sie doch bald wieder sein freundlich zutrauliches Wesen, und sie folgten ihm dreist und munter nach, besonders da sie hörten, daß es nicht mehr weit nach Hause sey.

Sie hatten auch wirklich kaum einige hundert Schritte noch zurückgelegt, da traten sie aus dem Walde heraus auf einen freien Plan, den sie alsbald in höchster Freude für die große Wiese hinter ihrem Hause erkannten.

»Nun, meine Kinderchen,« rief ihr Begleiter, »nun braucht ihr mich nicht mehr. Gute Nacht! Doch laßt es euch gesagt seyn, so lieb euch euer und euers Vaters Leben ist, kein Wort von dem, was euch begegnet! sondern sprecht nur, die Gäste wären eingeladen.

Er drehte sich um, und war bald mit einigen tüchtigen Sprüngen im Walde verschwunden.

Willibald und Anna eilten nun auf das Haus zu; doch wurden sie unterwegs noch einig, den Aeltern wenigstens vor der Hand ihre Abenteuer zu verschweigen. Denn, meinte Anna, so ungern sie es auch

thun, so sey doch mit dem wunderlichen Volk im Walde wohl nicht gut zu spaßen.

Ihre Ankunft brachte in dem Waldhof gar große Freude mit. Man war bei der einbrechenden Nacht schon sehr in Sorge gewesen um sie, und eben hatte der Vater die Laterne angezündet und seine Büchse über die Schulter gehangen, und wollte ausgehn, sie zu suchen.

Von allen Seiten wurden sie nun mit Fragen bestürmt, warum und wo sie so lange sich aufgehalten hätten, und was der Oberförster und der Amtmann denn gesagt? Doch Anna nahm ihren Vater bei der Hand und bat ihn leise, er möchte sie nur heut nichts weiter fragen, denn sie könnten ihm doch nicht antworten; er werde alles schon zu seiner Zeit erfahren.

Arnold schaute seiner Tochter verwundert in die Augen; da sie ihn aber bittend ansah, küßte er sie schweigend auf die Stirn, wandte sich dann zur Mutter und sprach: »Die Kinder sind sehr müde, liebe Mutter. Laß sie zu Bette gehen. Sie werden uns ja alles morgen wohl erzählen.«

* * *

Am andern Morgen, da es nun doch einmal nicht anders seyn sollte, war Mutter Elsbeth schon sehr

frühzeitig bei der Hand, und rührte sich geschäftig, auf daß sie mit dem Abschiedsschmaus noch Ehre einlegen möchte bei den werthen Gästen.

Es ward Kuchen gebacken von zweierlei Art und Gestalt; das wenige Geflügel, das sich erhalten hatte auf dem Hofe, mußte ohne Barmherzigkeit sein Leben lassen; und da dies nicht hinreichend schien, ward Vater Arnold mit der Flinte hinausgeschickt, um schnell noch einen Braten in die Küche zu schaffen, überdieß das ganze Haus vom Boden bis zum Keller überall durchstöbert, um alles noch etwa brauchbare im Beschlag zu nehmen für das Fest.

Ueber diesen Geschäften aber vergaß Frau Elisabeth die Fragen ganz, die sie für Wilibald und Anna noch seit gestern in Bereitschaft hatte. Von Reimershau war heut nicht weiter die Rede; sie setzte die Ankunft des Amtmanns und des Oberförsters als gewiß voraus, und hatte keine andere Sorge, als daß Gottwald, der Knecht, bis jetzt noch immer vergeblich auf sich warten ließ, ob er gleich außer der Nachricht von den Vettern noch verschiedenes an Gewürz, Citronen und dergleichen aus der Stadt mitbringen sollte.

Wilibald und Anna sahen den festlichen Anstalten, wie die andern Kinder, mit Vergnügen zu, und legten redlich mit Hand an, wo sie konnten. Den-

auch begann ihnen jedesmal das Herz ein wenig zu klopfen, sobald sie an den Abend sammt dem Ausgang dachten, den dies alles nehmen würde, und sie warfen einander oft verstohlen bedeutende Blicke zu.

Unter diesem Treiben rückte endlich der theils herbeigewünschte, theils gefürchtete Abend wirklich heran. Der Wald warf schon sehr lange Schatten über die Wiese, die fernen Berggipfel standen in violettem Schimmer, in der Küche loderte und knackte das Feuer auf dem Herde schon seit zwei Stunden, und Vater Arnold war schon zweimal auf dem Hügel hinter dem Hause gewesen, und hatte mit Verlangen ausgeschaut nach den Gästen. Aber die Gäste kamen noch nicht.

Und schon lagen Wiese und Wald in tiefen Schatten, schon bedeckte ein grauer Nebelduft das ferne Thal, und die Berggipfel leuchteten noch mit dunkelrothem Schein herüber; auch Mutter Elisabeth hatte schon dreimal den Kopf zur Thür herein gesteckt und versichert, daß der Braten ganz verbrennen würde, wenn die Gäste nicht bald kämen. Aber die Gäste kamen noch immer nicht.

Endlich war es ganz Nacht geworden. Die Magd deckte den Tisch. Die jüngern Kinder fragten ungeduldig einmal über das andere nach dem Essen. Arnold befahl die Lichter anzuzünden, indem er ver-

drießlich in der Stube auf- und niederging, und Frau Elsbeth wollte eben, aus der Küche kommend, Wildbalden und seine Schwester ernstlich vernehmen, auf welche Weise sie ihren Auftrag gestern ausgerichtet, und was der Amtmann und der Oberförster denn eigentlich darauf erwidert hätten; — da ging's auf einmal an der Thür ganz leise: poch, poch, poch! — Wildbald und Anna sahen sich ängstlich an, und das Herz hämmerte ihnen gewaltig an die Brust. Und als der Vater: Herein! rief, und hineilte, die Thür zu öffnen, da trat ein kleines Männchen herein mit einem mächtig großen Kopfe, welches die beiden Kinder sogleich erkannten, trotz der zierlichen Perücke von Steinflachs, *) die es aufgestülpt hatte. Außer dieser trug es heut auch ein braunes Röcklein mit großen goldnen Knöpfen, und seine Weste war ein wahres Prachtstück, gleichfalls von Asbest künstlich verfertigt, und statt der Knöpfe mit einer doppelten Reihe kostbarer Steine besetzt.

Der Kleine begrüßte Arnolden und seine Frau mit einem freundlichen: Glückauf! gab sich als den Oberberg- und Hütteninspektor Bergmann zu erkennen, und bat, die Dreistigkeit zu entschuldigen, mit der er so grabezu hereintrete; er habe sich ver-

*) Amianth, biegsamer Asbest.

lust in dem Gebirge, sey von der Nacht überfallen worden, und herzlich froh gewesen, als er hier endlich Licht und eine menschliche Wohnung entdeckt, allwo er jetzt nun um gütige Aufnahme bitten wolle.

Arnold hieß ihn freundlich willkommen, und ersuchte ihn, sich indeß auf der Ruhebank niederzulassen, welche die eine Seite des Zimmers einnahm.

Er hatte sich aber kaum niedergesetzt, da ging es wiederum an der Thür ganz leise: poch, poch, poch! und als Arnold: Herein! rief, und hineilte, sie zu öffnen, da trat eine stattliche Frau herein, vom Kopf bis zu den Füßen in einen faltenreichen Schleier gehüllt, die Wilibald und Anna gleichfalls auf den ersten Blick erkannten.

Sie neigte sich höflich gegen Arnold und Elsbeth, kündigte sich als eine Frau von Wasserleben an, welcher auf der Reise nach dem Bade nicht weit von hier der Wagen zerbrochen sey, und bat um Erlaubniß, so lange hier verweilen zu dürfen, bis derselbe nothdürftig wieder hergestellt worden.

Arnold hieß sie freundlich willkommen, bot seine Dienste bei dem zerbrochenen Wagen an, und da sie diese durchaus ablehnte, ersuchte er sie, unterdessen auf der Ruhebank neben dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor Platz zu nehmen.

Sie hatte sich aber nach höflicher Begrüßung des Letztern, kaum wieder ihm niedergelassen, da ging's von neuem an der Thür ganz leise: poch, poch, poch! und als Arnold: Herein! rief, und mit einiger Verwunderung hinging, sie zu öffnen, da huschte flink und geschmeidig ein gar dünner und schmächtiger Herr ihm entgegen, sprang mit vielen seltsamen Bücklingen vor ihm und seiner Frau hin und her, und bat mit einer sehr feinen Stimme um Verzeihung, daß er so geradezu gehe, er sey der Professor Irrlicht, habe sich beim Botanisiren im Gebirge ein wenig verspätigt, und nehme sich die Freiheit, um eine kleine Erfrischung zu ersuchen, da er noch einen weiten Weg vor sich habe.

Wilibald und Anna erkannten auch diesen Freund von gestern auf den ersten Blick, ob er sich gleich, dem Feste zu Ehren, wie es schien, auf eine ganz besondere Weise herausgeputzt hatte. — Er trug einen ueberfarbenen Rock mit silbernen Knöpfen, eine himmelblaue Weste, und schwefelgelbe Beinkleider, in der einen Hand einen langen Stock, in der andern, so wie vor der Brust im Knopfloche, einen großen Strauß von allerhand Sumpfpflanzen, und von seinem Kopfe stieg ein hohes, wunderlich in einander gewirrtes Toupée, einer Flammenspitze ähnlich, in die Luft empor.

Arnold mußte selber lächeln über die seltsame Gestalt, doch hieß er den Herrn Professor freundlich willkommen, ersuchte ihn, indeß neben der Frau von Wasserleben und dem Herrn Oberberg- und Hüttenin[s]pektor Platz zu nehmen, und gab seiner Frau einen Wink, für die unvermutheten Gäste Sorge zu tragen.

Der Herr Professor hatte sich aber noch nicht niedergesetzt, und Frau Elsbeth das Zimmer noch nicht verlassen, da ging es schon wieder an der Thür, doch dießmal sehr laut und vernehmlich: poch, poch, poch! — Und als Arnold: Herein! rief, und mit einem leisen Kopfschütteln hinging, zu öffnen, da kam von einer tiefen Baßstimme ein lautes: guten Abend! durch die Thür, und hintendrein ein starker untersetzter Mann von etwas verwildertem Ansehen, in einem grauen Rock mit mächtigen goldbrokatenen Aufschlägen nach uralter Mode, auf dem Kopf eine große ziemlich zerzauste Allongenperücke und einen kleinen dreispitzigen Tressenhut. An der Baßstimme und an der langen Habichtsnase erkannten Wilibald und Anne mit einigem Schrecken den gestrengen Herrn Marschallcommissarius von gestern Abend, obgleich Krone und Mantel fehlten.

Er begrüßte Arnolden mit einem herablassenden Kopfnicken, kündigte sich als den pensionirten Ge-

neral Erlkönig an, und gab in kurzen Worten den Wunsch zu erkennen, auf seiner Reise hier zu übernachten.

Arnold hieß ihn, trotz seiner steigenden Verwunderung über den zahlreichen Besuch, doch recht freundlich willkommen, und bat, sich indeß neben dem Herrn Professor, der Frau von Wasserleben und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor niederzulassen.

Der General schritt langsam auf die Ruhebank zu, Wilibald und Anna wichen seinem Marsch von weitem aus, und zogen sich auf die Mutter zurück.

Kaum aber hatte der neue Gast Platz genommen, da ging's abermals und zum fünfteinmale an der Thüre: poch, poch, poch! — Und als Arnold halb lachend, halb ungeduldig: Herein! rief, da that sich die Thür weit auf, und herein schritt ein langer Mann im grünen Jagdkleide, den Hirschfänger über die Hüften geschnallt; die schwarzen Haare hingen ihm wild um das bleiche Gesicht. — Wilibald und Anna ahneten, daß dieß der tolle Jäger von gestern Abend seyn möchte, und Wilibald zog sich hinter den Ofen; Frau Elsbeth aber stand ganz starr vor Erstaunen, die Hände unter der Brust gefaltet, mit halb offnem Munde.

Der Jäger ging auf Arnolden zu, begrüßte ihn kurzweg, und sprach: er sey der Oberjägermeister von Hacklnberg,*) denke morgen eine große Jagd zu machen im Gebirge, und bitte daher um Nachtquartier auf dem Waldhof, als wohin er sein Gefolge morgen früh beschieden.

Arnold hieß ihn freundlich willkommen, versicherte, sein ganzes Haus stehe zu seinen Diensten, und ersuchte ihn, unterdeß sich dort neben dem Herrn General, dem Herrn Professor, der Frau von Wasserleben, und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor niederzulassen.

Er hatte aber kaum ausgesprochen, da ging's zum sechstenmale an der Thüre: poch, poch, poch! — Und ehe Arnold: Herein! rufen konnte, schob sich schnaubend und schnaubend ein dicker Herr in die Stube, mit einem breiten feuerrothen Gesicht, in einen langen Ueberrock auf englisch gekleidet, nigte sich sehr höflich gegen Arnold und seine Frau, und meldete sich als den Kammerrath und Laternenkonservationsinspektor Feuermann an, der schon längst viel Gutes von Herrn Arnold vernommen, und gewünscht habe, seine werthe Bekanntschaft zu machen.

*) Unter diesem Namen ist der sogenannte wilde Jäger in einem großen Theil von Deutschland bekannt.

Arnold dankte verbindlichst für die ihm erzeigte Ehre, und bat, er möchte indessen neben dem Herrn Oberjägermeister, dem Herrn General, dem Herrn Professor, der Frau von Wasserleben, und dem Herrn Oberberg- und Hütteninspektor Platz nehmen.

Das geschah; und indem jetzt Arnold die sechs wunderlichen Bilder so in einer langen Reihe nebeneinander sitzen sah, steif und ohne Bewegung, — den Professor ausgenommen, der ein wenig mit dem Beine bäumelte — die Augen alle starr auf ihn gerichtet, die mittelsten vier Gesichter bleich, fast leichenhaft, das Gesicht auf dem rechten Flügel, und die Nase auf dem linken dagegen leuchtend in übernatürlichem Karfunkelschimmer, — da kam ihm die ganze Gesellschaft doch sehr sonderbar, und fast ein wenig unheimlich vor. Als ein Mann, der zu leben wußte, ließ er sich jedoch nichts davon merken, sondern erhob seine Stimme und sprach:

»Ich habe eine Bitte an euch, verehrte Frau und werthen Herrn! Da ich morgen dieses Haus und diese Gegend verlasse, so dächte ich heut meinen Abschiedsschmaus zu geben: wider Vermuthen aber, und zu unserer nicht geringen Verwunderung sind die eingeladenen Gäste ausgeblieben. Daher ergeht mein freundliches Gesuch dahin, daß es euch sämmtlichen gefallen möge, an deren Stelle zu treten, mit uns

fürlieb zu nehmen, und mir meinen Abschied feiern zu helfen.

Da bewunderten alle sechs Bilder zu gleicher Zeit sie gegen ihn, der Oberberg- und Hütteninspektor aber nahm das Wort, und erklärte im Namen Aller, wie sie es sämmtliche sich für eine Ehre schätzten, die Gäste eines so wackern Mannes zu seyn, zugleich aber auch sämmtliche verhoffeten, er werde es sich in dieser Gegend noch länger gefallen lassen.

Arnold antwortete darauf bloß mit einem Achselzucken, und Frau Elsbeth lief schnell nach der Küche, das Essen anzurichten, zwar immer noch voll Staunen und Verwunderung, doch aber im Herzen froh darüber, daß sie ihre Back- und Kochkunst nun doch nicht umsonst angewendet haben sollte.

Und als das Essen kam, setzte sich Arnold mit den Seinigen und seinen Gästen an den Tisch. Die jüngern Kinder, die jetzt erst die Gäste zu sehn kriegten, schienen sehr große Freude zu haben an den seltsamen Gesichtern und Gestalten, und Frau Elsbeth hatte nun genug zu winken und zu steuern, daß die Freude nicht allzulaut wurde.

Bei der übrigen Gesellschaft ging es indessen im Anfang ziemlich still und einsylbig her, wie dieß zu geschehen pflegt unter Leuten, die einander nicht recht kennen. Die Gäste sprachen wenig, und aßen auch

wenig; ja zu Frau Elsbeths großem Verdrusse berührten sie die Speisen kaum, und thaten nur, als ob sie äßen. Allein als der Wein kam, ließen sie sich nicht lange nöthigen, sondern lippten fleißig auf, und da Arnold immer fleißig wieder einschenkte, zeigte sich gar bald Leben und Feuer von allen Seiten. Die Gäste fingen an gesprächig zu werden, theils mit ihren Wirthen, doch mehr noch untereinander, wobei sie sich aber öfters zu vergessen schienen, indem sie die Unterhaltung in einer Sprache führten, die Arnolden so gänzlich fremd und unbekannt war, daß er sich nicht erinnern konnte, je in seinem Leben nur etwas ähnliches vernommen zu haben. Auch war es kaum eine Sprache zu nennen; denn es bestand mehr aus einem ganz besonderen Zischen, Blasen, Pfeifen und Schmatzen, als aus wirklichen Worten.

Arnold und seine Frau hörten dem Scharwarz mit dem größten Erstaunen zu, und die Kinder konnten sich des lauten Lachens darüber gar nicht länger erwehren.

Die rechte Lust ging aber erst an, als am Ende der Mahlzeit Mutter Elsbeth einen mächtigen Napf voll warmen Punsch auf die Tafel setzte, und die dampfenden Gläser fleißig angestoßen und aus dem Vollen geleert wurden. Die Fremden tranken auf die Gesundheit des braven Wirths und der angenehmen

Mittlerweile auf noch langen Besitz des Waldhofs, und was Arnold freilich nicht recht verstand, auf fortgesetzte gute Nachbarschaft. Dabei fingen ihre Augen, je länger, je mehr, auf eine seltsame Weise, beinah wie die Augen der Katzen im Finstern, zu leuchten und zu funkeln an; ihr Gespräch untereinander ward immer lebhafter; dazwischen brachen sie oft in lautes Gelächter aus, und machten die allerpassirlichsten Gebehrden und Bewegungen dazu. Frau Elsbeth sah ihren Mann bedenklich an, und Vater Arnold selbst schüttelte mit Befremden den Kopf.

Nun traf es sich indem, daß die Frau von Wasserleben zu trinken verlangte, und die Magd mit dem verlangten Wasser ein wenig zögerte; da fuhr jene einen Zipfel ihres Schleiers auf, und preßte daraus das klarste Wasser in ein Glas.

Elsbeth hatte es mit Schrecken bemerkt, und wußte nicht, was sie davon denken sollte, und als sie in der Verwirrung darüber eine Lichtscheere ergriff, das Licht zu putzen, und es ausputzte, streckte der Kammerrath Feuermann, ihr Nachbar, schnell mit einer verhindlichen Miene die Hand aus dem langen Aermel hervor, und zündete das Licht auf der Stelle mit seinen Fingern wieder an.

Das ging nun der guten Frau Elsbeth über den Scherz. Ein plötzliches Grauen ergriff sie vor den

unbekannten Gästen. Sie schob erschrocken ihren Stuhl zurück und stand auf; Arnold und die Kinder folgten ihr. Die Gäste aber schienen ihr Entsetzen gar nicht zu bemerken, oder nicht darauf zu achten, sondern wurden nur immer lauter; schnitten dazu immer häßlichere Fratzen und Gesichter, und thaten ganz, als ob sie allein im Zimmer wären.

Die Stubenuhr schlug eben zwölf. Da sprang Professor Irrlicht endlich auf, schoß mit großer Behendigkeit einen Burzelbaum, und krähte: »Musik, Musik, ihr lieben Leute! Musik herbei! Nun wollen wir eins tanzen.« Der Oberjägermeister erhob sich, lief nach dem Fenster, riß es auf, und schrie: »Hup! hup!« nach Jägerart hinaus. Sogleich ließ sich draußen ganz nahe Hundegebell und Hörnerklang vernehmen; die Fenster flogen auf, verschiedene Eulen und Uhus setzten sich in die Oeffnungen, und begleiteten mit ihrem angenehmen Gesange die Musikanten, die draußen aufspielten. Nun erhob sich auch die übrige Gesellschaft, und fing nach dieser höllischen Musik munter zu tanzen an.

Und mit jedem Augenblick wilder ward der Tanz, und immer ausgelassener wurden die Tänzer.

Der Oberberg- und Hütteninspektor warf jauchzend seine Perücke an die Decke, wo sie, zur großen Freude der Andern, an einem Nagel hängen blieb;

Professor Irrlicht sprang sehr flink und gelenk auf allen Bänken, Tischen und Schränken herum, und seine Gestalt dehnte sich wunderbarer Weise bald zu einer ungebührlichen Länge aus, bald schrumpfte sie wieder unter das ungewöhnliche Maß zusammen; der Kammerrath Feuermann aber knöpfte unterweilen seinen Ueberrock auf, und es war recht entsetzlich anzusehen, wie er dann jedesmal einen glühenden Feuerregen auf die Tänzer schüttelte. Doch schien dieser letzte Scherz denselben besonders zu gefallen, und begeisterte sie zu immer wüthenderm Jubel. Sie fingen an, einander in der Stube herum zu jagen und zu haschen, und dieser oder jener nahm unversehens eins von seinen Beinen in die Hand, und schlug damit wacker zu, oder warf auch wohl einem andern seinen eignen Kopf in den Rücken, und setzte ihn dann gelassen wieder auf, als ob es ein Hut wäre. Dabei wurden alle Stühle und Bänke umgeworfen, Gläser, Flaschen und Teller von dem Tisch heruntergerissen. Mutter Elsbeth schlug die Hände über den Kopf zusammen.

Arnold hieß sie die Kinder in das Nebenzimmer bringen, doch in dem Augenblick sprang der General Erlkönig auf sie zu, und rief: »Kinder da lassen! Kinder mitnehmen! Kinder mein seyn!« Darüber begannen die Kinder zu weinen und zu schreien, und verkrochen sich hinter die Mutter; und Arnold trat

entrüstet den Popanz an, und beschwerte sich über das ungeziemende Betragen, womit sie seine Gastfreiheit vergälten. Doch jener antwortete ihm darauf bloß: „Psch — schw — schw — glapp!“ *) und mischte sich wieder unter die Gesellschaft.

Da indeß eben der Oberberg- und Hütteninspektor vorübersprang, den Arnold noch für den Vernünftigsten hielt, so machte er sich an diesen, und bat ihn, dem Unwesen doch ein wenig zu steuern, und zu bedenken, daß sie sich hier nur als Gäste befänden. Allein der schnitt ihm eine abscheuliche Fratze entgegen, antwortete ihm bloß: „Pfü — — wisch!“ **) und sprang gleichfalls wieder unter die Uebrigen.

Der tolle Wirbel drehte sich immer rascher und unbändiger. Die Lichter löschten aus. Der Kammerrath, der seinen Ueberrock ganz abgeworfen hatte, erleuchtete nun mit seiner feurigen Gestalt allein die ganze Scene, und sprühte einen solchen Funkenregen um sich her, daß Arnold in der größten Angst schwebte, er werde ihm das Haus über dem Kopf anzünden. Am Ende mischten sich auch die Sänger darunter, die an den Fenstern saßen; selbst die Musikanten von draußen schienen an dem Feste Theil nehmen zu wol-

*) Ad libitum des Vorlesers vorzutragen.

**) Item wie oben.

len., denn Hundegebell und Hörnerklang erschallte bald mitten in der Stube auf eine ohrenzerreissende Weise. Der Oberjägermeister feuerte seine wüthende Jagd mit Hussa! und Hussa! noch immer mehr an, und dazwischen ließ sich General Volkmars Baßstimme vernehmen: »Kinder her! Kinder mitnehmen! Kinder mein seyn!«

In diesem höllischen Sabbath gingen Arnolds Worte, der noch immer steuern und vermahnen wollte, gänzlich unter und verloren. Ja mit einemmale faßte ihn der rasende Knäuel selber; er mußte wider seinen Willen sich mit drehen, ward tüchtig hin und her gestoßen, und dankte Gott, als er endlich athemlos sich wie die andern in das Nebenzimmer retten konnte.

Dort war alles indeß in größter Angst und Noth. Die Kinder heulten und schrieen; Frau Elsbeth stand zitternd und händeringend; die Magd kniete vor dem Bette, und hatte den Kopf hineingesteckt, um nichts mehr zu sehen und zu hören.

»Hätten wir's doch gestern dem Vater gesagt!« sprach Wildbald weinend zu seiner Schwester, »so hätte der Vater das abscheuliche Volk heut gar nicht ins Haus gelassen.«

Aber Anna, die eine Weile still vor sich hin geschaut hatte, sprang jetzt schnell hinaus, und bald darauf, als oben der Lärm hatte, und die Angst hier

aufs allerhöchste gestiegen war, daß Vater Arnolden selber fast der Kopf anfing zu drehen, und er gar nicht mehr wußte, was er beginnen sollte, da trat sie plötzlich in die Thür des Vorderzimmers, wo die wilde Jagd tobte, indem sie etwas unter der Schürze verborgen trug, und rief mit lauter Stimme:

„Wohl aufgeschaut!
Der Morgen graut;
Der Tanz hat nun ein Ende!“

Und mit diesen Worten wickelte sie die Schürze auseinander, und der große Haushahn, den sie darunter verborgen getragen hatte, flatterte hervor, flog alsbald auf einen Kleiderschrank, schüttelte sich, und fing aus Leiberkräften an zu krähen.

Da ward es auf einmal ganz still in dem Zimmer; und Alle standen und horchten auf.

Und der Hahn krähte zum zweitenmal. Da flogen die Eulen und Uhus schnell zum Fenster hinaus; die unsichtbare wilde Jagd folgte ihnen mit entsetzlichem Getöse; die übrige Gesellschaft lief in Verwirrung erschrocken durch einander.

Und zum drittenmale krähte der Hahn. Da war auf einmal alles wie weggeblasen und weggestoben. Anna stand ganz allein im Zimmer, und friedlich und

freundlich schaute der Mond vom klaren Himmel durch die Fenster.

Arnold hatte ihrem Beginnen aus der Nebenstube zugesehn, sprang jetzt herbei, und herzte und küßte seine muthige und kluge Tochter. Auch die Andern wagten sich nun wieder aus ihrem Versteck hervor. Arnold befahl, Licht anzuzünden. Und als das Licht gebracht wurde, da sahen sie Alle mit Erstaunen drei große Beutel auf dem Tische stehen, und drei große Zettel hingen daran, und auf dem ersten Zettel stand: »Zum Dank für freundliche Bewirthung!«

Auf dem zweiten: »Auch langer Besitz des Waldhofes.«

Auf dem dritten endlich: »Fernere gute Nachbarschaft!«

Und als Arnold die Beutel öffnete, fand er sie voll eitel alter harter Thaler. Auf dem Fußboden aber waren noch überdieß eine Menge Goldstücke verstreut, die allem Anschein nach der Feuermann ausgesäet hatte, und auf Tischen und Schränken, überall wo der Professor Irrlicht hingesprungen, lagen ansehnliche Häufleins blanker Silberpfennige.

Die Freude über diesen Fund war groß, und so geschah es, daß Anna erst ganz zuletzt ein kostbares Halsband von sehr schönen Perlen an ihrem Halse gewahr wurde. Sie wußte selber nicht, wie sie dazu

genommen war, doch hielt es Mutter Elsbeth wohl nicht mit Unrecht für ein Geschenk der Frau von Wasserleben.

So war nun Arnold durch die Freigebigkeit seiner wunderlichen Gäste auf einmal wieder ein reicher Mann geworden.

Und er säumte nicht, seine Schulden zu bezahlen, brachte sein Hauswesen wieder in Ordnung auf das Beste, hatte auch bald die Freude, zu sehen, daß alles gedieh und blühete unter seinen Händen, wie zuvor, und lebte also mit den Seinigen in Glück und Frieden noch manches Jahr.

Das Perlenhalsband aber wird noch jetzt in der Familie aufbewahrt, zum Andenken an das wunderbare Gastmahl. Auch blieb des Oberberg- und Hüttenin spectors steinflachsene Perücke an der Decke hängen, und ihr könnt sie heutiges Tages noch hängen sehen, wenn ihr einmal nach dem Waldhof kommt.

Das Schwert

und

die Schlangen.

Ein Mährchen in acht Kapiteln.

1816.

Erstes Kapitel.

Von der Oedenburg und ihren Bewohnern. Meister Ezzelino mit dem Dachsränzlein.

In einem tiefen, tiefen Thale, mitten im wilden Gebirge, da lebte einmal vor langer Zeit ein Mann mit seinem Sohn und zwei Knechten. Sie hatten sich ein geräumiges Haus in diese Einöde hineingebaut, und hatten es die Oedenburg genannt, denn öde war die Gegend ringsumher auf viele Stunden, und ihr Haus das einzige im ganzen Gebirge. Der Mann hieß Wolfgang, sein Sohn aber Raimund.

So hatten sie in diesem Thale miteinander gelebt seit 16 Jahren. Kein fremder Mensch war in dieser Zeit dahin gekommen. Niemand im ganzen Lande wußte von der Oedenburg. Raimunds Mutter, die mit dahin gezogen, war vor 10 Jahren bereits gestorben, und Raimund jetzo 18 Jahr. Doch hätte ihn jeder willig für älter genommen, denn er war

hoch und schlank aufgeschossen wie eine Tanne, und gewaltig an Brust und Armen. Kein Felsen stand ihm zu hoch und steil, kein Strom war ihm zu mächtig, kein Wild zu schnell.

Da saß Wolfgang eines Abends mit ihm und mit dem Knechte am Heerde. Die Männer sprachen untereinander von der Zeit, da sie noch unter den übrigen Menschen lebten. Raimund hörte zu und hatte viel zu fragen. Draußen aber machte sich der Sturm auf, warf die Wolken, die schon den ganzen Tag zusammengeballt am höchsten Gebirgsrücken gehangen hatten, herunter in die Thäler, und fuhr schnaubend und brausend durch den Tannenwald.

»Ist mir's doch,« sagte Wolfgang auf einmal und horchte, — »ist mir's doch, als klopfte es draußen an der Thür. »Was könnte das wohl seyn?«

»Es ist der Wind, Herr!« meinte Erich, der ältere von den Knechten.

„Ja, Wind!“ rief Bolko, der andre Knecht. »Wenn du das Wind nennen willst, was Hände und Füße hat. Zwei Hände und Füße, sag' ich, auch wohl nach Gelegenheit einmal drei oder vier. Ich höre das Klopfen schon lange, und weiß wohl, wer sich den Spaß macht. Aber man muß thun, als hörte man's nicht.

Indem klopfte es wieder ganz laut und ver-

nehmlich. Wolfgang und Erich sahen einander verwundert an.

»Nun, so sieh' doch einmal hinaus, Bolko!« rief Wolfgang endlich. »Es könnte sich doch wohl einmal jemand verirret haben.«

Bolko schüttelte den Kopf. »Nehmt's nicht für ungut, Herr; ich stecke meine Nase nicht zur Thür hinaus; denn wer steht mir denn dafür, daß ich sie nicht vielleicht noch einmal so lang wieder hereinbringe. Der liebe Gott hat mich ohnedieß schon an diesem Theil meines Leibes über die Gebühr gesegnet, und den Herrn, der draußen pocht, den kenn' ich schon; der hat sein Gefallen an derlei Späßen.«

Indessen Bolko so sprach, war Raimund bereits aufgestanden. Er zündete eine Kienfackel auf dem Heerde an und ging hinaus. Erich langte die blanke Streitaxt, die über ihm an der Wand hing, vom Nagel und folgte ihm.

Es dauerte nicht lange, so traten sie beide wieder herein mit einem kleinen Männlein. Das ging auf Herrn Wolfgang zu, grüßte ihn freundlich, und bat um Herberge für diese Nacht. Er heiße Meister Ezzelino, sey für gewöhnlich wohnhaft in der Stadt Padua, in Welschland, pflege aber des Sommers herumzuwandern, da und dorten in den Gebirgen, um den geheimen Kräften der Natur auf die Spur

zu gehn, die sich in Kräutern, Steinen und Metallen auf das wunderbarste an den Tag legen. So sey er denn auch hieher gekommen, und da sich diese Gegend besonders reich erweise an den seltensten Dingen, habe ihn dieß unvermerkt immer weiter in dieses Gebirge hinein verlockt, bis er nicht mehr gewußt wo aus noch ein, und gar herzlich froh gewesen sey, als er endlich in der Abenddämmerung von oben herab dieses Haus im Thale entdeckt habe.

Wolfgang hieß ihn willkommen, und befahl Bolko'n, den Gast mit Speise und Trank zu erquicken. Bolko schob einen Tisch zum Feuer, und sorgte für alles Benöthigte; doch nahm er sich wohl in Acht, daß er dem Fremden nicht zu nahe kam.

Meister Ezzelino machte sichs bequem, legte seinen Mantel und ein kleines Dachsränzlein ab, das er auf dem Rücken trug, und setzte sich an den Tisch. Raimund sah ihm von der Seite zu, und hatte seine Freude an der wunderlichen Behendigkeit, mit der der Kleine aß und trank, wobei das rothe Spitzbärtlein an dessen Kinn sich possirlich auf und nieder bewegte.

»Nun,« sagte der Gast endlich, »nun hab' ich eurer Gastfreundschaft redlich Bescheid gethan, nun bitt' ich um die Vergunst, daß ich euch gleichfalls bewirthen darf.«

Er holte mit diesen Worten eine Flasche und 5 silberne Becher aus seinem Ränzlein und schenkte ein.

»Euer Meth ist gut,« fuhr er fort, »aber ich denke, mein Wein auch. Er ist aus meinem Vaterlande.«

Als Wolfgang und Erich von Wein sprechen hörten, und die edle Gottesgabe so hell und klar wie lauteres Gold in den Bechern perlte, da war ihnen freilich beinah zu Muth, als wenn sie die Sonne seit 16 Jahren zum erstenmal wieder aufgehen sähen. Bolko aber trat dem Fremden schnell einige Schritte näher, ja der Muth wuchs ihm endlich so weit, daß er sich gleichfalls an dem Tisch ihm gegenüber niederließ.

Alle sprachen hierauf wacker zu. Auch Raimund schien Gefallen zu finden an dem neuen Getränk. So kamen sie der Flasche bald auf den Grund. Meister Ezzelino holte noch eine aus dem Ränzel, und noch eine. Raimund wunderte sich freilich ein wenig, wie die drei Flaschen darin Platz gehabt hatten. Die Andern aber nahmen daraus kein Arges und wurden bald gar munter und gesprächig.

Der fremde Gast wußte viel und mancherlei zu erzählen, von den besondern Dingen, die er auf seinen Reisen gehört, gesehen oder erlebt hatte.

»Ja,« sagte er endlich, »ich habe wohl mancherlei

Wunderbares in der Welt erlebt, das Allersonderlichste aber doch, und was mit nichts anderm zu vergleichen steht, das ist die Geschichte von dem Könige mit den Schlangen. Vielleicht ist sie euch schon bekannt. Die ganze Welt spricht davon.

Wolfgang bezeugte seine Unwissenheit, und bat, er möchte ihnen doch die wunderbare Geschichte nicht vorenthalten.

»Nun, so wißt ihr doch wenigstens,« sagte der Fremde, »daß das ganze Land dort auf der andern Seite des Gebirges von einem heidnischen sehr mächtigen König beherrscht wird, und daß dieser König Giselherr heißt?« —

»Ja, ja,« rief Wolfgang, »das wissen wir nur gar zu gut!«

»So? Nun,« sprach jener weiter, »dieser König Giselherr ist es, von dem ich spreche. Er war, wie ihr vielleicht auch wißt, der jüngste von drei Brüdern, und also nicht dazu bestimmt, die Krone auf seinem Haupte zu tragen. Die beiden ältern aber starben nacheinander schnell hinweg.« —

»Ja, ja, sie starben schnell hinweg!« unterbrach ihn Wolfgang, und lachte grimmig dazu.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte von dem König mit den Schlangen. Raimunds Schwur.

»Die beiden Brüder starben,« fuhr der Fremde fort, »und Giselherr ward König. Das ist er nun gewesen mit Ruhm und Ehren manches Jahr, und was er in Krieg und Frieden noch so keck oft unternahm, das führt' er auch zu seinem Ziel und Ende aus, und seine Macht, sein Reichthum und sein Glück war in den Ländern weit und breit umher beinah zum Sprüchwort geworden.«

»Seit einem Jahr aber etwa hat sich alles plötzlich gewendet, König Giselherr ist jetzt der elendeste aller Menschen zu nennen, und um alle Schätze, die er aufgehäuft, möchte den schlechteste seiner Unterthanen nicht an seiner Stelle seyn.«

»Das soll sich also zugetragen haben. Als er eines Tages nämlich, wie man erzählt, auf die Jagd geritten und von seinem Gefolge abgekommen war, gelangt er tief im Walde zu einer Felsenhöhle. Aus dieser Höhle kommt ihm ein seltsames Geräusch zu Ohr, fast wie ein heftiges Blasen oder Zischen, und

da er meint, dieß rühre vielleicht von einer verborgenen Quelle her, steigt er vom Pferde und geht hinein sich zu erquicken. Das Ziſchen und Blaſen wird immer ſtärker, je weiter er vorwärts ſchreitet; doch von einer Quelle iſt nirgends eine Spur, wohl aber ſieht er plötzlich zu ſeinen Füßen zwei menſchliche Gerippe liegen, und da er jetzo faſt erſchrocken um ſich ſchaut, und ſeine Augen ſich indeß an die Dämmerung in der Höhle gewöhnt haben, ſieht er auf dem Boden und an den Wänden neben ihm, und an dem Gewölbe über ihm ſich alles regen und bewegen, und gewahret endlich, daß es tauſend und abertauſend Schlangen ſind, die ſich durcheinander ringeln, und ihn mit glänzenden Augen anſtarren und mit gräßlichem Gezisch die Zungen ausſtrecken nach ihm. Da ſträubt ſich ſein Haar, das Entſetzen faßt ihm ins Mark ſeines Gebeins, und er taumelt zurück und wendet ſich zur Flucht. In dem Augenblick aber ſchießen aus den beiden Menſchengerippen zwei der größten Schlangen hervor, mit goldenen Kronen auf dem Kopfe, und folgen dem König nach, und obgleich dieſer ſein Pferd erreicht, und es über Berg und Thal, durch Sumpf und Moor in geſtrecktem Laufe dahin treibt, und meint, den Schlangen zu entfliehen, ſo ſind ſie dennoch immer an des Roſſes Hufen, und erreichen die königliche Burg zu glei-

cher Zeit mit ihm. Hier laufen nun auf des Königs Ruf die Diener alsbald zusammen, und wollen ihrem Herrn zu Hülfe kommen, allein die Schlangen stellen sich mit halb aufgerichtetem Leibe an das innere Thor der Burg, durch das sich jener geflüchtet, und verwehren den Eintritt jedem, der sich naht. Aus ihren Augen schleicht allmählich sich das Grausen in Aller Brust, wie sie der furchtbaren Schildwacht gegenüber stehen, und endlich, als von einem plötzlichen Schreck ergriffen und geschlagen, stäubt der ganze Haufe auseinander. Die Schlangen aber bleiben unverwandt so stehen bis um Mitternacht. Da ringeln sie sich die Treppe hinauf und gerade nach des Königs Schlafgemach. Die Dienerschaft und alles Volk, das die unerhörte Mähr versammelt, sie hören draußen vor der Burg das Hülferufen ihres Herrn, sie hören sein Angstgeschrei, das Aller Ohr und Herz zerreißt, doch keiner wagt sich in die Burg hinein; bis endlich, als der Morgen graut, die Schlangen an dem äußern Thor erscheinen, und sich langsam an dem Abhang hinunter wälzen nach dem Walde zu.

»Und mit jeder Mitternacht seitdem sind auch die entsetzlichen Gäste wieder da, und dringen in das Schlafgemach des Königs, kein Thor und Wall, kein Schloß und Riegel hält sie auf, und nagen und zehren bis der Morgen graut an seinem Herzen. Der

kommende Tag heilt darauf die Wunden zu, und ergänzt das Verlorne, und die Gäste kommen um Mitternacht wieder zum vollen frischen Mahle.

Zwar haben sich seitdem der wackern Ritter und treuen Diener einige gefunden, die das unsägliche Elend ihres Herrn gejammert, und welche tief in ihrer tapfern Brust die Schmach gefühlt, ihn also hülflos und ohne Beistand solcher gräßlichen Qual zu überlassen, und diese haben sich um Mitternacht zu ihm begeben, muthig entschlossen ihn zu beschützen gegen seine Peiniger, und die Ungeheuer zu bekämpfen; allein zerfleischt und ohne Leben sind sie am andern Morgen auf den Stufen der Burg gefunden worden, und der unglückliche König Gisilherr harret noch bis diese Stunde seines Befreiers und Erlösers.«

Der Fremde schwieg, da sprang Raimund empor von seinem Sitze, seine Augen funkelten. »So wahr mir Gott helfe,« rief er, »ich werde ihn befreien und erlösen!«

»Unsinniger!« schrie Wolfgang zornig, »was beginnst du? Hier, wo Gott sichtbarlich sein Richteramt schon auf Erden verwaltet, wirst du ihm frevelnd in den Arm fallen, und sein Gericht aufhalten? Kennst du diesen König, den du von der gerechten Strafe zu befreien schwörst? Nun, so wisse, als sein Vater starb, da ließ er seine ältern Brüder beide

heimlich ermorden, weil ihn nach der Krone gelüstete, er ließ sie ermorden mit Weib und Kind, und wahrlich nicht an ihm hat es gelegen, daß die schändliche That nicht ganz so vollbracht ward, als er es wollte.«

Raimund schwieg einige Augenblicke, dann reichte er jenem die Hand und sprach ruhig: »Vater, ich habe es so geschworen, und so will ich es auch thun.«

Meister Ezzelino sprang schnell auf, zog Wolfgang auf die Seite, und redete heimlich mit ihm. Wolfgang hörte nachdenklich zu; dann wandte er sich, hob seine Augen gen Himmel und faltete die Hände, trat zu seinem Sohne, und sprach mit feierlicher Stimme: „Wohlan, so ziehe hin, mein Sohn, und thue, was dein Herz dich heißt. Ich sehe deinen raschen Schwur als Gottes Stimme an. Morgen mit dem frühsten brichst du auf. Meister Ezzelino wird dich begleiten.“

Drittes Kapitel.

Das Alpenröslein. Raimund reist ab.

Die Morgendämmerung blickte oben kaum über den Berg auf, und unten im tiefen Thale um die Oedenburg herbergte noch die Nacht, als Raimund schon von seinem Lager sprang. Er öffnete leise die Thür und nahm den Weg nach einem Hügel, der nicht weit hinter dem Hause lag. Auf diesem Hügel war seine Mutter begraben.

Er hatte seine Mutter sehr lieb gehabt, da sie noch lebte, und hielt das Andenken an sie gar hoch und werth. Jetzt aber wollte er nicht von dannen scheiden, ohne ihrem Grabe noch ein Lebewohl zurückzulassen.

Als er eine Weile still in Gedanken daneben gestanden hatte, schlugen die ersten rothen Strahlen der Morgensonne an den höchsten Gipfel des Gebirges, auf dem noch der Schnee lag, daß er wie ein König in seinem Purpurmantel über die dunkeln Rücken und Häupter der andern Berge weg ins Thal herab schaute; da nahm Raimund bei dem Schimmer ein Alpenröslein auf dem Grabe wahr, das gestern nicht

da gestanden hatte, und ihm auch sonst noch niemals hier vorgekommen war. Er sah es als einen Abschiedsgruß an, den die geliebte Mutter ihm herauf gesendet, pflückte es ab mit nassen Augen, und da indem eben der Klang des Hifthorns von der Odenburg herüberschallte, der ihn rief, begab er sich auf den Rückweg.

Wolfgang und der Fremde harrten schon seiner. Alles war zur Abreise bereit. Auch Bokko, der seinen jungen Herrn als Knappe begleiten sollte, hatte sich mit einem alten verrosteten Panzerhemde und einem mächtig langen Schwerte dazu gerüstet.

Wolfgang war sehr still und ernst. Er reichte seinem Sohn einen Ring mit hellfunkelnden Steinen besetzt, und gebot ihm, denselben wohl zu verwahren; darauf schloß er ihn in seine Arme und segnete ihn, und gleichfalls still und ernst zogen die drei Wanderer von dannen.

Meister Ezzelino schien in dem Gebirge besser Bescheid zu wissen, als er gestern Abend vorgegeben hatte, denn er führte seine Gefährten einen andern und kürzern Weg hinauf, als beiden bekannt war. Die Sonne fing kaum an, sich zu neigen, da standen sie bereits auf dem höchsten Rücken, und schauten auf der andern Seite hinab.

Zu ihren Füßen dehnte sich weithin ein finsterer

ungeheurer Wald; jenseits des Waldes aber sahen sie ein wohlangebautes Land, und viele Dörfer, Städte und Burgen blinkten weiß im Sonnenschein.

»Schaut dort,« sagte Meister Ezzelino, »auf jenem fernen Berge, der so einzeln steht in der Ebene, da prangt die Burg des Königs Giselherr. Das ist dein Ziel, junger Degen. Dort harret dein ein schwerer Kampf. Du wirst ihn mit Ehren bestehen, ich baue fest auf dich. Aber merke wohl auf das, was ich dir jetzt zu sagen habe.«

»Nicht durch deine Kraft allein kannst du die beiden Ungeheuer bezwingen und erlegen. Sie sind Kinder der Hölle, und Hölle bezwingt nicht bloße Tapferkeit. Nur ein gewisses Schwert, von besonderer Macht und Tugend, nur das mag deinem tapfern Arm den Sieg verleihen. Dieß Schwert ist jetzt in der Gewalt feindseliger Mächte, denen daran liegt, daß es nicht auf Erden herrsche, und diese haben es verborgen tief im Grunde unterirdischer Klüfte. Dort mußt du dir es holen. In jenen blauen Bergen, die sich schroff und zackig in seltsamen Gestalten uns zur Rechten erheben, da wirst du nähere Kunde finden. Dorthin geht also jetzt dein Weg. Ich aber kann dich nicht fürder begleiten. Doch wenn du in Noth bist, werde ich bei dir seyn. Ziehe hin und sey standhaft. Dem festen Willen ist die Welt unterthan.

Dir aber, Freund Volko, hinterlaß' ich mein Dachsränzlein. Das wird für euern Imbiß sorgen. Sey deinem Herren treu, und steh' ihm wacker zur Seite in der Gefahr.«

Er reichte beiden die Hand zum Abschiede. »Doch noch eins!« fuhr er fort, »du bist nicht ritterlich gerüstet und geschmückt. Dort unten, wo der Rauch aus dem Walde steigt, da wohnt ein kunstreicher Waffenschmid. Dem bringe nur einen Gruß vom Meister Ezzelino, fordre, was du brauchst, und lasse dich nicht abschrecken. Er ist ein wunderlicher Gesell, und öfters nicht bei Laune. Doch ist er grob, so sey nur wieder hübsch grob: so wirst du am besten mit ihm fertig. Es mag dein erstes Probestücklein seyn. Gott sey mit dir!«

Raimund und Volko hatten noch viele Fragen auf den Lippen, allein Meister Ezzelino verschwand in dem Augenblick hinter einem Felsenstücke.

Viertes Kapitel.

Das erste Abenteuer. Wie Raimund zu dem Schmid kommt.

Der Wald war dicht und wild verwachsen; von einem Pfade nirgends eine Spur. Raimund stieg von Zeit zu Zeit auf einen Baum, um die Richtung nach dem aufsteigenden Rauche nicht zu verlieren. So kamen die beiden Wanderer nur mit großer Beschwerde und langsam weiter. Raimund ging schweigend voran, der Knappe zog murrend und leise fluchend hinterdrein.

»Nehmt mir's nicht übel, junger Herr,« hob Volko endlich an, »ich kann nicht länger schweigen; mir frißt ein mörderlicher Groll an der Leber. Ich muß ersticken, wenn ich ihm nicht Luft mache. Es geht hier nicht mit rechten Dingen zu. Der kleine Rothbart — ich möchte ihn gern anders betiteln, wenn wir nicht noch auf seinem Revier wären — der kleine Gottseybeiuns, den ich gar wohl kenne, oder ich will nicht Volko heißen, er übt hier wieder einen von seinen Streichen aus, gebt Acht, und hat uns nur zum besten. Schon als ein Knabe hab' ich

solche feine Stücklein von ihm erzählen hören. Ich sag' euch, an der ganzen Mähr von dem König mit den Schlangen ist kein wahres Wort.«

„Schweig' still!“ sprach Raimund, „und gieb etwas zu essen her. Mich hungert.“

»Mich auch,« rief Bolko, »so wahr ich einen Magen habe! Aber ich bitte euch, bestellt euren Hunger auf ein andermal. Sagt lieber, es wäre allweil' niemand zu Hause; wer würde schlechte Unterhaltung finden. — Ja, seht mich nur nicht so groß an. Unser Vorrath ist heute Morgen rein aufgezehrt worden.«

„Nun aber, Meister Ezzelino's Dachsränzlein?“ rief Raimund.

»Ja,« erwiederte Bolko, »Meister Ezzelino ist ein Ehrenmann. Er hat uns ein treffliches Mittel für die Augen mit auf den Weg gegeben. Ihr seht, was in dem Ränzlein ist, und wie es sich selber vor Verdruß darüber in tiefe Kummerfalten legt! Nichts ist darin, gar nichts! Es ist so leer, als wollt's meinem Magen mit gutem Beispiel vorangehn.«

Raimund hieß ihn nur hinein zu fassen. Er zog kopfschüttelnd den Riemen auf und streckte die Hand hinein. Sogleich aber zog er sie mit großem Geschrei wieder heraus, und warf ein mächtiges Bund Nesseln und Disteln weit von sich hinweg. — »Nun,

seht ihr, seht ihr,« schrie er, »wie boshaft der verdammte Kobold sein Spiel mit uns treibt! Ich hab's euch ja gesagt!«

Raimund nahm lachend den Sack auf, steckte die Hand hinein, und brachte alsbald eine Flasche Wein und ein weißes Brod heraus.

„Nun siehst du, siehst du," rief er, „Meister Eizzelino ist doch ein Ehrenmann. Ein andermal halte nur deine Zunge im Zaum."

Da kam Bolko freudig herbeigesprungen, aß und trank, und ließ den Meister hoch leben, und beide machten sich hierauf wieder mit frischem Muthe auf den Weg und gingen, und gingen immerzu.

Die Sonne war bereits hinter den Bergen; die Krähen flogen nach ihren Nestern, Eulen huschten leise durch den Wald, und Bolko fing schon wieder an halblaut mit sich selber zu reden und zu schimpfen: da klangen auf einmal helle Hammerschläge von ferne aus der Tiefe herauf. Die beiden Pilger nahmen freudig ihre Richtung dorthin. Es dauerte nicht lange, da sahen sie einen rothen Schimmer an den Wipfeln der Bäume, bald darauf flatterten einzelne Funken rasch hintereinander vor ihnen in die Höhe; es ward immer heller um sie, und nach einigen Schritten standen sie an dem Rande eines Bergkessels, und ihnen gegenüber an der andern Seite

wölbten sich die schwarzen Felsen zu einem hohen weiten Thor; durch das Thor schauten sie hinab in eine geräumige Höhle, darin war helle Glut, und dunkle Gestalten bewegten sich auf dem feurigen Hintergrunde hin und her.

»Hm,« sagte Volko, »das sieht wohl eher dem Eingang zur Hölle gleich, als einer Schmiedewerkstatt. Und dort hinunter wollt ihr?«

„Nun freilich!“ erwiederte Raimund, „bin ich doch darum hergekommen.“ Und damit schritt er den Abhang schnell hinab. Volko folgte ihm kopfschüttelnd.

Als sie unten waren, erhob sich in der Höhle nach dem Takt der Hammerschläge ein Gesang von einigen rauhen Männerstimmen. Raimund blieb stehen und hörte sich das wunderliche Lied mit an.

Risch daran! Rasch darauf!
Rühr dich, Geselle!
Hammer, spring ab und auf!
Eisen glüht hell,
Freudig sprüht's Funken aus,
Daß bald ein Schwert wird d'raus,
Risch daran! Rasch darauf!
Rüstig, Geselle!

Dunkel aus Grundes Nacht
Kommt's uns zum Schlag;
Hammers und Feuers Macht
Treibt's blank zu Tag,
Blank, daß sich klar und rein
Spiegelt der Himmel drein.
Risch daran! Rasch darauf!
Rühr' dich, Gesell!

Uns so zur Nacht hinab,
Oder hinan,
Himmelwärts über's Grab
Wieder macht's Bahn.
Wähl' dir das Beste hier:
Heute mir, morgen dir!
Risch daran! Rasch hinauf!
Schwertrod ist schön.

Das Lied gefiel Raimund. Er war neugierig, die Sänger zu sehen, und ging rasch durch das Felsenthor in die Höhle hinein. Hier standen drei Knechte am Ambos und schlugen mit mächtigen Hämmern wacker drauf los, daß die Funken weit umher sprühten. Seitwärts aber saß ein Mann von schwarzem finstern Ansehn, der silberne Zierrathen mit kleinen Hämmerchen und Meißeln kunstreich ausarbeitete.

Den hielt Raimund für den Meister, trat also zu ihm und begrüßte ihn freundlich.

Der Meister sah ihn scheel von der Seite an, erwiederte seinen Gruß nicht, sondern arbeitete fort.

Raimund erhob seine Stimme, in der Meinung, daß jener vor dem Getöse ihn nicht recht gehört habe, und rief zum andernmale: »Guten Abend, lieber Meister!«

Da fuhr der Meister zornig auf und winkte seinen Knechten. Die ließen alsbald ihre Arbeit liegen, einer von ihnen machte sich an Volko, ergriff ihn bei den Schultern und schob ihn behend zur Höhle hinaus, die beiden andern aber faßten Raimunden unsanft an den Armen an, willens, ihm ein Gleiches zu thun. Doch jetzt ergrimmte Raimund über den schnöden Empfang, machte sich schnell die Arme frei, packte die beiden Knechte mit gewaltiger Faust, und warf sie zur Erde, daß der Boden dröhnte; dann ging er auf den Meister zu, der aufgesprungen war und einen großen Hammer ergriffen hatte, unterlief ihn flink, faßte ihn beim Kragen und schleuderte ihn an die Felswand, daß ihm alle Gebeine erkrachten. Dabei schrie er mit donnernder Stimme: »Guten Abend, lieber Meister!« Und da jener von der Wand abprallend, ihm wieder entgegentaumelte, faßte er ihn abermals, schleuderte ihn wieder zurück, und indem

er sein: »Guten Abend, lieber Meister!« wiederholte, machte er sich bereit, ihn also auch zum drittenmale zu empfangen.

Da schrie der Meister schnell: »Schön Dank! Schön Dank! Laßt's gut seyn. Ich habe es schon gehört.« Und Kopf und Schultern reibend, setzte er hinzu: »Das muß wahr seyn, ihr habt eine besondere Art zu grüßen!«

»Ländlich, sittlich!« erwiederte Raimund. »So hat mir mein Vater oft gesagt. Nach euerm Empfang meinte ich, es wäre hier der Gebrauch so.«

Der Meister Schmid lachte laut auf. »Ihr gefallt mir nicht übel, junger Gesell,« sprach er, »und scheint mir mein Mann zu seyn. Was wollt ihr von mir?«

Raimund brachte ihm nun seinen freundlichen Gruß vom Meister Ezzelino, und trug ihm dann bescheiden sein Begehr vor.

»So, so!« rief Meister Welf, »von dem kommt ihr! Warum habt ihr das nicht gleich gesagt? Das Feuer theilt einem, der immer damit zu schaffen hat, leicht etwas von seiner Natur mit, macht verdrießlich und zum schnellen Zorn geneigt. Auch treibt sich hier im Walde mancherlei Volk umher, und ihr nehmt mir's nicht für ungut, mit euerm Bärenfell um die Schultern, und den Krummbeinige da mit

seinem verrosteten Panzerhemd, ihr saht mir beide ein wenig verdächtig aus. Nun, dafür soll aber bald Rath werden. Die beste Rüstung, die ich habe, steht euch zu Dienst. Ich meine, ihr werdet sie mit Ehren tragen, und meiner Arbeit keine Schande machen.«

Mit diesen Worten zündete er eine Fackel an, und führte Raimunden in eine anstoßende Felsenhöhle. Da hingen nun Rüstungen und Waffen von mancherlei Art und Gestalt umher. Dem jungen Kämpen schlug das Herz vor Freude bei dem Anblick. Meister Welf hieß ihn wählen. Er wählte sich nach langem Besehen und Ueberlegen endlich eine schöne blau angelaufene Stahlrüstung mit silbernen Nägeln und Verzierungen. Der Meister bestand darauf, er solle gleich versuchen, ob sie ihm gerecht sey, und Volko ward herbeigeholt, seinen Herrn zu wappnen.

Und als nun der junge Held von den Schultern bis auf die Füße herab ganz gerüstet hoch und herrlich vor ihnen stand, und das lichtbraune Haar in anmuthigen goldenen Wellen und Ringeln ihm vom Haupte herabfloß, und die Augen ihm in der Freude seines Herzens leuchteten und strahlten wie das aufgehende Zwillingsgestirn, da konnten sie beide nicht satt werden, ihn zu betrachten, und Meister Welf

sagte: »Wahrlich, der junge Gesell sieht schön und stattlich aus wie ein Königssohn, und weiß ich ihn mit niemand zu vergleichen, als mit Prinz Gundibert, des jetzigen Königs Bruder, da er noch lebte und jung war.

Er ging und brachte einen trefflichen Helm herbei. Eine kunstreich gearbeitete silberne Schlange ringelte sich oben über die Wölbung hin.

Als Raimund die Schlange erblickte, rief er freudig: »Das ist ein gutes Zeichen, Meister, daß ihr mir grade diesen Helm bringt!« Und er erzählte ihm nun, in welcher Absicht er sich aufgemacht, und wie er jetzt nach den blauen Bergen gegen Morgen ziehe, um sich dort zuvor das Schwert zu holen, mit welchem er zu siegen hoffe.

»Wahrlich,« sagte der Schmid, »ihr habt nichts Geringes unternommen, doch scheint ihr mir grade der Mann unter Tausenden, dem es vielleicht gelingen möchte. Ruht euch nur diese Nacht bei mir aus; morgen will ich euch den Weg beschreiben, den ihr zu nehmen habt. Die Rüstung übrigens geht auf Meister Ezzelino's Rechnung.«

Fünftes Kapitel.

Das zweite Abenteuer. Thorhilde und die Waldkönigin.

Als Raimund am andern Morgen zur Abreise gerüstet aus der Höhle trat, fand er zwei gesattelte Rosse zu seinem Gebrauch.

»Das geht alles auf Meister Ezzelino's Rechnung,« antwortete der Schmid auf seine Frage. »Die Zahlung ist mir gewiß.«

Hierauf wies er ihn mit kurzen Worten an, wie er ein Roß zu besteigen und zu führen habe, und obgleich Raimund noch niemals zu Pferde gesessen hatte, wußte er sich doch sehr bald darin zu finden, und tummelte den muthigen Braunen wacker auf dem Rasen hin und her. Dann nahm er freundlich Abschied von Meister Welf und trabte mit seinem Knappen frisch in den Wald hinein.

Sie ritten immer so fort, wie ihnen der Weg bezeichnet war. Meister Welf hatte ihnen verheißen, daß sie noch vor Sonnenuntergang aus dem Walde kommen sollten. Allein die Sonne ging unter, die Nacht brach ein, und noch immer zeigte sich des Waldes kein Ende.

»Aus dem Walde kommen!« brummte Bolko. »Ja, hat sich was! Wir kommen immer tiefer hinein. Wenn wir nur noch acht Tage so drin herumreiten, so mögen wir von Glück sagen. Vielleicht finden wir in unserm ganzen Leben keinen Ausgang. Ich hab' mir's gleich gedacht. Der Meister Welf läßt euch den kräftigen guten Abend von gestern nicht so hingehen. Wer weiß, in welchen höllischen Abgrund uns dieser Weg führt!«

»Still!« rief Raimund und hielt sein Pferd an. »War mir's doch, als hört' ich das Hifthorn von der Oedenburg!«

Bolko seufzte: „Ach, du gute Oedenburg! Ich wollte, ihr hättet recht gehört, und wir wären zu Hause!“

Indem hörten sie in der That ganz deutlich den Klang eines Hifthorns in der Ferne. Bald gesellte sich Hundegebell und wildes Geschrei dazu, und der Lärm kam immer näher.

»Gebt eurem Pferde die Sporen!« schrie Bolko. »Macht, daß wir fortkommen. Das ist die heidnische Waldkönigin Diana, die alleweile mit ihren Strigholden und anderm heidnischen Weibsvolke das nächtliche Reiten anstellt durch ihr Gebiet. Kommt ihnen ein Christenmensch in den Weg, so ist er verloren! — Macht fort, reitet zu, daß wir ihr noch entwischen!«

Allein Raimund meinte, das sey nicht Noth. Wie Vater Wolfgang ihm oft gesagt, hätten die bösen Geister keine Gewalt über den, der sich selbst keiner bösen That bewußt sey, noch böse Gedanken in sich hege, und so wolle er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einmal solchem nächtlichen Unwesen in der Nähe zuzusehen.

Sie waren unter diesen Reden ganz langsam fortgeritten und kamen jetzt auf einen freien Platz. Da hörten sie plötzlich raschen Hufschlag hinter sich, sahen etwas weißes durch die Bäume schimmern, und erkannten endlich bei dem schwachen Dämmerlichte, welches der Tag noch zurück gelassen hatte, eine weibliche Gestalt auf einem weißen Pferde. Das kam in gestrecktem Laufe grade auf sie zu.

„Das ist sie! das ist sie!“ schrie Bolko. „Gott steh' uns bei!“

Raimund wandte sein Pferd und hielt.

Als die Reiterin ganz nahe gekommen war, hielt sie gleichfalls ihr Roß an, sprang herab, und indem sie sich vor Raimunden auf die Knie warf, flehte sie ihn mit rührender Stimme um Hülfe und Schutz vor ihren Verfolgern an.

»Das ist euch gewähret, Jungfrau!« sprach Raimund. »Steigt nur wieder zu Pferd und haltet euch

dicht bei mir. Mit Gottes Hülfe denk' ich euch zu beschützen gegen jedermann.«

Er hatte kaum ausgesprochen, und die Jungfrau dachte Zeit, nach seinem Geheiß zu thun, da war der höllische Lärm, den sie von fern gehört, auch schon ganz nahe; von allen Seiten brach es durch die Gebüsche; der ganze Platz füllte sich mit wunderlichen Gestalten an. Es waren, so viel sich erkennen ließ, lauter Weiber, die auf Pferden, Hirschen, Einhörnern und sonst auf abenteuerlichen Thieren einherritten. Sie umringten Raimunden mit entsetzlichem Lärmen und Geheul und schrien: „Gieb sie raus! Gieb sie raus!“ Mitten durch das Gewimmel aber sprengte auf einem schwarzen Rosse eine hohe stattliche Frau daher. Sie war grün gekleidet; auf ihrem Haupte trug sie einen halben Mond von kostbaren Steinen, wie es schien, und dieser strahlte mit so hellem Lichte, daß er den wirklichen Mond am Himmel darin noch übertraf, und weit umher alles erleuchtete.

»Wohin gehst du?« sprach sie zu Raimund. »Wohin willst du, schöner Knabe, Heldensohn? Kehre um! Du gehst in deinen Tod. Kehre um, komm mit mir. Glück und Ruhm verheiß' ich dir, wie keinem noch besessen hier auf Erden. Schöner Knabe, Heldensohn, König dereinst, komm mit mir!

Raimunden war nicht anders zu Muth, als ob die Stimme tief in sein Innerstes dränge, und sein Herz auflöste in Lust und Sehnsucht; und als er ihn, die sprach, ins Gesicht schaute, vermochte er seine Augen nicht mehr abzuwenden, er fühlte sich wie trunken und taumelnd, eine wunderbare Gluth brannte in seinen Adern, und halb bewußtlos, wie er war, kam es ihm vor, als ob die Blicke, die die schöne Jägerin aus ihren dunkeln Augen auf ihn schoß, ihn mit einem feurigen Netz umwebten und umstrickten, und ihn mit Gewalt hinüberzögen zu ihr.

Da drängte sich die Jungfrau ihm zur Seite hart an ihn und ergriff ängstlich seine Hand, ihn mit sich fortzuziehen. Halb unwillig wandte er sich nach ihr; doch als er in das bleiche und doch so schöne Gesicht sah, und in die blauen Augen, die so flehend nach ihm aufblickten; da fühlte er sich plötzlich im Innersten verwandelt; er wußte nicht wie es kam, daß ihm seine Mutter einfiel, wie sie oft mit den milden blauen Augen ihn so freundlich und doch so wehmüthig angesehn, und er faßte schnell nach der Alpenrose von ihrem Grabe, die er in seiner Schärpe verwahrt trug, und zog sie hervor, und in dem Augenblick war es, als ob ein Sturmwind unter den Haufen führe, der ihn umgab. Mit entsetzlichem Geheul und Geschrei stäubte er auseinander,

und Raimund, von plötzlichem Grausen erfaßt, nahm das Pferd der Jungfrau beim Zügel und sprengte mit ihr davon, ohne sich weiter um zu sehn.

Ein gräuliches Ungewitter erhob sich und tobte hinter ihnen her mit Sturm und Hagel, Donnern und Blitzen, und durch das Toben hindurch vernahmen sie das Geschrei und Geheul der Weiber, die sie verfolgten, und da Bokko nicht so rasch nachkommen konnte, fiel er ihnen in die Hände, und sie setzten ihm mit Stoßen und Schlagen, Zwicken und Kneipen so mörderlich zu, daß er vor Angst lauter schrie und brüllte, als alle die Weiber mit einander.

Endlich ward der Wald lichter; bald erreichten sie das Freie und hielten an. Bokko stürzte athemlos herbei, Roß und Reiter mit Schweiß und Staub bedeckt.

»Nun, junger Herr,« schrie er, »ihr werdet an euern Vorwitz gedenken, wie ich! Und solltet ihr die Geschichte jemals vergessen, so habt ihr an mir ein steres Erinnerungsbuch bei euch; denn auf meiner Haut steht sie, wie auf einem alten Pergament mit blauen Buchstaben so deutlich und nachdrücklich geschrieben, daß sie die Engel, die mit der Posaune zum jüngsten Tage blasen, nach darauf werden lesen können.«

Er begann darauf im Weiterreiten nach seiner

Art auf den Schmid sowohl als Meister Eucken zu schimpfen, und beide zu verwünschen, bis ihn ein heftiger Blitz und Donnerschlag schnell zum Schweigen brachte.

Bei dem Blitze aber wurden sie gewahr, daß ihnen ganz nahe zur Seite auf einem Hügel eine alte Burg sich erhob mit vielen Thürmen, und seltsam ausgezackten Mauern und Zinnen.

»Wenn mich nicht alles trügt,« rief die Jungfrau, »so bin ich hier am Ziele meiner Reise. Denn so ward mir die Burg beschrieben, wo ich das finden soll, was ich suche.«

»Ihr sollt wissen, edler Ritter,« fuhr sie fort, »daß ich Thorhilda heiße, und eine Tochter des Königs bin, der dieses Land beherrscht.«

»Des Königs Gisselherr?« rief Raimund mit Verwunderung.

»Desselben!« erwiederte Thorhilda. »Wenn ihr seinen Namen kennt, so kennt ihr auch ohne Zweifel sein unerhört entsetzliches Schicksal. In der Hoffnung, es wenigstens zu mindern, bin ich ausgezogen. Denn die Herrin dieser Burg soll im Besitze einer Laute seyn, deren wunderbare Töne alle Schmerzen lindern, und manchem bösen Zauber widerstehen. Durch einen Zufall kam ich heute gegen Abend von meinen Begleitern ab, und fiel der wilden Weiber-

schaar in die Hände, von deren Verfolgung ihr mich so großmüthig befreitet.«

»Nun, beim Himmel!« — rief Raimund aus — »das kann sich nicht seltsamer treffen! Auch ich bin ausgezogen, eurem Vater zu Hülfe und Rettung.« — Und damit erzählte er ihr, wie alles gekommen, und unter diesem Gespräche ritten sie in die Burg.

Sechstes Kapitel.

Das dritte Abenteuer. Was sich mit Volko in der Burg zugetragen.

Raimund sowohl als Thorhilda waren von der Burgfrau freundlich und liebreich aufgenommen worden. Raimund hatte manchen guten Rath von ihr erhalten, wie er zu dem Wunderschwert gelangen möchte, und Thorhildens Schönheit und stille Anmuth hatten schnell ihr Herz gewonnen. Sie zeigte sich bereit, ihr Verlangen zu erfüllen, und Raimund beschloß, am andern Morgen weiter zu ziehen, so gern er auch noch dort geblieben wäre, denn er dachte allezeit an Vater Wolfgangs Sprüchlein: Selber, Hintereinander und Behend', die bringen alles wohl zu End'.

Bolko hatte sich indessen wohl seyn lassen mit den drei Zwergen, welche die Bedienung in der Burg versahen, die sich als muntere Gesellen zeigten und ihren Gast aufs beste bewirtheten. Dabei war denn zuletzt auch das Dachstänzlein zu Rathe gezogen worden, und hatte die lustige Cumpanschaft mit mancher Flasche so wohl berathen, daß sie endlich sammt und sonders mit einem guten Rausche versehen zu Bette taumelten.

Diesen mochte Bolko nun wohl noch nicht völlig ausgeschlafen haben, als die Morgensonne, die gerade auf seine Augen schien, ihn aus dem Schlafe weckte; denn indem er sich an den Befehl seines Herrn erinnerte, frühzeitig bei der Hand zu seyn, und in den Hof gehen wollte, nach den Pferden zu sehen, stieg er, anstatt die Treppe hinab zu steigen, vielmehr eine Treppe hinan, und wunderte sich nicht wenig, als er hier, statt nach seiner Meinung in den Stall zu kommen, in ein hochgewölbtes, reiches Gemach trat. Spiegelblanke Säulen von Marmor standen ringsum an den Wänden, und zwischen den Säulen riesengroße Bilder von Erz und Stein. Bolko betrachtete alles mit Erstaunen, und da er gegenüber noch eine halboffne Thür gewahrte, konnte er dem Verlangen nicht widerstehn, sich weiter umzusehn, und trat in eine zweite Halle, die auf ähnliche Weise, aber statt

der Bildsäulen mit großen Gemälden an den Wänden ausgeschmückt war. Hier befand er sich nun recht in seinem Elemente, denn sein Vater war ein Maler gewesen, und hätte den Sohn gleichfalls zu seiner Kunst erzogen, wenn er nicht frühzeitig weggestorben wäre. Von daher blieb Bolko indeß allzeit eine große Neigung zur Malerei.

Er lief nun hier mit einem besondern Vergnügen vor den herrlichen Bildern auf und nieder, und wußte gar nicht, wo er anfangen sollte zu schauen. In dieser Unruhe stieß er auf die Thür zu einem dritten Gemache, öffnete sie gleichfalls, und sah sich nun mitten in einer großen Malerwerkstätte, auf der Wand ihm gegenüber aber ein treffliches Gemälde von vielen Figuren in ganz veralteter Tracht, dessen Farben jedoch so lebhaft und frisch waren, als hätte der Meister eben erst die letzte Hand daran gelegt. Allein zu seiner Verwunderung bemerkte er in der Mitte desselben einen ganz leeren weißen Raum: das kam ihm sehr seltsam und fast ärgerlich vor, und je länger er das Bild betrachtete, desto ärgerlicher und unerträglicher ward ihm der weiße Fleck, und er fühlte eine große Begier, diesem häßlichen Uebelstand abzuhelfen, so daß er endlich schnell nach einem Pinsel griff, und sich einige Farbentöpfe zusammenzog, um den Fleck zu übermalen. Da er nun dabei einem großen Spiegel

gegenüber kam, und sich selbst darin erblickte, fiel er auf den Gedanken, sein eignes Bild in dem leeren Raume anzubringen, welches er auch auf der Stelle ins Werk setzte.

Die Arbeit ging ihm über die Maßen gut von statten; der Pinsel flog in seiner Hand, und in kurzer Zeit sah er sein wohlgetroffenes Ebenbild in Lebensgröße vor sich stehn. Darüber spürte er nun großes Vergnügen. Er beäugelte das Bild von allen Seiten mit Wohlgefallen, und trat endlich auch vor den Spiegel, um es darin zu betrachten, wie die Maler pflegen. Hier kam es ihm noch weit schöner, ja in der That fast als wie lebendig vor, und er nickte ihm in der Freude seines Herzens einen freundlichen Gruß zu. Doch siehe! Da däuchte ihm auf einmal, als nicke das Bild wieder zurück. Ein wenig erschrocken, und in der Meinung, daß ihn der Spiegel getäuscht, kehrte er sich schnell um, ging einige Schritte gegen das Bild, blieb dann stehen und wiederholte seinen Gruß. Und siehe! Das Bild fing an die Augen zu drehen, verzerrte das Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, und nickte ganz deutlich dreimal mit dem Kopfe. Darüber kam Bolko doch ein Grausen an, es lief ihm kalt über den Rücken, und er zog sich langsam, die Augen immer gegen das Bild gewendet, nach

der Thüre. Allein so wie er zurückwich, fing auch das Bild an Arme und Beine zu bewegen, als wollte es ihm folgen; zu gleicher Zeit wurden auch die andern Figuren an der Wand lebendig, regten die Glieder und nickten mit den Köpfen, und endlich schritten sie alle miteinander, Männer, Weiber und Kinder, wirklich aus der Wand heraus und grade auf Bolko zu. Dieser aber rannte nun voll Entsetzen nach der Thür, und glaubte sich durch die Flucht von der ungebetenen Begleitung los zu machen; allein als er in die anstoßende Gemäldehalle stürzte, waren dort die Figuren aus den Wandbildern sämmtlich auch schon in voller Bewegung und kamen ihm entgegen und nickten mit den Köpfen. Zugleich hörte er die aus dem ersten Zimmer hinter sich her schlürfen und rascheln, und erblickte dicht neben sich sein Ebenbild, welches alle seine Bewegungen und Geberden wie ein Spiegel aufs genaueste nachahmte, oder vielmehr zu gleicher Zeit mit ihm machte. Das brachte ihn nun vollends außer sich. Halb bewußtlos ohne Athem sprang er in das folgende Gemach. Aber, o Entsetzen! auch hier stiegen die Riesenbilder von Erz und Stein eben von ihren Fußgestellen, marschirten in bester Ordnung, mit schweren Tritten, tapp! tapp! daß die Fenster klirrten, nach dem Ausgang, stellten sich dort in einer langen Reihe vor die Thür, so daß an kein Entwischen zu

denken war, und begrüßten Volko gleichfalls mit langsamen und feierlichem Kopfnicken.

In der Todesangst rannte er nun hin und wieder, sein Conterfei immer mit ihm, und suchte nach einem Ausweg und konnte keinen finden, und von der andern Seite her raschelte und schlürfte die gemalte Gesellschaft ihm immer näher auf den Leib und warf ihm entsetzliche Blicke zu, während dort die großen blinden Augen der Bildsäulen ihn auf eine noch fast gräßlichere Weise anstarrten. Endlich, da er sich nicht mehr zu retten noch zu helfen wußte, warf er sich platt auf den Boden nieder und fing aus allen Leibeskräften an um Hülfe zu schreien.

Unter dieser Zeit hatte Raimund, zur Abreise gerüstet, seinen Knappen überall vergebens gesucht und gerufen, bis er endlich das gewaltige Tapp! Tapp! über sich vernahm, wovon die ganze Burg erdröhnte, und bald darauf auch Volkos Geschrei hörte. Sogleich lief er die Treppe hinan, und die Burgfrau, die das Vorgegangene zu ahnen schien, folgte ihm nach.

Hier erblickten sie nun mit Erstaunen das wunderliche Schauspiel. Die Burgfrau aber sprach mit feierlicher Stimme:

»Traum von Farben, Erz und Stein,
Scheinen sollst du nur, nicht seyn!«

und berührte eines der steinernen Bilder mit einem kleinen Malerstäbchen, das sie in der Hand trug. Sogleich stob die ganze Versammlung auseinander; die Bildsäulen standen im Nu wieder auf ihren Fußgestellen, und die andern Gestalten nahmen ihre Plätze wieder in den Wandgemälden ein wie zuvor.

Allein nicht also geschah es mit Bolkos Ebenbilde. Die Burgfrau berührte es umsonst mit ihrem Stäbchen; es bezeigte nicht die geringste Lust, sich wieder an seinen Platz zu verfügen, sondern begleitete Bolko auf allen Tritten und Schritten und stieg endlich mit ihm sogar die Treppe hinab in den Hof, wo die Pferde bereits gesattelt standen.

»Wohl! Wohl! sagte die Burgfrau lächelnd, ich merke, wer du bist. Du wirst dich nun schon drein ergeben müssen, Bolko. Ich kann dir nicht helfen.«

Bolko aber, als er die Pferde sah, dachte sich doch vielleicht noch selber zu helfen. Als daher Raimund Abschied genommen hatte von der Burgfrau und von Thorhilden, und eben aufsitzen wollte, da sprang jener auf einmal wie der Blitz auf sein Pferd und jagte davon in der Meinung, daß sein Conterfei ihm so schnell nicht würde folgen können. Doch indem er sich nach ihm umsehen wollte, wo es geblieben, da saß es auch schon wieder hinter ihm, und grinste ihm freundlich über die Schulter entgegen.

»Nun denn,« schrie er, indem er vom Pferde sprang, — »beim heiligen Antonius, der in seiner Wüste nicht tolleres Zeug erlebt hat, als ich heute: ich ergebe mich! Ist es mir in Zeit von 40 Jahren gelungen, mich an mich selber zu gewöhnen, ja so gar mich recht leidlich lieb zu gewinnen, so kann es mir wohl auch mit dir so gehen, der du ja mein Bruder und zugleich mein Sohn bist. Der Himmel gebe mir nur gehörige Zeit dazu!«

Lachend befahl die Burgfrau noch ein Pferd herbeizuführen für Bolko's Conterfei, lachend erfüllten die Zwerge den Befehl, und lachend trabte Raimund mit seinem Bolko Nummer 1 und Bolko Nummer 2 zum Thore hinaus.

Siebentes Kapitel.

Das vierte Abenteuer. Wie Raimund sich das Schwert gewinnt.

Der Tag ging auf die Neige, als Raimund mit seinen zwei Knappen von einer Anhöhe herab die blauen Berge ganz nahe vor sich liegen sah.

In tausend und aber tausend einzelnen Klippen, Säulen, Pfeilern und Thürmen starrten die grauen

Felsen zum Himmel empor wie Trümmer einer ungeheuren Riesenstadt, Raimund ritt gerade darauf zu und folgte einem Wege, der in das Innere dieses Felsenwaldes zu führen schien. Immer nackter und schroffer wurde das Gestein, immer seltsamer seine Gestalten, so daß es bald mit mancherlei Thieren, bald selbst mit Menschen zu vergleichen war. Endlich gelangten sie auf einen runden Platz, der ringsum mit einer steilen, glatten Felswand umgeben war und keinen andern Ausweg zu haben schien, als den, durch welchen sie kamen. Ihnen gegenüber rauschte ein starker Bach wie ein breiter Wasservorhang an der Steinwand hoch herab.

»Nun, wie weiter, Bolkochen?« sprach Bolko zu seinem Ebenbilde, an dessen Begleitung er sich bereits so weit gewöhnt hatte, daß er anfing, allerlei Possen mit ihm zu treiben. »Sprich doch nur endlich einmal ein Wort! Ich kann solche stumme Gesellschaft nicht leiden; und du schlägst wahrhaftig ganz aus der Art, mein Söhnchen.«

Aber jener, ob er gleich, wie gewöhnlich die Lippen bewegte, so lange als Bolko sprach, brachte er doch keinen Laut aus seinem Munde.

»Hier durch das Wasser geht unser Weg!« rief Raimund, und ohne weiter auf Bolko zu hören, der ihm die Unmöglichkeit vorstellte, ritt er gerade mitten

in den Wasservorhang hinein. Volko hatte keine Lust, allein zurück zu bleiben, und mußte sich also entschließen, ihm zu folgen.

Sie kamen alsbald in eine schmale Kluft, die hinter dem Wasser durch den Felsen ging, und sahen nach einer Weile wieder den blauen Himmel über sich. Doch war ihnen dadurch nicht viel geholfen, denn sie bemerkten bald, daß der Platz, auf dem sie sich befanden, gleichfalls rund um eingeschlossen war und nirgends weiter einen Ausgang zeigte. Vergebens untersuchte Raimund den ganzen Umkreis genau, bis zu einer Höhe von mehr als hundert Ellen hinauf war das Gestein überall so steil und glatt wie eine Mauer.

»Nun, hier hat die Welt ein Ende,« rief Volko, »und hoffentlich auch unsre Reise! Laßt uns nur gleich umkehren. Es ist nicht anders; wenn nicht etwa Meister Ezzelino, der Taschenspieler, kommt, und uns auf der Stelle in Vöglein verwandelt, so müßt ihr euch schon drein geben.« — »Aber seht nur, wie wunderlich!« fuhr er fort, »ich spreche vom Meister Ezzelino, und da sitzt er ja leibhaftig vor uns.« — Er zeigte bei diesem Worte auf einen mächtigen Felsenberg, der sich im Hintergrunde ihnen gegenüber bis in die Wolken erhob, und Raimund fand in der That, daß der Berg ganz so aussah, wie ein in Stein gehauenes unge-

heures Riesenbild vom Meister Ezzelino. Sogar das rothe Spitzbärtlein war nicht vergessen.

Indem sie aber noch mit Erstaunen das seltsame Naturspiel betrachteten, und ihnen die einzelnen Züge des Bildes immer deutlicher hervortraten, kam es ihnen auf einmal vor, als ob der Kopf desselben anfinge sich zu bewegen, und in demselben Augenblicke löste sich ein gewaltiger Felsblock ab, der die Nase vorstellte, und wohl so groß war wie ein Haus, und fiel krachend herunter. Der Kopf selbst folgte bald hinterdrein, Hände und Arme lösten sich gleichfalls, und endlich stürzte die ganze Gestalt mit einem entsetzlichen Donnergeprassel in sich zusammen. Raimund und seine Gefährten konnten sich kaum vor den Felsenstücken retten, die bis zu ihnen herabgerollt und gesprungen kamen, und wurden von einer Wolke von Sand und Staub so dicht eingehüllt, daß keiner den andern sah. Als sich diese aber nach einer Weile wieder zertheilt hatte, bemerkte Raimund alsbald zu seiner großen Freude, daß nun über die Trümmer des zusammengestürzten Berges hinweg die schroffe Felsenwand ganz bequem zu ersteigen seyn würde; er sprang daher vom Pferde, hieß Bolkon ein gleiches thun, und schritt, Meister Ezzelino laut preisend, über die Felsblöcke, wie über eine Treppe, schnell hinan.

Hier verwandelte sich nun auf einmal der Schauplatz.

Sie meinten aus dem Leben plötzlich in das starre Reich des Todes versetzt zu seyn. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, war zu sehen; nicht einmal ein dürftiges Moos hatte sich an die zackigen, schwarzen Klippen gewagt, die gleich den Schlacken einer in Feuer aufgegangenen Welt um sie her standen. Rothe und gelbe Schwefelkrystalle schauten aus den Ritzen des verbrannten Gesteins wie grelle Flammen aus der Nacht.

Um desto mehr verwunderten sie sich, als sie bald darauf an dem Eingang einer Höhle einen Baum stehen sahen, der zwar keine Blätter an seinen nackten Zweigen aber die schönsten goldfarbenen Früchte trug. Bolko konnte dem Gelüste nicht widerstehn, von den herrlichen Früchten zu kosten, und obgleich Raimund ihn warnte, pflückte er einige ab und aß. Sein Conterfei that desgleichen, und verdrehte die Augen und schmatzte vor Vergnügen, und siehe da! auf einmal rief es mit lauter Stimme: »Ach! ach! das schmeckt!«

Raimund und Bolko erstaunten nicht wenig, daß ihr stummer Gefährte so plötzlich zur Sprache gelangt war; dieser aber fuhr fort zu schmatzen und zu schwatzen, und Bolko freute sich darüber, weil er nun, meinte er, jemand hätte, mit dem er sich unterhalten könne, wenn sein Herr nicht auf ihn hören wollte. Allein seine Freude verkehrte sich bald in Verdruß: so oft er anfing zu

sprechen, ließ ihn jener gar nicht mehr zu Worte kommen, ja er wurde bald gewahr, daß sie die Rollen gänzlich mit einander vertauscht hatten; denn anstatt daß sein Ebenbild bisher ihm alle seine Bewegungen nachgemacht hatte, so fühlte er sich jetzt im Gegentheil zu seinem großen Schrecken gezwungen, selbst alles zu thun, was jenes that. Davon erhielt er bald den deutlichsten Beweis. Als nämlich Raimund sich anschickte, in die Höhle hinab zu steigen, grauste Bolko vor der Finsterniß darin, und er wäre hier gern zurückgeblieben, hatte auch bereits die Erlaubniß dazu von seinem Herrn: allein da Bolko Nummer 2 immer munter vorwärts schritt, fühlte Bolko Nummer 1 trotz aller Gegenrede, trotz allem Fluchen und Schimpfen, seine Füße wider Willen fortgezogen, und mußte jenem folgen in den schwarzen Schlund hinab.

Hier gingen sie nun im Finstern wohl eine Stunde lang immer steil bergab. Endlich wurde es heller um sie her; ein bläuliches Licht erfüllte die ungeheuren Gewölbe, ohne daß sie sahen, wo es herkam; und bei diesem Schimmer wurden sie inne, daß die Wände neben ihnen und die Decke über ihrem Haupt, und der Fußboden, auf welchem sie gingen, ganz und gar aus Todtengebeinen bestanden. Große Haufen davon lagen überdieß noch hier und da am Wege.

»Hier liegt die alte Heidenwelt begraben!« sagte

Bolko der zweite. Und sie gingen immer weiter bis an ein hohes eisernes Thor, das Raimund nicht zu öffnen vermochte. Er zog daher sein Schwert und schlug dagegen. Es gab einen lauten Klang, der weit hin durch die Lüfte dröhnte, und im Augenblicke kam Leben in die Todtenbeinhaufen um sie her; sie fingen sich an zu bewegen, rasselten und klapperten durcheinander und setzten sich endlich in unzählige Gerippe zusammen, die von allen Seiten drohend auf Raimund und seine Gefährten eindrangen. Bolko schrie laut auf vor Entsetzen und wollte sich hinter seinen Herrn verbergen; allein Bolko der 2te zog den Degen und warf sich keck der andringenden Schaar entgegen, und so mußte jener trotz seiner Todesangst ihm nach und wacker einhauen auf den Feind. Dabei ging es nun ohne manchen tüchtigen Puff und Schlag und ohne manche klappernde Ohrfeige von den Knochenhänden nicht ab, und Bolko schrie, so oft er getroffen ward, wie ein Gespießter, und bat die gestrengen Herrn Todtengerippe, sie möchten doch barmherzig seyn, und es ihn nicht entgelten lassen; er könne ja nicht dafür, und müsse thun, was jener verdammte Kobold thäte!

Indeß fing zu Raimunds Füßen der Boden an zu wanken, und theilte sich empor, und aus der Tiefe stieg ein bleiches Riesenhaupt, mit einer eisernen Krone, das schüttelte sich die Erde aus den grauen struppigten

Haaren, that die Augenlider auf, starrte Raimunden mit halb gebrochenen Augen an, und sprach mit dumpfer, heiserer Stimme: „Warum störst du mich im Schlaf?“ Und da Raimund, doch ein wenig entsetzt, nicht gleich zu antworten vermochte, hob sich die Gestalt immer höher aus ihrem Grabe, und er sah, daß sie mit einem Panzerhemd von Todtenbeinen und eisernen Ketten bekleidet war; in ihrer Rechten trug sie einen Wurfpfeil. Raimund ermannte sich und rief: »Gieb das Schwert heraus, das hier verborgen liegt, denn ihm ist bestimmt zu herrschen auf der Erde! und drang dabei muthig auf die Gestalt ein. Doch als er sie mit der Spitze seines Schwerts berührte, fühlte er plötzlich seinen Arm gelähmt, es ward ihm dunkel vor den Augen, seine Knie zitterten, er bebte zurück, und die Gestalt schwang hohnlachend den Wurfpfeil, um ihn zu durchbohren; da war ihm plötzlich, als hörte er die Stimme seiner Mutter, die ihm Muth einsprach, und schnell riß er die Alpenrose von ihrem Grabe aus der Schärpe; Muth und Leben kam in seine Brust zurück, er unterlief den geschwungenen Pfeil, berührte die Gestalt mit seiner Rose, und im Augenblick war sie versunken und verschwunden; rasselnd stürzten zu gleicher Zeit die Gerippe hinter ihm zusammen, und vor ihm sprang die eiserne Pforte weit auf.

Er trat in eine weite Halle von grauen Basaltpfeilern

gebildet, und sah in der Mitte derselben eine eherne Truhe stehen, worin, wie er wußte, das Schwert verwahrt lag, das er suchte. Schnell ging er darauf zu und faßte den Deckel. Doch in dem Augenblick erschallte ein über alle Maßen entsetzliches Wehgeschrei von allen Seiten, rothe Blitze fuhren prasselnd aus dem Boden und sprangen von der Decke herab, Donnerschläge krachten um ihn her, die Erde bebte, gräßliche Gestalten rauschten an ihm vorüber und gellten ihm ihr furchtbares Weh! in die Ohren. Fast wollten ihm die Sinne vergehen, dennoch aber hob er muthig den Deckel auf, und faßte nach dem Schwert, das wie ein Kreuz gebildet war, und auf seiner Klinge gleichfalls ein goldenes Kreuz eingeschlagen trug; indem er es aber ergriff, geschah ein gewaltiger Schlag, der Boden versank rings um ihn, die Gewölbe stürzten ein, er stand in schwarzer Finsterniß, und dumpfer und dumpfer scholl das Krachen der Felsentrümmer zu ihm herauf, die in den Abgrund hinabrollten. Endlich ward es ganz still, daß er das Klopfen seines Herzens hören konnte. — So stand er eine Weile fast betäubt; dann fühlte er mit dem Schwerte nach allen Richtungen um sich her und ward gewahr, daß er auf einer schroffen Felsenspitze stand, rings um ihn herum der Abgrund, so daß er an der Möglichkeit verzweifelte, von hier zu entkommen, und dem langsamen, qualvollen Tode entgegen sah in dieser

gräßlichen Einöde. Da fing auf einmal die Alpenrose, die er noch in der Hand trug, mit einem rosenfarbenen Schimmer zu leuchten an, und bei dem Schimmer sah er, daß in geringer Tiefe unter ihm zwei Basaltpfeiler beim Zusammenstürzen sich aneinander gelehnt hatten und so eine schmale Brücke über den Abgrund bildeten. Freudig und muthig stieg er hinab und betrat die Brücke, die kaum einen Fuß breit war. Unten in der Tiefe begann es von neuem zu rauschen und zu toben, graue Schatten schwirrten vor ihm hin und her, langten und schnappten nach ihm, und suchten seine Blicke zu verwirren, und zu gleicher Zeit war es ihm, als hörte er Wolfgangs und Thorhildens Stimme, die ihn drunten um Hülfe riefen. Er ließ sich aber nicht irre machen, hielt die Augen fest auf seinen schmalen Pfad geheftet, und gelangte so glücklich auf die andere Seite. Dort war er nicht lange gegangen, als er seine beiden Gefährten antraf, die ihn schon verloren gegeben hatten. Sie erreichten den Ausgang der Höhle, fanden ihre Rosse wieder und trabten nun wohlgemuth ihren Weg gerade nach der Burg des Königs Giselherr.

Achtes Kapitel.

Beschluß.

Als Raimund das stattliche Gebäude auf seinem Hügel vor sich liegen sah, da schlug ihm das Herz vor freudigem Muth und Erwartung.

Thorhilda empfing ihn, und indem sie ihn zum Könige führte, erzählte sie, daß es ihr zwar gelungen sey, durch die wundervollen Töne der Laute ihres Vaters Schmerzen zu lindern, ja sogar oft ihn damit in einen kurzen Schlummer zu lullen, daß aber nach wie vor die beiden Schlangen sich jede Nacht einstellten zu dem entsetzlichen Mahl, und der alte König mit Sehnsucht ihm entgegensehe, als auf den seine letzte Hoffnung gestellt sey.

Raimund fand den König beim Banket, von vielen Rittern und Frauen umgeben. Der Becher ging fleißig um und eine lustige Musik ließ sich dabei hören; denn auf diese Weise suchte der König sich zu betäuben und die schrecklichen Nächte zu vergessen, die seiner harrten. Mit Thränen hieß er seinen Kämpfer willkommen, und eine freudige Röthe stieg auf seine bleichen, abgezehrten Wangen, indem er Raimunds

jugendliche und doch so stolze kräftige Gestalt betrachtete und das Schwert mit dem Kreuze in seiner Hand sah. Er verlangte, daß er erst einige Tage ausruhen und Kräfte sammeln sollte zum Kampfe, allein Raimund, den die Thränen des Königs auf dem Herzen brannten und der wieder an Wolfgangs Sprüchlein dachte:

Selbst, Hintereinander und Behend,
Die bringen Alles wohl zu End'.

Raimund setzte gleich dieselbe Nacht dazu fest.

Und als es begann finster zu werden, da wurden auch die Gäste in der Halle immer stiller, und als Mitternacht heran kam, schlich einer nach dem andern sich davon, die Musik verstummte, die Halle ward leer, selbst die Diener des Königs verließen die Burg, und alle miteinander begaben sich auf einen nahen Hügel, dort den Ausgang zu erwarten, und endlich war niemand mehr bei dem König als Thorhilda und Raimund. Dieser aber ging jetzt hinaus und befahl Bolkon, ihm seine Rüstung anzulegen, und als dieß geschehen, ging er in die große Waffenhalle, die an des Königs Gemächer stieß, und die mit vielen Fackeln hell erleuchtet war; denn hier wollte er seinen Feind erwarten.

Er trat an ein Fenster, welches die Aussicht über

den Hof hinweg in das freie Feld gab. Dunkle Wolken zogen langsam am Himmel hin; dazwischen schaute der Mond dann und wann klar und freundlich herab. Und als er jetzt eben wieder hell in die Gegend schien, wurde Raimund zwei glänzende Streifen gewahr, die nebeneinander über das Feld her wie zwei schnellrinnende Wasserbäche auf die Burg zukamen, und indem er noch zweifelte, was dieß seyn möchte, zeigte es sich schon ganz nahe, und er merkte nun, daß es die Schlangen waren, die ungestüm herbeigeschossen, und deren Schuppenhaut so im Mondlicht glänzte. Es dauerte auch gar nicht lange, da sah er ihre gräulichen Häupter, die sich hoch über die Burgmauer erhoben, dann sich auf der andern Seite herabsenkten, und den langen Leib schleppend nach sich zogen. Und er hatte kaum Zeit, von dem Fenster zurück zu treten, und sein Schwert mit dem Kreuze zur Hand zu nehmen, da hörte er sie schon die steinerne Treppe heraufrauschen, als ob es eine Schaar gewappneter Männer wäre, und auf sprang die Thür, und in hundertfachen Ringen sich durch einander schlingend und sich drängend, quollen die ungeheuren Leiber durch die Oeffnung, bäumten sich dann in die Höhe, und schienen einen Augenblick zu stutzen über die ungewöhnliche Erleuchtung und über den Ritter, der sie festen Fußes erwartete; plötzlich aber schossen sie gräßlich zischend

auf Raimund ein, ihn zu umstricken. Doch Raimund empfing sie mit einem gewaltigen Kreuzhieb, der beide traf, und obgleich sein Schwert von ihrem Schuppenpanzer abprellte, ohne sie zu verletzen, wichen sie dennoch alsogleich zurück, ringelten sich aber nun bald in weiten, bald in engen Kreisen mit Blitzesschnelligkeit immer um ihn herum, und zwangen ihn dadurch, daß er sich gleichfalls rastlos bald da, bald dorthin drehen und wenden mußte, um überall mit dem Schwert ihrer gewärtig zu seyn. So dauerte der Kampf lange Zeit unentschieden, bis Raimund seinen Arm matt werden fühlte und immer matter; seine Brust keuchte, die Last der schweren Rüstung drückte ihn zu Boden, seine Bewegungen wurden langsamer, und immer schneller und in immer engern Kreisen umringelten ihn die beiden Ungeheuer; endlich wurde es ihm ganz dunkel vor den Augen, kalter Schweiß trat an seine Stirn, in gänzlicher Erschöpfung sank er in die Knie, das Schwert glitt aus seiner Hand, wüthend schossen die Schlangen auf ihn los: er gab sich verloren. Da, in dem Augenblick, erklangen aus dem Nebengemach Thorhildens Lautentöne in mächtigen Akkorden; die Schlangen horchten und standen still, und Raimund, dem die Töne neue Lebensglut in die Brust strömten, faßte sein Schwert, riß sich empor, und mit starkem Willen die letzten Kräfte

zusammenraffend, hieb er mit einem Streich den Ungeheuern die goldnen Kronen von den Häuptern, und hoch empor bäumten sie sich noch einmal und stürzten dann prasselnd nieder, daß die Mauern der Burg von dem Falle erbebten.

Freudig eilte Thorhilde herbei; auch Volko, den sein Ebenbild seit dem Eintritt in die Burg verlassen, und der sich jetzt in der Nähe versteckt gehalten hatte, kam hurtig gelaufen, und als er die Riesenleiber der Schlangen ohne Regung am Boden liegen sah, riß er das Fenster auf, und verkündigte die frohe Mähr mit lauter Stimme. Da strömten Herren und Diener, Männer und Frauen mit frohem Getümmel herzu, und die ganze Burg erschallte von lautem Jubel, und so begleiteten sie Raimunden zum König. Dieser heftete seine Lippen voll Inbrunst auf das Schwert mit dem Kreuze, umarmte dann seinen Ritter, legte Thorhildens Hand in die seinige, und ernannte ihn vor allem Volke zu seinem Erben und Nachfolger auf dem Throne.

Doch auf einmal mitten in dem Jubel sprengten Eilboten in die Burg, traten vor den König und meldeten, daß ein feindliches Heer in das Land gefallen, und bereits ganz in der Nähe sey, und wie es überall seine Absicht verkünde, den König vom Throne zu stoßen, den er widerrechtlich besitze.

Auf diese Botschaft griffen Schreck und Bestürzung um sich unter denen, die zugegen waren; und der König neigte sein Haupt auf die Brust und sprach: »Der Himmel ist noch nicht versöhnt.« Raimund aber redete Allen Muth ein, und bat den König, schnell seine Mannen aufbieten zu lassen, er selbst wolle mit den anwesenden Rittern und allem, was in der Burg die Waffen zu tragen vermöge, sogleich hinausziehen dem Feinde entgegen, und sehen, was vielleicht indeß mit Gott zu thun sey.

Es geschah, so wie er gesprochen; und an der Spitze seines kleinen Häufleins zog er aus der Burg.

Sie hatten nun eben erst die nächsten Anhöhen erreicht, da sahen sie schon einen Theil des feindlichen Heers im Thale halten, und hinter demselben, und rechts und links zeigten sich große Staubwolken, und daraus hervor blitzten in der Morgensonne die Waffen heranrückender Schaaren.

Ein Herold kam ihnen alsbald entgegen, und fragte an: ob sie kämen, sich ihrem rechtmäßigen Könige zu unterwerfen? denn dieser sey im feindlichen Lager. Und falls sie dort sich mit eignen Augen und Ohren davon überzeugen wollten, biete er ihnen im Namen seines Herrn sicheres Geleit an. Doch Raimund entgegnete unwillig: »Auf eine Frage, die mit dem Schwert in der Hand an ihn gethan werde, wisse

er auch nur mit dem Schwerte zu antworten. Wenn dem feindlichen Heerführer danach gelüste, so möge er sich ihm stellen, Mann gegen Mann; dann wolle er ihm nach Kräften Bescheid thun. Den Weg aber ins feindliche Lager hoffte er bald auch ohne Geleit zu finden.

Und der Herold war kaum bei den Seinigen wieder angelangt, da sprengte ein Ritter in schimmernder Silberrüstung ganz allein aus dem Haufen hervor ins freie Feld zwischen ihnen und dem feindlichen Heer. Sogleich führte Raimund seine kleine Schaar die Anhöhe hinab, ließ sie am Fuße derselben Halt machen, und sprengte allein dem Ritter rasch entgegen. Er sah bald, daß dieser keine Lanze führte, und es also auf einen Kampf mit dem Schwerte abgesehen sey, warf daher die seinige gleichfalls von sich, und sie ritten sie in gestrecktem Laufe grade auf einander los. Doch als sie sich bis auf wenige Schritte nahe gekommen waren, hielten sie beide an, und mogen einander mit den Blicken, und Raimund freute sich der hohen königlichen Gestalt des Gegners. Hierauf zogen sie beide rasch den Helmsturz herunter, und griffen zu den Schwertern, den Kampf zu beginnen. Da rief plötzlich der Ritter: »Haltet ein!« und warf sein Schwert in die Scheide zurück. »Ihr blutet!«

fuhr er fort. »Nicht Ehre brächt' es mir, mit einem schon Verwundeten zu kämpfen.«

Voll Verwunderung sah Raimund in der That das Blut an seinem Panzer herabrieseln, doch wurde er bald gewahr, daß es aus der Schärpe kam, worin er seine Alpenrose verwahrt trug. Er zog sie schnell hervor, und siehe! traurig neigte die Rose das Haupt, und helle Blutstropfen standen auf ihren Blättern.

In dem Augenblick vernahm er lautes Rufen von der Seite, und zwei Reiter jagten herbei und schrien schon von weitem: »Haltet ein!« Und Raimund erkannte in dem einen Meister Ezzelino, in dem andern aber seinen Vater Wolfgang. Sie warfen sich sogleich zwischen die beiden Kämpfer, und Ezzelino rief: »Prinz Gundibert, was willst du thun! Es ist dein Sohn.« Wolfgang aber faßte Raimunds Arm, nahm ihm das Schwert aus der Hand und sprach: »Gegen wen streitest du, Raimund! Dieser dort ist dein Vater, nicht ich.« — Und dann sich zu dem Fürsten wendend, der vom Pferde gesprungen war, und dessen Hand an seine Brust drückend: »So lebt ihr wirklich,« rief er, »mein theurer Fürst und Herr! Und diese alten Augen sehn euch wieder, die euren Tod so oft und so lange beweint! Kommt nur! — Er ist's; es ist Raimund, euer Sohn, den ihr meinen Händen anvertraut, und den ich jetzt euch wiedergebe.«

»Und seine Mutter?« rief Prinz Gundibert.

„Sie hat euch ihr Bild zurückgelassen, da sie ging!“ entgegnete Wolfgang langsam und mit niedergeschlagenen Augen, und nahm Raimunden den Helm vom Haupte. Da sah der Vater seines Sohnes herrlich blühende Gestalt, er erkannte der geliebten Mutter theure Züge, und neben die freudige Gegenwart stellte sich wehmüthige Erinnerung, und tief bewegt von Schmerz und Lust, schloß er den Sohn in seine Arme und hielt ihn lange schweigend fest. Dann richtete er sich empor, reichte den beiden Freunden dankend seine Hand, und erzählte ihnen mit kurzen Worten, wie er den Nachstellungen seines Bruders nur durch die Flucht übers Meer entgangen sey, wie er nach vielen seltsamen Abenteuern endlich zurückgekehrt und Schutz und Hülfe gefunden bei dem König von Burgund, der ihm ein Heer ausgerüstet habe, sich damit sein angestammtes Königreich wieder zu erwerben.

»Ihr kommt zu spät!« unterbrach ihn Ezzelino lächelnd, euer Sohn hat sichs bereits erworben. Denn als ich ihm und seiner Mutter und Wolfgang, dem treuen Diener, eine sichere Freistatt bereitet in meinen Bergen, da schwur ich es dem Andenken an unsre alte Freundschaft zu, daß euer Sohn die Krone tragen solle, die für euch bestimmt war, doch sollte er

sie sich erst vorher verdienen, und wahrlich! das hat er gethan mit Ruhm und Ehren.«

Und nun, indeß sie mit einem frohlockenden Gefolge, das sich um sie versammelte, der Burg zuritten, erzählte Meister Ezzelino, wie sich alles zugetragen, und Raimund erkannte wohl, daß seine Vermuthung ihn nicht betrogen, und daß Meister Ezzelino niemand anders sey, als der Berggeist, den er in Sagen und in Liedern von frühster Jugend an gekannt, und dessen Treiben und Wirken er mit schauerlicher Lust sich oft so nahe geahnt hatte.

So waren sie bis vor das Thor der königlichen Burg gekommen. Da trat König Giselherr aus dem Thor, von seiner Dienerschaft und unzähligem Volk umgeben, ging ihnen entgegen, und indem er sich vor seinem Bruder auf ein Knie niederließ, nahm er die Krone von seinem Haupte und legte sie zu seines Bruders Füßen. Als Prinz Gundibert aber den König in dieser demüthigen Gestalt erblickte, und ihm in das bleiche, abgezehrte Gesicht sah, wie schwand Groll und Rache aus seinem Herzen; er sprang vom Pferde, hob ihn auf und verzieh ihm, wollte auch die Krone nicht von ihm annehmen, sondern verlangte, daß Raimund und Thorhilde den Thron besteigen und mit einander herrschen sollten. Doch Raimund rief mit lauter Stimme: »Da sey

Gott für, daß ich jemals zu herrschen begehre, so lange mein Vater noch lebt!« Und das ganze Volk jauchzte ihm Beifall zu, und rief Prinz Gundibert zum König aus.

König Giselherr aber bat seinen Bruder, daß er ihm vergönne, ein Kloster zu erbauen im Walde an der Stelle, wo er einst die Schlangenhöhle gefunden, damit er dort, nachdem er ein Christ geworden, den Rest seines Lebens dazu verwenden möge, sich mit dem Himmel zu versöhnen. Darauf führte er sie alle in die Burg, denn heute noch einmal sollten sie seine Gäste seyn. Und indem sie hineinzogen ward Meister Ezzelino Freund Bolko gewahr, reichte ihm lachend die Hand und sprach: »Nun, Bruder Bolko Nummer 1, gieb deinem Bolko Nummer 2 nur immerhin freundlich die Hand und halte mir den Scherz zu gut. Zur Schadloshaltung verehre ich das Dachsränzlein dir und deinen Nachkommen. Halt' es in Ehren, und gebrauche es mit Verstand.

Und Bolko hielt das Dachsränzlein in Ehren und gebrauchte es mit Verstand, und es erhielt sich bei seiner Nachkommenschaft lange Zeit, bis es endlich, man weiß nicht wie, abhanden gekommen ist. Ein Gleiches aber geschah auch mit dem Schwerte Raimunds, der nach seines Vaters Tode lange Jahre regierte als ein weiser, tapferer und gerechter König.

Das soll, wie man sagt, in neuern Zeiten ganz verloren gegangen seyn.

Und so können wir zum Schluß nichts Besseres wünschen, als allen wackern Dichtern und Sängern, daß sie das Dachsränzlein; allen wackern Königen und Fürsten aber, daß sie das Schwert wiederfinden mögen sich selbst zu Nutz und Frommen und der Welt zum Heil!

3177 A 20

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 100 906 171